
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
·LIBRARIES·
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES·SCIENTIA·VERITAS
1817

ERNTE
Zweiter Band

Jahrbuch

der

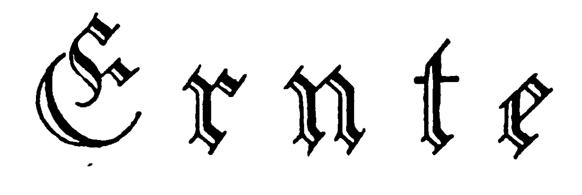
Halbmonatsschrift

DAS LITERARISCHE ECHO



Zweiter Band

1920



Ernte

Herausgegeben

von

ERNST HEILBORN



Egon Fleischel & Co
Berlin

Dies Buch wurde gedruckt in der
Buchdruckerei F. E. Haag, Melle i. H.



Guido K. Brand

Der Weg zum Mythos

> Das Höchste, wozu der Mensch
> gelangen kann, ist das Erstaunen.
> Goethe.

Die Krisis des heutigen Menschen — sie entstammt dem Jahrhundert vor uns und wird uns überdauern — ist die Erbschaft einer Vermessenheit, die von Zeit zu Zeit über Generationen kommt. Die Wirrnis unserer Epoche — geistig, schöpferisch, kulturell, wirtschaftlich, politisch — ist Endkampf und aus Vitalität des Nachdrängenden: Wurzelerde für Neues. Daher die schlingernde Bewegung unserer Kurve und aus dem revolutionären Antrieb das Gefühl, daß sie trotz allen Gegendruckes die Tendenz des Hochstieges in sich hat. Schreie von Ausgekämpften, Stoßseufzer von Brüchigen, Fanalrufe von Aufgejagten, hingellend über Bürgerseligkeit, besagen nichts. Tiefer aus Sammlung um glühend-lebendiges Herz, das

näher hindrängt an Wesenheit des Seins, schwellen die Gewalten, die Menschheit, sich, Gott erlösen wollen; aus innerstem Trieb: müssen. Die Zivilisation, gipfelsteil, entseelt hochgetrieben, den Krieg als grauenhafteste Manifestation ihrer Blutleere preisend, ist unterhöhlt: Jähsturz enthüllte erschütternd Verlogenheit, Abgrund und Leere. Obschon doch Brennende da waren, die seit Jahren Gestrüpp aus der Ebene rafften, auf daß Licht einfalle. Der Kampf gegen die rasende Turbine machte Hände und Geist zittern: Gedanken zerrissen gleißendes Gewebe der Oberflächenschicht, hämmerten die Sprache zu schlagenden, leidenschaftlichen, bohrenden Sätzen. Kraft wider Kraft, Gewalt gegen Gewalt, Ansturm auf hingelagerten Blöcken, die hohl waren, Schrei wider Stöhnen: Mensch wache auf! Rette dich! Der Krieg mußte nicht kommen, um dies zu offenbaren. Die Revolution kam später als die Erkenntnis. Diese, in Aufgeglühten längst schon, zerbrannte die Einsamkeit.

Es gilt den Weg zum Menschen, durch ihn hindurch, zu Gott.

Der Mensch hatte verlernt zu schauen: er sah. Er hatte nicht mehr Gefühl und Instinkt: er wußte. Er war nicht mehr Herr: er wurde das Opfer seiner von ihm erfundenen Maschinerie des Daseins. Ihn überstürzte das rasende Tempo seiner Fabriken, elektrischen Bahnen, die Verworrenheit seiner Politik, die Hemmungslosigkeit seiner hirnlosen Oberfläche, der

„Valutasturz seiner Moral". Der Mensch ist unter die Räder seiner Motore gekommen, erstickte in der Umklammerung seiner Wissenschaft. Er verfiel der Suggestion seines Glanzes: wir beherrschen das Leben. Ausgang aus Schule war nichts anderes als Belastung mit Wissen, Formeln, Beschwernis mit Zahlen und Gerüsten. Und als wir erkennen mußten, daß kein Integral, kein Beugungsgesetz, keine Konstitutionsformel des Tripalmitins etwas nützte, fluchten wir der Last, warfen sie ab, da uns der Weg versperrt wurde. Dieser Kampf ist älter als wir; denn es ist die Auflehnung des wesentlichen Menschen gegen die Mechanisierung. Das Erlebnis unserer Krisis ist die Wandlung aus der zermürbenden Umwelt des Wissens, aus der Verödung unserer Herrlichkeit in das Ethos der Gläubigkeit. Unser Ringen ist die Aufrichtung eines Zieles, das überschüttet lag vom Materialismus der Hetzjagd um Zahl und Schein; es soll Anfang sein zu einem Neubau auf dem Bankerott des bisherigen Lebens. Es ist der revolutionäre Ausbruch aus den Zwischenerlebnissen des Daseins zur Absolutheit des Seins. Manifeste einzelner rufen zum Mitgängertum, Orgien geistiger Entfesselung werfen sich über alle Dinge, Vorbereitung zum Weg, aufreißend aus Behaglichkeit, Stumpfsinn, brennend in Nervenenden. Es ist der Stoßruf nach Wesentlichem, nach Wille zur Gläubigkeit: Gott, der lang Mißachtete, der lang Übersehene soll wieder begriffen werden. Wir sind, nach Jahren tieferen Abfalls,

dort wieder, wo Charles-Louis Philippe ausrief: „Es tut not, sehr nahe bei Gott gelebt zu haben, ohne ihn in den Büchern studiert zu haben. Es tut not, daß man eine Vision des natürlichen Lebens, daß man Kraft habe, Mut sogar. Die Zeit der Milde und des Dilettantismus ist vorbei. Jetzt beginnt die Zeit der Passion."

Gewürgtem Geist-Atem entringen sich neue Schreie, strömendes Blut trägt neue Lasten aus Schacht-Innerem, klammernde Hände suchen Rettung vor Fall. Aus Ebenen will der Schritt ins Gebirge, das Auge sucht Fernblick, will Schau. Skepsis und Pessimismus wird über Bord geworfen, verödetes Wissen weicht unendlichem Gefühl, Staunen und Wundern türmt sich vor den Erscheinungen der Gebirge und Wälder, der Wolken und Horizonte.

Der Mensch ist tot! Werden wir wieder Mensch!

Die Entwicklung der in Büchern offenbarten Geschehnisse zu zeichnen, wäre der Verlauf dieses Werdens, des Willens zur Rettung des Menschseins. Nicht wir allein, wir Überstürzten aus Niederlage und erpreßter Aufraffung, manifestieren dies. Lauter, dröhnender, angeekelt durch die Blendung des äußeren Glanzes, lodern Fanale der Sieger in Frankreich, in Belgien. Es wäre die Sichtbarmachung von Irr- und Abwegen, von Verbissenheit, von Wut einer Umklammerung, aber auch die Projektion der Erschütterung in Einsamkeit der Gebete des Alleinseins. Es geht um letzte Dinge. Es geht um die Empörung

gegen das Niederreißen, um die Gnade der Urkraft aller erfüllten Räume und Zeiten, es geht um den Weg zum Mythos.

Was ist, das ist das Mysterium.

Am Herzen staut sich die größte aller Fragen des Menschentums, nichts anderes als die Frage nach Erlösung des eigenen Ich: „wie retten wir das Mysterium?" Last des Gewichts aus Erlebnis und Erkenntnis umrandete Antwort: Rettung des Mysteriums ist Rettung des Menschen aus der Umschnürung des rasenden Ablaufs der Dinge, des Gehetztseins von Sekunde zur Minute, aus dem Gefesseltsein von Not und Qual der materialistischen Blendung. Nichts anderes rettet dich, mich, alle, die Menschheit, als die Entsühnung unserer Vergangenheit, als der Wille zur Wesenheit und Schöpfung, als der Glaube an die Geheimnisse des Welt-Inneren, als die Auswirkung der geistlichen Geburt aus der Religion: Schau Gottes.

Die Frage: „wie retten wir das Mysterium?" ist, zu uns gewendet: „wie retten wir den Menschen?" tiefer und zur Letztheit angekommen: „wie retten wir Gott?" Pfingstliche Flamme wächst über uns nahe am Abgrund: Irgendwoher muß Führung aufstehen, muß Führung werden durch Zeit und Raum, hin zu Gott. Wie Hugo von St. Viktor sagt: „Zu Gott aufsteigen, das heißt in sein Ich einkehren und doch nicht das allein: sondern auf unsagbare Weise über sich hinauskommen."

Breit öffnet sich Tor. Weg ist. Es gilt: in sich hinein, durch uns hindurch, durch Nächte der Not, des Leids, durch die sieben Dunkelheiten, durch die sieben Ewigkeiten an das Ende aller trüben, erschütterten Meere: zu Gott. Mensch, das ist jetzt noch Umgürtetsein, Umfangensein mit Zeitlichem als sekundengeteilter Ablauf, rasend im Takt entseelter Motore, stürzend, taumelnd von erpreßter Ruhe-Minute in die aufsaugenden Schwingungen der überhellten Straßen und roter erhitzter Säle. Mensch, das ist jetzt noch Umhülltsein, Überwölbung von Raumenge, von Wänden und Zimmern, von Plätzen, gepeitscht von Maschinen. Leben das ist jetzt noch Mischung von Zeit und Raum als Addierung von Bewegung und Gegenstand, ist Aneinandergereihtsein von Schreiten und Ding ohne die Erkenntnis der rosenhaften Beziehungen zwischen diesen Füllungen der Ewigkeit und Unendlichkeit. Gott das ist .... stellte einer zwischen den Hämmern Kruppscher Riesenambosse die Frage? Und wie sollte auftauchen in all der erdrückenden Fülle des Mechanismus, in der sich immer steigenden Überwindung der Raumpunkte das Gefühl, daß Zeit mehr ist, als der ins Wesenlose gestürzte Sekundenschlag, daß Raum mehr ist, als die Metermaß-Entfernung von Ding und Mensch, daß diese beiden Erlebnisse in uns Eins werden, daß Zeit und Raum zusammenströmen in unserem Blut zu einer Schauung der Wesenheit des Göttlichen? Die Losschleuderung unseres

Schreitens zwischen Blumen und aufwachenden Augen der Kinder, unseres Tastens über langsam wachsendes Gras und morgenrötliches Rauschen der Wälder unter aufgehenden Sonnen in das verbrecherisch-überstürzte Sausen der Bahnen und Autos ist der Fluch der Entfernung vom Innersten unseres Wesens von Gott.

Wenn eine Antwort ist — sie ist es — dann gilt es, uns von dem Fluch des „unerlösten Gottes" zu retten. Wir gehen den Weg zum Mythos. Menschheit war je und je untertan der Führung. Gibt es Führer, Prediger, Erkennende, die rufen, und niemand, oder einige nur hörten? Der Markt der Bücher und Worte ist voll von Gassen, in denen die Richtungen laufen; aber der Weg zum Mythos ist keine Straße auf dem Markt. Er ist eine Sammlung der Menschen, die nach Innen gehen. Auf dem Markt herrscht Geschrei, Anpreisung und Feilbieten; der Weg zum Mythos aber führt durch Gärten und Gebirge, durch Ströme und Meere. Und es gibt Weisende unter uns! Ob wir den frühen Werfel nennen, Beer-Hofmann, Reinhard Johannes Sorge, ob wir Jakob Kneip, Friedrich Schnack, Ernst Lissauer sagen, ob wir uns hinwenden an die Namenlosigkeit von Jammes' primitiver Geisteshaltung, zur Bruderschaft Carl Hauptmanns, an die kosmische Bezwingung Momberts, ob wir in Liebe gehen mit der mönchischen Versenkung Rainer Maria Rilkes: es ist immer das Eine: die Berührung mit dem zu-

tiefst aus den Urgründen des Lebens schwingenden Sein, das Gott in sich trägt, das nicht sagt: hie Gott oder hie Ding, sondern in aller Losgelöstheit der formelhaften Einkleidung den ungeheuren Strom der Ehrfurcht, der Demut in sich auswirken fühlt und die Erschütterungen aus den Gewalten Gottes in das franziskanische Lächeln wandelt, spürend Gottesgeburt:

„Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu kann leben.
Werd' ich zunicht, er muß vor Not den Geist aufgeben."

Ob wir Goethe in Tagen und Nächten, immer bis an das Ende unseres Weges uns zu eigen machen, erfüllt von der unendlichen Auswirkung seiner Gesammeltheit des Göttlichen in Erde, Ding und Mensch, von dem Wunder seines Lebens und der mythischen Erschließung der Erdtiefe und Raumhöhe, ob wir überwältigt werden von den in jähe Himmel aufstrebenden Domen der Gotiker, ob wir überlastet werden von den Schauungen der Mystiker, von der Frommheit der bräutlichen Nonnen, die wie Mechtild von Magdeburg „das fließende Licht der Gottheit" zuhöchst erkennen: es ist immer das Eine: zwischen dir und mir, in deinem Wesen und meinem Sein, aller Dinge Auswirkung von Innen, zwischen uns und Zeit und Raum ist Gott. Und mit ihm: der Weg zu Ihm.

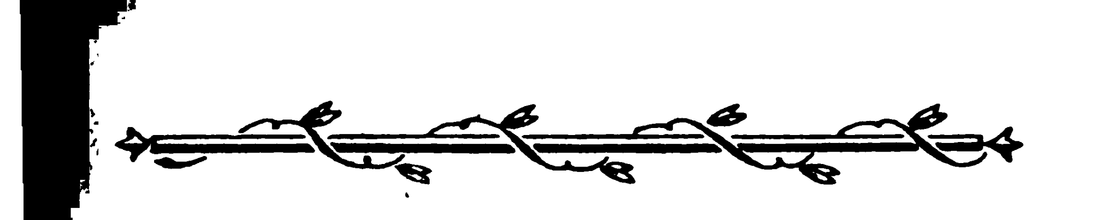
Der Weg zu Ihm ist, gebunden in Wort, der zum Mythos, ist die „Wiedergeburt der Kunst aus dem Geiste der Religion" (dessen ausführliche Dar-

legung der Inhalt eines Buches von Ernst Michael ist, erschienen bei Diederichs-Jena. Vgl. meine Besprechung L. E. XXII, 385). Der Weg dorthin ist Absage und Erfüllung, Loslösung und neue Gebundenheit; er ist die Schöpfung der Erde, der Gegenstände ihres Wachstums, der Menschen in dem nicht erkennbaren, aber durch seine Übergewalt in Glauben erfahrbaren Zusammenhang mit Gott. So wächst Wort, Dichtung, Geist und Schrift, so tönt Musik, dröhnt bezwungener Raum: aus der Überwindung des Zwiespältigen des Dunkels und der Helle, aus den Erschütterungen des Naheseins den „Müttern", aus tief in sich geknieter Demut und Gebeugtheit vor den Offenbarungen der Landschaften und Horizonte. Fern aller bloßen „Stimmung", die religiös sich gebärdet, ferner noch allem Willensmäßigen zur Religion, entfernter nach aller Logistik, ist der tiefe Strom des Erfülltseins mit Gott. Dieser Weg drängt hin zu Gott: Mensch, Erde, Himmel, All, Ewigkeit, das Aufwachen der Morgen, das Lächeln der Blumen, die Frage eines Kindes wollen ergriffen werden mit der Inbrunst einer S c h a u u n g. In Visionen steigen die Gesichte, in einfachen Sagen blühen Worte, hinströmend vermählt sich der Geist mit Gott-Geist, ungeheure Erfülltheit mit göttlichem Atem schöpft Wesenheit: der Mythos ist nicht allein jenseitig oder allein diesseitig. Er ist in uns: denn in uns ist Jenseits (eingebildet in Schau, Vision), in uns ist Diesseits; in uns ist Einkehr und Darüberhinauskommen.

Oh, laßt uns hinhorchen auf die Stimmen in uns, ehe der Moloch der Städte Innerstes zermalmt! Oh, laßt uns aufhorchen auf die Schöpfer, die Gott nahe sind, ohne ihn in den Büchern studiert zu haben! Oh, laßt uns das rasende Tempo, dem Krieg, Revolution noch stärkeren Antrieb gab, mit würgenden Händen halten, daß Besinnung in die Steinbrüche der Straßen kommt! Oh, laßt die Flamme leuchtend werden über eine Gemeinschaft, in der Gott ist!

Denn siehe, ER sagt: „Rufe mir, so will ich dir antworten und dir anzeigen große und gewaltige Dinge, die du nicht weißt." (Jeremias 30, 3.)





Ferdinand Gregori

Ernst Lissauers „Ewige Pfingsten“[1]

Hundert lyrisch tastende oder ethisch ausgreifende Boten einer ganz neuen Zeit, die nicht einmal Wurzeln in der alten haben will, umjauchzen, umklagen, umtoben uns und zeigen mit ihren tausend Fingern auf sich selbst als — Erfüller. Sie „lallen sich“, schreien sich, blitzen und donnern sich, um ein zartes Evangelium zu verkünden, das vor zwei Jahrtausenden schon einmal in aller Stille gelebt worden ist. Von Franz Pfemferts, Kurt Hillers, Alfred Wolfensteins, von Herwarth Waldens Gnaden heißen sie; Aktion, Aktivismus, Erhebung, Sturm, Jüngster Tag, Roter Hahn, Expressionismus steht abwechselnd auf ihren kreuz und quer geschwenkten Bannern; ein gegenseitiges Hinweisen, Ausdeuten, Vergöttern verwirrt auch die gutwilligen Zuschauer und hetzt Hekatomben von Mitläufern in den unersättlichen Molochrachen der — Menschlichkeitsdichtung. Ja, um etwas ganz

---

[1]) „Ewige Pfingsten.“ Gesichte und Gesänge. Von Ernst Lissauer. Jena 1919, Eugen Diederichs. 83 S.

Gelindes, ganz Urchristliches geht's eigentlich bei diesem Getöse von Jerichotuben. Scheiterhaufen brennen für den versöhnlichen Bürger, für die Anmut des Verses, für die gesunde Architektonik der Sprache. Nicht nur erlaubt ist, was mißfällt — es wird gefordert! Und dabei geschieht alles um der andern willen, aus Altruismus (Kurt Hiller spricht das in seinem Manifest aus), man glaubt so das wahre, noch unverbürgerte Volk endlich für die Kunst zu bewegen, zu gewinnen und ahnt nicht, wie sehr man es verkennt, wie gar nicht man es kennt. Sei gut, o Mensch, und hilf deinen im Geiste armen Brüdern — das habe ich schließlich aus allem Lärm herausgehört, eine liebliche Botschaft, aber in Trommelfeuern vorgetragen.

Der Rote Hahn wird uns aufs Dach gesetzt! Sind sie so gewaltige Baumeister vor dem Herrn, daß diese Zerstörung sich rechtfertigt? Kann der sich an der Schönheit der Flamme freuen, dem sie das Eigentum frißt? Gewiß, sie ist schön, diese Jugendflamme, wenn sie aufschlägt aus den Köpfen der Edschmid und Unruh, der Hasenclever und Goering, der Ehrenstein und Goll, aber sie beleckt das Erz kaum, das sie schmelzen will. — Lenkt endlich ab von der Politik, ihr jungen Herweghe und Lassalle, redet euch nicht ein, ihr könntet plötzlich eine Welt schaffen, wie unsre Mystiker und Frommen, unsre Staatsmänner und Philosophen sie von je für das Ende aller Zeiten geweissagt haben; aber zeigt sie uns im Bilde,

wie es Dichters Weise ist. Ob ihr dabei vorwärts, ob rückwärts schaut — überall ist Welt und Traum, überall ist Schöpfung möglich. Zeigt, was Bauen ist, denn das Zerstören kennen wir, nicht zuletzt durch den Krieg, zur Genüge.

Ich rede, weil ich weiß. Es ist ein Erfüller unter uns, trotz euch. Ob Pfemfert, Hiller, Wolfenstein und Walden ihn gelten lassen — das freilich weiß ich nicht. Aber Aktion, Aktivismus, Erhebung und Sturm ist in ihm und tritt schaffensmächtig aus ihm. Edschmid stellt als neue Gleichung auf: „Geist und Blut", und so gehört Ernst Lissauer zur Epoche dieser Gleichung, die allerdings so alt ist wie die Kunst.

Pfingsten — das ist trächtiger Acker, Pfingsten ist fruchtbarer Strom; Pfingsten geschah unserm Volke um 1813, in Johann Sebastian Bach waltet Pfingsten als Ton. So kreisen des Dichters vier frühere hauptsächliche Bücher schon um dies Wort der Apostelgeschichte, und in seinem fünften rollt die gebärende Sonne dieses Wortes Pfingsten als schöpferischer Gedanke. Was eigentlich Schöpfung ist, klingt erst in Persönlichkeits-Motiven an: Homer, Iphigenie, Franz von Assisi, Savonarola, Michelangelo, Luther, Münzer, der Orgelbauer Silbermann, Bach, Goethe, Beethoven, Bruckner. Aber dann erschwillt es über den einzelnen hinaus zum Schaffen an sich. Was wollte doch Edschmid vom Künstler der Zukunft? Nicht den Denker, sondern das Denken, nicht zwei Umschlungene, sondern die Umarmung sollte man dar-

stellen. Nun, ganz so abstrakt tut's gottlob Edschmid selber nicht, und Lissauer findet für das Schaffen schlechthin auch einen greifbaren Mittler, der wahrhaftig alles Menschenwerk überragt, findet und gestaltet Gott-Schöpfer, Gott-Geist.

Die vier primitiven Elemente, Erde und Luft, Feuer und Wasser, sind voller Keime. Aus dieser männlichen Sphäre fallen sie in die weibliche des Bekenners, des Künstlers. So hat der Mythos die Jungfrau Maria mit Keim aus der Höhe begnadet, so sind die Pfingstflammen auf die Häupter der Apostel herabgeflackert, und sie konnten in tausend Zungen reden. Eine wundervolle Bescheidenheit liegt in solcher Motivierung menschlicher Großtaten. Der schöpferische Mensch demütigt sich, ein Werkzeug zu sein. Und aus der Demut kam noch immer die Erlösung.

Darum, weil unsere Jugend nicht demütig ist (Werfel ist es und einige seiner echtbürtigen Freunde!), glaube ich nicht an Erlösung aus ihrer herrischen Hand. Aber Lissauer ist es, fühlt sich nur als empfangender Schoß, wo er doch sein eigener Befruchter ist; schließt sich ein wie sein Bach, wie sein Bruckner, hämmert — Uhr seiner Persönlichkeitszeit — an den Blöcken, die seinen Weg bezeichnen, wie Michelangelo; aufbirst sein Haupt wie Savonarolas, und eisernes Licht bricht in harter Garbe hervor; behorcht mit Goethe — Seismograph — die feinsten Erdbebungen; holt Symphonien aus Wäldern und Gewittern wie Beet-

hoven. Seine liebste Vorstellung ist, daß die Wände der Stuben auseinandertreten, um dem Schaffenden freie Sicht zu geben, der an Tisch und Stuhl gefesselt ist. Oder Luther breitet beide Arme und packt, am Wartburgfenster stehend, die Luft und den Tagesschein, um seinem Werke, seinem deutschen Testament auch deutsche Landschaft, deutsche Sonne aufzuprägen. Lissauer, der Großstadtmensch, steht klaftertief in der Scholle und wächst vom Licht berieselt mit den Rosen um die Wette. Max Klinger, auch kein Bauer oder Gärtner von Geburt, läßt unter den Füßen des Heilands, der den Olymp betritt, Veilchenbüschel aufsprießen wie Lissauer aus dem Estrich von Luthers Arbeitsraum.

Kunst ist ihm die wahrhaft überwindende Macht auf Erden. Charon weicht vor Homer zurück, der ihm die Helden der Unterwelt entführt in die Unsterblichkeit. Die Banausen der Agora stürzen tot zusammen, weil sie den großen Sänger geschmäht und dem Blinden den Stab entwendet haben: die Abgeschiedenen Odysseus und Hektor, Diomed und Achill sind lebendige Mauer um den Verspotteten, sind auch seine Waffe. Aber Kunst hat einen weiteren als den Schulsinn, ist nicht nur Form im materiellen Betracht, sie ist Bekenntnis. Darum gehören auch Münzer und Karlstadt zu ihr, darum sogar Loyola.

Gesichte und Gesänge! Im Anfang noch ein wenig klopstockisch geschwellt, als genüge „Stimme“ an sich nicht ganz: sie muß „kündend“ sein; dann, im

Schöpfer-Zyklus — durch den Stoff benötigt — noch einen Rest von Kunst-, Religions- und Literaturgeschiebe mitführend, obwohl letzten Endes auch diese Luther und Goethe, Michelangelo und Bach, ja diese reinigend sich auflösende Iphigenie immer nur der gleiche Dichter der „Ewigen Pfingsten" sind, der solcher Vermummungen nicht bedürfte; endlich aber unbeengt das hohe Meer gewinnend, einzig auf sich stehend: Prophet, Mystiker, Künstler, Priester, Bekenner, Geist in einem — Dichter! Diese „Psalmen" sind keine Abarten mehr klopstockischer, hölderlinscher Oden oder novalisscher Hymnen; sie brechen auf wie Schlucht der Weisheit und Weissagung unter unser aller Füßen; Schicksal der Menschheit, Schicksal unseres verirrten Volkes tönt aus dem Abgrunde in schallenden Dämpfen. Am ehesten noch können sie an den Psalter und die Prophetenrufe der Bibel angeschlossen werden, freilich ohne das hebräische Stigma des Vers-Parallelismus. Und dieser ehrwürdige Stammbaum charakterisiert ihre seelische Bodenständigkeit ganz besonders, da Lissauer Jude ist wie David und die alten erlauchten Gottesmänner.

Die Kraft dieser Psalmen ist bereits erprobt. Sie haben meinen Hörern den Glauben gestärkt, den Glauben wiedergegeben, das Geheimnis des Glaubens erschlossen. Und nicht allein den Glauben an den Gott, den der Dichter „meint", sondern den Glauben auch an Deutschlands Heiligkeit, Deutschlands Genesung und gewisse Zukunft. Und da ist kein Schlag-

wort, von der politischen Tribüne, von dogmatischer Kanzel erborgt, das leichte Hilfe leiste und den feurigen Wein trübe! Wort sitzt bei Wort nicht anders als Block bei Block, die ein schöpferischer Steinmetz behauen hat; und zu Rhythmen verbunden gleich straffen Gebirgskämmen, gleich Wogenbergen und -tälern, die ein heimliches Gesetz schleudert und ansaugt. Freude springt auf, und Glück der Gotteskindschaft sänftigt sie wieder; und Leiden des Werkzeugs erstöhnt:

> Du, Gott, den ich meine, du hast mich begnadet mit
> Sommerzeit...
> Wie mit Gletschern leuchtest du Heiterkeit —

aber auch:

> Du Gott, willst du Menschen zum Werke berufen,
> So erntest du sie in Pressen und Kufen.
>
> Dann schreien sie laut, sie wimmern, sie klagen,
> Du bist an der Kelter, sie müssen ertragen.
>
> Zerreibst die Kerne, zerstößest die Schalen,
> So wird das Wesen aus ihnen gemahlen.

Wo ist die Kirche — welcher Konfession auch immer — die das nicht zum Predigttexte macht am nächsten Bußtage, oder auch zum Evangelium für Sonntage köstlich-fröhlichen Advents!

Ewigkeitsstunde wird in diesem Buch gewiesen, das zu einer Zeit erscheint, da die Minute herrscht. Ein Ruf zur Sammlung schallt, die allein das Große zu wirken weiß. Nicht Gossen und Rinnsale tröpfeln dieses gewaltigen Gottes Willen, „Brunnen mit star-

kem Strahle" sucht er sich aus, die ihn loben. Er spricht:

> Ich liebe den Wald mehr als den Baum, mehr als die Welle lieb' ich die See,
> Mehr als die Scholle die Erde, mehr als die Flocke den Schnee.
> Ich liebe den Menschen, wo immer er haust,
> In wimmelnder Stadt, im einsamen Koog,
> Wo Gebirge starrt, wo Meerflut braust,
> Mehr lieb' ich das Volk.

Und damit geht zusammen:

> Tu ab das Viele, so wirst du haben die Fülle.

Kein Gott nach unserm heutigen Bilde, kein Gott der Milde, keiner unserer „Gleichheit" und „Gerechtigkeit"! Merk's, Deutschland! Was ist sein Beginnen?

> Manche verstoße ich in niedere Glücklichkeit
> Und manche begnade ich mit Schmerzen.
> Ganz ohne Recht verteile ich meine Seligkeit.

Was heißt das? Wir sollen nicht leben buchstabengerecht, nach dem Buchstaben derer, die Gott nur vom Hörensagen kennen, sondern sollen Gott selber suchen und in uns aufnehmen im Pfingstrausch, um seine Gerechtigkeit erleben zu können.

Das Buch ist ein zürnender Johannesruf: tut Buße! Das Buch ist eine Umarmung Jesu: ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende! Seine edelste Weisheit ist: werdet stille, damit ihr Gott endlich höret! Seine tiefste Erkenntnis: Gott segnet die Weile!

Die Menschen schwatzen viel zu vieles in der Zeit,
Du aber willst sie nicht hören, du Gott der Schweigsamkeit ...
Du tust, du redest nicht,
Du redest nicht, du bist.

Und:

Lang, lang, lang ist das Werden, lang und voll Langsamkeit,
Langsam wächst die Wurzel, daß sie zur Krone gedeiht ...

Das ist nicht heute fürs Heute gesagt, ob's auch noch so heutig klinge; auch das ist langsam gewachsen, leise zutage getreten und wird noch gelten und blühen, wenn längst die Hurtigen und Schwatzhaften in ihr Nichts zurückgesunken sind — ja, dann erst recht!

Wenn Ernst Lissauer das deutsche Volk mit den Psalmen nicht gewinnt, wenn es ihn nun nicht zu seinen berufenen Führern und Glückspendern stellt, dann — mag er immer wieder seinem Gott der Langsamkeit vertrauen, der eben kein Tagelöhner ist, sondern fügt und fügt „in Jahrtausendtagen".





Max Fischer

Albert Steffen

Der Dichtertyp der guten alten Zeit scheint ausgestorben. Spröde und schwer gingen Schiller und Jean Paul, Mörike und Stifter einher neben dem betriebsamen Leben ihrer Zeitgenossen. Der moderne deutsche Dichter drängt sich mitten auf die Tribüne des öffentlichen Lebens, sättigt seine Verse mit politischer Tendenz, schmettert die Trommel des Revolutions Marsches und wirft mit gehackten Sätzen Manifeste künftiger Staatsgestaltung in die drängenden Massen. Der Dichter von heute ist mit hinein verwickelt in die Aktualität des politischen Getriebes, seine Stimme schreit gell, denn auf offenem Markte vernimmt man nur die Lärmenden. Er muß bluffen durch grelle Stoffe, sensationelle Überraschungen, gigantisch aufgekrampften Stil. Er muß, um im Taumel der tausend Lärmenden vernommen zu werden, sein eigenes Lob auf dem Markte künden: Dichter seiner eigenen Reklameschleifen, Prophet, von eigener Gnade getauft.

Albert Steffen ist keiner aus dieser betriebsamen Schar. Er ist ein Stiller, ein Abseitiger. Gerade

weil er zutiefst die Schicksale seiner Zeit durchlebt, durchleidet — nimmt er nicht teil an den Manifestationen äußerlicher Aktivität, vorzeitiger Schlagwörter, staatsphilosophischer Posen. Und weil er in einem seltenen, unserer Zeit fast ganz abhanden gekommenen Sinn ein Dichter ist, kein Händler mit Worten, deshalb strahlt bei ihm äußeres Bild in inneres Geschehen, nicht — wie fast bei uns allen — inneres Erleben in von außen errafftes Bild.

Wie kleiden sich doch die Schriftsteller unserer Zeit in grelle Farben! Albert Steffen trägt sein schlichtes graues Tuch; Glanz verborgener Schönheit leuchtet tief innen. Deshalb lege seine Bücher beiseite, wer Stoffkitzel, Exorbitantes, Pikantes, Modernität erwartet. Und komme zu ihm, wer mühselig und beladen, von einem Buch erhofft, daß aus verborgener Tiefe Quellen des Gemütes entspringen: klar und rein, heiter und gütig.

Die Romane Steffens [1]) enthalten keine lauten Geschehnisse, keine spannende Fabel, keine psychopathischen Fälle. Ihr Inhalt: die Entwicklungsgeschichte suchender Seelen.

Bereits der Jugendroman „Ott, Alois und Werelsche" (1907), drängend gesättigt von feiner, persönlich erlebter Beobachtung, gibt Seelengeschichte reifender Menschen. Doch noch ist Steffens Art der Darstellung in einem an der Fläche haftenden Impres-

---

[1]) Sie sind bei S. Fischer in Berlin erschienen.

sionismus stecken geblieben, noch mangelt beherrschende Kraft der Idee und Architektur des Aufbaus. Fünf Jahre später, in seinem zweiten Roman „Die Bestimmung der Roheit“ (1912), hat Albert Steffen seinen Stil gefunden.

Seinen Stil, schwerfällig, herb, ganz dem Urgrund der Seele zugekehrt. Menschen schreiten einher mit täuschenden Gesten, plötzlich fällt die Maske; ihr Inneres steht offen. „So also war die Welt, die er in sich aufgenommen hatte, solche Häuser, solche Leute, solche Redensarten. Er hatte diese Welt frei aus sich gewählt. Andere Menschen trugen Gemäldesammlungen in sich oder ganze Literaturen oder die Bilder der zukünftigen Erde. Das Innere von Aladar war ein Dirnenhaus.“ Hinter den Schemen der äußeren Welt wird die seelische Realität geschaut. Als die Heldin des Romans nach quälenden Erlebnissen in der Großstadt aufs Land zurückkehrt, sieht sie ihre Umwelt mit neuen Augen an. „Alle Dinge hatten für sie ein geistiges Aushauchen, ein Ausströmen von Zugehörigkeit, von süßester Mütterlichkeit. Sie empfand, wie sie als Kind empfunden hatte.“

„Die Bestimmung der Roheit“ schildert die Seelengeschichte einer Studentin, die durch die Roheit der Außenwelt zu ihrer inneren Sendung reift. Sophie tritt mit eingeborener Güte dem Leben gegenüber, dessen Brutalität sie zu zerbrechen droht. Die Welt des Lasters tut sich vor ihr auf. Sie schaut das Leben der Prostituierten. Aber ihr erster Abscheu wandelt

sich in ein tiefes Mitleid vor dem armseligen Bewußtseinsbesitz ihrer unglücklichen Schwestern. „Indem sich Sophie dieses Leben vorstellte, bemächtigte sich ihres Herzens die tiefste Liebe. Man mußte diese Bilder schöner und reicher machen. Was hieß das aber? — Es hieß, die Straßenzüge, die Städte, die ganze Erde umgestalten." So wächst aus der individuellen Einzelhandlung ein universales ethisches Postulat; mehr noch: ein Hymnus auf die revolutionierende, erlösende Kraft der Menschenliebe.

Aus allen scheinbar der äußeren Welt entspringenden Leiden wird der Sinn gerichtet auf das Eine, das nottut: die Umkehr der Seele. „Nichts gibt es auf der Erde das seinen Urgrund nicht in einer Eigenschaft der Seele hätte, in Gedanken, Gefühlen, Leidenschaften; so auch die Prostitution. Wenn das Seelenleben sich ändert, so ändert sich auch die Prostitution. Die Prostitution verschwindet nur, wenn in der Seele etwas aufhört. Nicht die Einrichtung muß geändert werden, sondern die Menschen. Und da muß jeder bei sich selbst anfangen. Jeder hat ein Teilchen in sich, das die Prostitution hervorruft, auch wenn er gar nicht wüßte, daß es eine solche gibt. Dann soll er seine Seele umschaffen, das ist seine erste Pflicht."

„Die Bestimmung der Roheit" ist erfüllt von einer ethisch-religiösen Grundtendenz; die beiden nächsten Romane Steffens, „Die Erneuerung des Bundes" (1913), „Der rechte Liebhaber des Schicksals" (1914),

sind aufgebaut auf Theoremen der modernen Theosophie.

Der dichterische Weg, den Albert Steffen ging, von der Erscheinung zum Wesenskern, von der Peripherie des Lebens zur Welt der Seele, mußte ihn zwingen, das gestaltlose Leben der Seele in der Runensprache des Symbols zu sagen, mußte ihn hinführen zum Mythos.

Es war Steffens Schicksal, daß er weder — wie etwa die mittelalterlichen Dichter — einen umfassenden Mythos und eine universale Symbolensprache vorfand, in der er sein Erleben mit organischer Selbstverständlichkeit hätte zum Ausdruck bringen können, noch — wie etwa in unserer Zeit Alfred Mombert — dazu kam, aus eigenstem Urerleben eine autonome Mythik zu gestalten. Vielmehr nahm Steffen die Schriften Rudolf Steiners und anderer moderner Theosophen als gläubiger Adept in sich auf, übernahm ihre Abstraktionen als okkulte universelle Wahrheiten.

Es soll und kann hier mit dieser Weltanschauung nicht gerechtet werden. So reich sie gegenüber dem philosophischen Materialismus der Zeit ist, so arm ist sie gegenüber einer lebendigen, mystisch quellenden Religion. Hier kann nur von der Einwirkung dieser theosophischen „Bekehrung“ auf Steffens künstlerische Leistungen die Rede sein.

„Die Erneuerung des Bundes“ hat ein gewaltiges mythisches Motiv: den Kampf des Guten und des

Bösen in den beiden Zweigen eines Geschlechts. Aber der Sinn dieses Kampfes steckt nicht, wie in einem schöpferischen Mythos, als immanente Symbolik in überzeugenden konkreten Gestalten, sondern die Personen des Buches blieben blutarme Schatten in einem abstrakten Schema. Die Theosophie drängt sich auf; aber nicht — wie die ethische Lehre in der „Bestimmung der Roheit“ — als innere Umkehr, die den Leser bezwingt, als Seelentaufe, die ihn erbeben macht, sondern als lehrhafter Hinweis auf die „neuen Bücher“, durch deren Lektüre die Hauptfiguren der beiden theosophischen Romane die entscheidende Veränderung ihrer Weltanschauung erfahren. Ganz erfüllt von den Doktrinen der Theosophie nähert sich der Dichter, der sich freilich in wunderzarten Einzelheiten immer wieder sieghaft offenbart, der Gefahr, die gestaltende Kraft seines schönen Erzählertalents einer unkünstlerischen theosophischen Apologetik zu opfern. Nur an einzelnen entscheidenden Stellen steigt der Dichter zu mystischer Bekehrungskraft empor: „Sie schlossen ihre Augen vor dem Glanze überirdischer Liebe. Aber da sie ihre Augen still geschlossen hielten, empfanden sie die Glut der überirdischen Liebe in der eigenen Brust.“

Auch in einigen Novellen Steffens, selbst in der schönen Erzählung von der „Heiligen mit den Fischen“ (1918) und den beiden dramatischen Versuchen — „Die Manichäer“ und „Der Auszug aus Ägypten“ (1916) — leidet die Blutwärme des Dichters unter

der Lehrhaftigkeit des theosophischen Doktrinärs. Steffen ist eine durchaus epische Natur; seine Freude am Fabulieren — oft gar nicht ätherisch, sondern knorrig und schalkhaft — triumphiert doch immer wieder gegen Gefahren der Erstarrung. Problematischer ist die künstlerische Kraft seiner bisherigen Dramen, in denen Töne einer mystischen Lyrik offenbar werden, die aber zu spirituell bleiben, um wuchtig zu sein, um — was sie ja nach des Dichters Gesinnung beabsichtigen müssen — bekehren zu können wie ein Mysterienspiel des Mittelalters oder ein Fronleichnamsdrama des Calderon. Die Personen der steffenschen Stücke bleiben Schemen, wachsen nicht zu lebendigen Gestalten, deren Fleisch und Blut überzeugt; sie reflektieren über sich, aber haben kaum die Selbstverständlichkeit eines objektiven Daseins. Wenn Moses mit dem Pharao redet, dann ist es nicht der zornentbrannte jüdische Prophet, der dem Bedrücker seines Volkes entgegentritt und ihn, sein Weib und sein Kind von der Gerechtigkeit Jahves überzeugen will; sondern: man hat das Gefühl, die intellektuellen Erörterungen eines theosophischen Sektenhäuptlings unserer Tage zu vernehmen, der die Gattin und den Sohn mit mystagogischer Beredsamkeit überzeugt hat, dem aber der Vater mit relativistischen Sophismen Widerstand leistet. Noch läßt die Begeisterung für die mit dankbarer Hingabe empfangenen theosophischen Lehren den Dichter nicht jene Distanz zu seinen Gestalten gewinnen, deren — nach unserer Über-

zeugung — der Dramatiker nicht entraten kann. Fern aber sei es von uns, mit diesen Feststellungen Endgültiges über die dramatischen Fähigkeiten auszusagen; ein so spröder und spätreifer Künstler wie Albert Steffen enthüllt nicht alle Möglichkeiten seines Könnens schon beim ersten oder zweiten Wurf.

Jedenfalls: als Epiker fand er schon den Weg durch die Theosophie hindurch zu neuer mythischer Kunst. Sein Roman „Sibylla Mariana" (1917) ist eine bedeutende Dichtung. In diesem stofflich scheinbar aktuellen Buche, das Vorbereitungszeit und Anbeginn des Weltkriegs umspannt, wird die Wesenheit der Nationen lebendig in symbolischen Gestalten. Aber in Steffens Roman ist der Krieg nicht deus ex machina, der die Handlung plötzlich durchbricht: er ist innerlich vorbereitete Notwendigkeit. In den ach so zahlreichen Weltkriegsromanen der deutschen Literatur wirkt das Erleben des Kriegsausbruchs als Anekdote; Steffens anspruchslose Dichtung gab ihm mythische Gestaltung.

Steffen fand für diese Symbolisierung der Völker ein großes Vorbild in der deutschen Literaturgeschichte vor: Friedrich Schiller. Schiller hat, so sieht es Steffen an, jedem Volke sein eigenes Drama geschrieben. Den Deutschen den Wallenstein, in den die Sterne als göttliche Gesetze ragen, den Engländern das Machtdrama der Maria Stuart, den Franzosen das Gloriadrama der Jungfrau von Orleans, den Schweizern das Volksdrama von Wilhelm Tell, den

Russen das Erbfolgedrama des Demetrius, den Italienern die Braut von Messina, das Drama der unbewußten Triebe und Empfindungen.

„Im Geiste Schillers", so läßt Steffens die Hauptgestalt seines Buches, eine edle Frau von europäischem Bewußtsein sagen, „lebten alle Völker auf. Er holte sie aus seinem Unbewußten empor. Er konnte es, weil er sich selbst als freies Ich erfaßt hatte. Und jedermann kann es, der sich auf diese Weise findet."

Dem übernationalen Bewußtsein der Schweizerin stehen die nationalen typischen Gestalten eines Deutschen, eines Russen, eines Engländers und eines Italieners gegenüber: die Seele ihrer Völker gewinnt überzeugende Gestalt in der Seele dieser Individuen. Diese Menschen sind Freunde; jeder trägt in seiner nationalen Prägung eine besondere integrierende Wesensart der Menschheit. „Die Menschheit erschien als ein einziges Wesen, dessen verschiedene Organe die mannigfaltigen Völker sind. Jedes derselben hat seine besondere Aufgabe. Keines darf darin geschmälert werden. Die Regelung des Ganzen muß aus dem Streben der einzelnen Teile nach Einheit hervorgehen. . . . Mochte der Italiener durch Leidenschaft und Überwindung derselben, daraus ersprießt das Mitempfinden — der Franzose durch Verstand und Vergeistigung desselben, das führt zu Grazie — der Engländer durch Selbstbewußtsein und Verinnerlichung desselben, so entsteht Würde — der Russe durch

Hingebung und Läuterung derselben, das ist Opfer — in dem Menschheitswesen leben, der Deutsche wollte es durch Denken und Objektivierung desselben, derart öffnet sich der Weg zum Geist."

Von allen Teilen der Erde her nahen die Gestalten der Völker dem Altare der Menschheit. Jeder tritt mit anderem Schritt heran. Jeder bringt andere Gabe. „Alle gaben sich die Hände und drehten sich im priesterlichen Tanz. — Jetzt aber erblickte Lucia einen grauen Wolf, der außerhalb des Reigens lief. Er lief so schnell, daß er überall zu gleicher Zeit war. Er umgab die ganze Erde in einem einzigen Augenblick wie ein Ring von Rauch. Hinter jeder der Gestalten sperrte er den Rachen auf. Da verwandelte sich der friedliche Reigen. Alle flohen nach innen. Dieser schon jenem vor. Jener wehrte sich und schlug. Statt sich zu helfen, bedrängten sie sich und kämpften und töteten."

Der Brudermord begann. Die verborgenen Kräfte des Hasses und der Verzweiflung traten ans Licht des Tages. Der Krieg machte das Höchste und das Niederste sichtbar. „Die Endkatastrophe naht. Aber sie wird nicht im Kriege, sondern nach ihm kommen . . . Das Siegel des Jahrhunderts ist schon vor dem Krieg Vernichtung in allen Formen gewesen. Keiner hatte sich gestanden, daß er zerstörte. — Jetzt ist man g e z w u n g e n, zu töten. Vorher tat man es aus eigenem Willen. Jetzt wird man dazu getrieben. Man überwindet die todbringende Wirkung

nur, indem man sie erkennt. Aus solcher Erkenntnis allein kommt die Sehnsucht nach neuem Leben. Der Mensch muß wieder einmal an die Pforte des Todes geführt werden, um zu sehen, daß Liebe das Ziel der Erde ist."

Auch diese Dichtung vom Kampf der Völker mündet in den Preis der versöhnenden Liebe, der schaffenden Güte. Ganz unaufdringlich mahnt das Buch den Leser zum Guten, ruft seine lautersten Kräfte auf. Was man wohl sonst kaum von einem Dichter dieser Zeit sagen darf, kann von Steffen gerühmt werden: es sind in der Tat Menschen „besser" geworden durch die Lektüre seiner Bücher.

L'Art pour l'Art-Gläubigen und literarischen Demagogen mag solches Lob trivial, ja lächerlich erscheinen. Wer aber glaubt, daß die chaotisch zerbröckelnde Gesellschaft Europas nur durch moralische Erneuerung der Seele genesen kann, der wird auch von diesem Gesichtspunkt dem Werke Steffens besondere Beachtung schenken.

In dieser Zeit betriebsamer Geschäftigkeit grüßen wir in Albert Steffen einen echten Dichter und echten Menschen, der dem Reiche Gottes dient.





Käte Schultze

Juliane Karwath

Motto: „Wir wandeln alle in Geheimnissen. Wir sind von einer Atmosphäre umgeben, von der wir noch gar nicht wissen, was sich alles in ihr regt und wie es mit unserm Geiste in Verbindung steht." 1. Oktober 1827.

„Die Gottheit aber ist wirksam im Lebendigen, aber nicht im Toten; sie ist im Werdenden und sich Verwandelnden, aber nicht im Gewordenen und Erstarrten. Deshalb hat auch die Vernunft in ihrer Tendenz zum Göttlichen es nur mit dem Werdenden, Lebendigen zu tun; der Verstand mit dem Gewordenen, Erstarrten, daß er es nutze."
13. Februar 1829.
Goethe zu Eckermann.

Das Wort: „Das Gefühl ist Herzpunkt der Ästhetik" gibt zwar nur eine ihrer Grundnormen. Doch nicht die unsympathischste fürs Schreiben einer Frau über eine Frau. Denn die gefühlserfüllte Betrachtung und die daraus entstehende Freude am Schönen und Wertvollen sind Grund genug, auf Juliane Karwaths Werke hinzuweisen.

Es liegen von der Verfasserin bis heute vor: „Die drei Thedenbrincks", „Katharyna Holerbeck", „Das

Feuer hinter dem Berge", „Das schlesische Fräulein", „Eros" und „Das Erlebnis des Erasmus Luckhardt" [1]).

In Folgendem kann der überaus reiche Inhalt ihrer sechs Romane nur angedeutet werden:

Die triebhaft einsetzende, später so bewußt gefühlte Sehnsucht der Volksseele nach Aufstieg aus den Niederungen ihres Lebenskreises durchzieht den Kleinstadtroman „Die drei Thedenbrincks". Kättel, Liesel und Regine Thedenbrinck, die drei Sandkinder, wachsen heran im ehemaligen Nonnenkloster einer kleinen schlesischen Stadt. Aus den Gassen und verstaubten Häusern, aus den „Sonnebuden" der „Schusterburg" treten eine Fülle von Menschen mit ihrem Eigenleben. Es seien nur die Reihe der Zimmerherren in ihrer Reibung mit den drei Schwestern genannt, der Buchhändler als Volksfreund und Erlöser der Regine mit ihrer Wunderblumenseele. Die einsame Frau Hertha mit ihrem reifen Weibverlangen und ihrer endlichen Bescheidung. —

Nicht alle entwickeln sich zu Persönlichkeiten mit bewußt getragenem Schicksal. Sie geben aber — wie ein Kristall — Farbenbruch und sichern dem Erstbuch der Dichterin eigenen Reiz und ein Aufhorchen.

Mußte auch durch die gegebene Überfülle von Gestalten die formale Stoffbehandlung etwas kraus

[1]) Sämtliche Romane von Juliane Karwath erschienen bei Egon Fleischel & Co., Berlin.

werden, in „Katharyna Holerbeck“, ihrem zweiten Roman, ist die Zügelführung straffer, die epische Charakteristik der Heldin einheitlicher.

Zu der schon bewiesenen Feinheit des Nachinnenhorchens und der plastischen Gestaltungskraft der Dichterin tritt nunmehr die stark persönliche, immer wiederkehrende Eigennote der karwathschen Kunst: Das Geheimnis des Blutes, seine treibende Kraft und sein Kampf zwischen Eigen- und Weltgesetz.

An einem in der Form stets wechselnden, im Charakter sich aber gleich bleibenden deutsch-polnischen Kulturkampf geht der deutsch-protestantische Bürgermeister Hans Holerbeck zugrunde. Katharyna, sein Kind, hat das fremde Blut ihrer Mutter, der Polin und Katholikin aus alter Familie. Ein polnischer Elegant desselben Geschlechts, mit viel Kultur, und ein Knappschaftsarzt — ein blonder Häuerssohn — werben um Katharyna.

In einer jener dunklen Stunden, da der Grenzpunkt unseres Seelen- und Nervenlebens überschritten und unser bewußter Wille ausgeschaltet, da im Schrei nach innerer Ruhe jedes Herz und jede Hand ergriffen wird, stützt sie der Blonde. — Sie empfängt von ihm. — Ihr Pflichtbewußtsein gegen das keimende Leben macht sie stark und ruhig. Nach drei Jahren langsamster Entwicklung ihres Kindes fühlt sie wieder Mutterhoffnung. Da — jäh durch äußere Tragik angeregt — bricht das Verhängnis herein. Blut findet sich zu Blut —, Weh zu Weh —,

Sünde zu Sünde. — Katharynas und des Polen Liebestod klingt wie eine metaphysische Erfüllung ihrer Zusammengehörigkeit.

„Das Feuer hinter dem Berge" ist der Roman einer Intellektuellen im Kampfe mit der Urbewegungskraft der Frauenseele, der Heimatsehnsucht von Körper und Geist.

Christiane und Hardi Dorreyter entstammen einer Ehe mit viel Voraussetzung und wenig Erfüllung und frühzeitigem Einblick in die Weibesnot ihrer Mutter.

Sie machen beide ihr Lehrerinnenexamen. Christiane ringt sich durch zur Selbständigkeit der Frau, — Hardi heiratet. Ihre Schicksale laufen nebeneinander her, — greifen ineinander —, Konflikte und Gefühle verwirren und entwirren sich wieder. — „Der Abend allein ist das Beste." Mit viel Panzergewandung ums eigene Herz und vielen heimlichen Tränen sagt Christiane dieses Wort so tapfer und lebt es so schwer. —

Vergangenes scheint wieder gegenwärtig geworden und das traurige Einst verständlich im traurigen Jetzt: Preußens Notzeit nach dem unglückseligen Frieden zu Tilsit ist der kulturgeschichtliche Rahmen des Romans „Das schlesische Fräulein". Scharf umrissene Porträts verabschiedeter Offiziere und liebender und duldender Frauen. Schlesische Adelsgeschlechter mit ihren Legenden und Traditionen, Werden und Sterben von Regimentern verweben sich ins Ganze

dieses reichen Romans. Er umspannt das Schicksal einer diffizilen Frau aus uraltem schlesischen Adelsgeschlecht. Benigna fleur, mit viel Tradition und Stolz — mit viel klingendem Blut und Begehren —; mit starkem Willen zum Großbleibenwollen, — mit manchem Irrtum im Spiel und Gegenspiel der Leidenschaft. Dann — in dunkelblauer Nacht — aufbrechende, urewige Naturforderung zur letzten Erfüllung des Eigengesetzes. Irrtum —, Schuld und Schicksal — ja! Aber — Liebe! Und dann Leiden — viel Leiden —! —

In „Eros" begreifen wir: „Das Leben ist Raub des einen am andern." Dorothea Sybille, ein zweites schlesisches Fräulein — arm und gedemütigt im Adelsstift lebend — baut sich aus Trotz und Lebenshunger, aus Schuld und Verrat heraus eine Ehe mit dem Adelsmann Hanns Christoph. Ihr Blut schreit nach dem andern Mann — und aus Schuld an der sterbenden Gemahlin des Erwählten und der Untreue an ihrem tiefsten Weibverlangen, zerbrechen sie und andere. Die Funktionen ihrer Seele und ihres Körpers verzehren sich an dem qualvollen Verrat ihres Lebens, — das keine Erfüllung gab. Ein hoffnungsloser Schrei, ein müdes Versagen uralten Blutes — viel Gesagtes, mehr noch Verschwiegenes geben diesem Adelsbuch das seltene Gepräge aristokratischer Schönheit und Einsamkeit. — „Hilf mir, Erde, hilf mir, — laß mich sein wie du —;" so braust in Dorothea Sybille das Blut. Des Weibes Notschrei: „Ich will

leben," klingt wie ein Auftakt zum „Erlebnis des Erasmus Luckhardt" hinüber zu dem Manne, bei dem sich Eros zum Erkenntnistrieb steigert: „Ich will wissen." —

Der Künstlermensch Erasmus Luckhardt ist heimgekehrt. Er kommt von Krieg, von Leben und Tod als halber Metaphysiker zurück. Der Leser kreuzt des Erasmus Weg im Augenblick seines ersten „Erlebnisses", das er noch unbewußt fühlt: als die Pappeln ihn grüßen: „Sieh hier." Als die Erde atmet und die Allbeseelung ihn berührt, und er erschauernd fragt: „Erde, wer bist du?" — Seine Wanderung beginnt. Seine Heimat, sein Bruder, der blöde Valten, — seine einstige Weggenossin Frau Heddi und ihre satte Umwelt, „Typ einer Zeit, die vorüber war" — schmerzhaft weit liegen sie jetzt hinter ihm. Im Enttäuschungsschmerz erkennt er die getrennten Welten. — Hirn und Herz treiben ihn: vorwärts! Suchen! Körper und Seele ermatten: nichts, — es ist nichts! Und wieder rafft er sich auf —. Nerven vibrieren, Sinne zerren und zucken; nehmen auf — stoßen ab. Weiter peitscht ihn Eros, immer weiter dem Höhepunkt zu: da begegnet er Modeste. Das „Aneinanderspüren" umfängt ihn; er tritt in ihre Welt. Farr, — der Philosoph — und die Worte und der Geist seiner gedruckten Freunde: Flammarion, Büchner, Fechner, Goethe flammen hin und her: Welträtselraten klärt und verwirrt ihn. Rührt weiter an Tiefen, wühlt

schmerzhaft weiter an Untiefen, sucht fiebernd den Urboden der Erkenntnis, den Zusammenhang letzter Dinge:

„Den Menschen der Natur, den keiner je gesehn,
Und jeder in sich fühlt, und jeder wünscht zu sehn —"

Modeste! Zu ihr wirft das Blut Erasmus —. Und „beide wandern sie der Erde nach, wie sie sich gab und verriet —."

Da kommt die letzte große „Zurechtweisung" zu Erasmus. Der Tod, das Siegel des Lebens. Modeste, die Schon-Erfüllte, Wissende, hatte „ihre Sendung vollführt und mußte wieder ruiniert werden"; sie stirbt und gibt sich der Erde wieder. Und Erasmus wandert zur Hochzeitswiese ihrer Erinnerungen. Pan, — Modeste, — wo? warum?

Schreiend wirft er sich zur Erde, umfaßt die ewige Mutter — und er fühlt das Mutterherz pochen, und das Urfeuer zündet in ihm: „Erde, Erde war kein Tod. Erde war Leben, Geist, Wille, — Wachsein. — Leben — es sah ihn an. Pan war da."

Und der Tod des Einzeldaseins hatte den Abenteurer der Erkenntnis auf die letzte Hochstufe der Offenbarung gehoben.

*

Die lebendige Wahrhaftigkeit, die Fülle ihrer gegebenen Tatsächlichkeiten, ihre große Tiefe und kosmische Weite zeigen Juliane Karwaths Dichterkraft. Juliane Karwath ist eine stolze Arbeiterin. Man

nehme in diesem republikanischen Zeitalter das kaiserliche Wort nicht übel. Statt Marktgeschreis und lebensschwacher Frühgeburten des Gottesgnadendichtertums kennt d i e s e Dichterin das Verantwortlichkeitsgefühl und den Respekt vor dem geschaffenen Wort und seinem Gedanken. Sie kennt die tätige Entsagung, und dadurch glückt ihr die selten angetroffene Ausreifung von Form und Inhalt. Juliane Karwath hat das Wort, seine Bedeutung und seinen Rhythmus in voller Gewalt. Und sie geht sparsam mit ihm um. Auf poetische Posierung mit nur charakterisierenden Beiwörtern trifft man nicht. Sie läßt ihre Worte und Sätze erlebnisbeschwert berichten.

Dieses Zusammenwirken von E r l e b n i s und S t i l ist e i n e der formalen Schönheiten ihrer epischen Kunst.

Durch unser subjektives Miterleben stellen wir uns ästhetisch ein. Und Juliane Karwath macht es dem willigen Leser nicht schwer. Denn sie geht von der ihr — als Schöpferin — bekannten Tatsächlichkeit des Ganzen aus und betont — je nach Form ihrer Einführungsart — gleich von vornherein die einzelnen Charaktere. Ihre Einteilung und Aufteilung des Stoffes unter die Personen ihrer Romane läßt von Anfang an aufmerken.

Bei der Einführung von Personen tritt die Dichterin durchweg als Berichtende auf. Mit Namennennung und oftmals zurückgreifender Vorgeschichte

führt sie — charakterisierend aus dem gegebenen Milieu heraus — die Gestalten ein. Knapp, scharf umrissen, blitzartig mit ein, zwei Worten beleuchtet im Übergang einer gegebenen Situation in eine andere — gibt sie gleich eingangs große Richtlinien. Ihnen fügt sie — mosaikartig dem Rahmen eingesetzt — eine Fülle von Einzelzügen hinzu, die alle nur dazu dienen, Tatsachen und Seelenleben zu beleuchten, und sich weiter entwickeln zu lassen.

Die Assoziation mit benachbarten Gefühlen ist immer von charakterisierender Bedeutung und von höchster dichterischer Kraft. Wie z. B. Christiane Dorreyters unterdrücktes Rasseblut jauchzt beim stolzen Ritt in die Ferne als ein in ihr wohnendes Grenzenloses.

Bezeichnend sind auch die Analogien, die in die Stimmungen hineinspielen. Wie — beispielsweise — bei Katharina Holerbeck: Hebbel in seiner dualistischen, grüblerischen Selbstquälerei, in seiner Betonung der Urschuld, die er durch das Leben selbst gegeben sieht. Und — wiederum Christiane Dorreyter — auf ihrem Wege der Emanzipation ihres Weibverlangens von Angelo Janks „Eiserne Wehr" begleitet wird.

Sie weiß seelische Stimmungen in das Bild einer Landschaft zu reflektieren, die zeugende Erde ist ihr immer ganz nahe. Und mit einem Silberstift zeichnet sie symbolische Einfühlungen in ihre Werke wie z. B. die Rosenlegende des Bischofs von Laurentius im „Schlesischen Fräulein".

Oft ist es, als fülle sie die uns kaum zum Bewußtsein kommenden Pausen der Empfängnis des Wort- und Zeilenbildes mit Zwischendichtung aus, die an Unaussprechliches rührt.

Die Kritik zog Fontane vergleichsweise heran. Von ihren Zeitgenossen berührt sie sich mit Clara Viebigs Erdgebundenheit, mit der aristokratischen Distanz von Keyserlings und mit Werfels Lebensforderung: „Sei tausend Außen und sei eins nach Innen."

Für jede kritisch wissenschaftliche Abhandlung mag die Trennung der Wertbegriffe eine Notwendigkeit sein. Und doch würde die Beschränkung auf eine rein ästhetische Wertung der Formgestaltung der lebendigen Wirkung Juliane Karwaths und ihres Werkes nicht gerecht.

In den ersten fünf Romanen ist Juliane Karwath vornehmlich Dichterin ihres Geschlechts voll absoluter Ehrlichkeit. Liebe und Leiden. Wer ein anderes Eigenlied der Frau singt, ist ein schlechter Sänger. Wer aktuelles Zeitgeschehen mit urewigem Naturwillen verwechselt, oder es für die Frau gar fordert, kann zum Sünder werden.

Höchstes des Weibes ist die Liebe. Reizbarkeit der Seele und des Körpers ihre Tragik. Und diese Tragik wird zur Stufe der Welttragik gestaltet, und das Ethos der Menschlichkeit steckt darin.

Hilf dir selbst vom Kreuz! Es haben nicht alle Frauen die Kraft dazu. Auch bei Juliane Karwath

nicht. Aber es haben auch ganz wenig Frauen nur den Mut dazu. Und den haben sie bei Juliane Karwath.

Keine ihrer Frauen versteckt sich hinter hysterischer Lüge. Die inneren Gesetze, die starken Gebote ihrer Seele machen sie wählerisch. Sie sind zu gebrechlich, um Ungeliebtes und Wesenfremdes ertragen zu können. Aber das Blut in ihnen treibt sie — führt sie zum Kompromiß in der Ehe, zur Erfüllung ureigenster Forderung über gähnendem Abgrund. Und dann tragen sie — so oder so — innere und äußere Konsequenz.

Juliane Karwaths Wahrhaftigkeit in der Folgerung von Schuld und Sühne ist unerbittlich wie das Leben. Ihre Gestalten stehen jenseits der moralischen Kritik, da ringende Menschen die zufällige Gesetzlichkeit der Konvention mit der Unendlichkeit ihres Fühlens durchbrechen und mit der Wirklichkeitserkenntnis seiner bedingten Erfüllung büßen müssen. Eigengesetz und Weltgesetz. — Freiheit und Verantwortlichkeit, Trieb und Pflicht lassen die Grundstellung des Menschen zum Leben eine tragische sein. Juliane Karwath kann wahrheitsgemäß nicht die Auslösung, das Ideal geben. Aber sie gibt die Liebe als Schöpfungskraft, und die heilige Erde ist ihr Urbild des Lebens in seiner Wiederkehr voll Verheißung und voll Zerstörung.

Juliane Karwath rührt an alle Güter unseres Daseins, fragt die letzten Fragen und wertet gegebene Werte.

Sie hält Abrechnung mit der „alten Welt" und erkennt den Zusammenhang des schmerzgefüllten Geschehens der letzten Jahre nach innerem Naturgesetz.

Natur! „Die Menschen sind alle in ihr und sie in allen." Sie ist schon längst Sendung mit allen ihren Kräften — erkannten und geheimen; aber der Empfänger Mensch ward sich seiner Naturwesenheit noch zu wenig bewußt.

Juliane Karwath kennt unseren ungehorsamen Herzmuskel und weiß schmerzhaft genau um unsere Blutsgebundenheit. Aber sie fühlt auch das „Band zwischen Idee und Blut, zwischen Erde und Geist, weil Erde — Geist war." — Sie spürt die „Stromübergangspanik", die „Weltenwende im Geistigen" und sucht — Wegebereiter.

Wenn Denken Liebe und Liebe Denken ist, dann ward Juliane Karwaths Natur erfüllt — erfüllt von jener „intellektuellen Liebe Gottes", die — weil lebendig — Werte schafft und — fordert.

Und so gibt die Dichterin die Vergeistigung der Natur im Menschen als letztes Höchstziel seiner Entwicklung. — „Das, was wir Schicksal nennen, ist ungeheure Kunst —".

Einen weiten, weiten Weg wird bis zur Beherrschung dieser Kunst die Menschheit zu gehen haben! Aber zur „Verkündigung bereit steht über der Erde die Idee".

Aus „Miterleben, Vergleich, Leiden und vielleicht auch ein wenig Traum" kamen diese Bücher aus

der Stille zu uns. Und wie ein Gebet überflammt „das Erlebnis des Erasmus Luckhardt" die alte Menschheit zu dem neuen: Werde! das von ihr gefordert wird.





Juliane Karwath

Autobiographische Skizze

In Straßburg im Elsaß bin ich als Tochter eines katholischen Polen und einer protestantischen preußischen Offizierstochter geboren. Meine weltunkundige Mutter hatte anfangs wohl keine Ahnung von den Konflikten, die sich in dieser Ehe ergeben mußten. Mein Vater, von verschiedenen Einflüssen berührt, erkrankte schwer und verlangte in seine Heimat zurück. So kamen wir nach dem Osten.

Die Karwaths sind eigentlich evangelische, deutschgesinnte Polen. In der Kreuzburger Gegend in Oberschlesien soll vor hundert oder mehr Jahren eine Mühle gestanden haben, die die „Karwaths-Mühle" hieß. In der Jugendheimat meines Vaters, einem kleinen ostschlesischen Städtchen, lebte aber, als wir kamen, von seinen nächsten Verwandten nur noch meines Vaters frühverwitwete Mutter, eine kleine, zähe, fanatische Vollblutpolin, die mit der Familienüberlieferung gebrochen, ihrer Kirche im Hause den größten Einfluß eingeräumt und meinen Vater, ihr einziges Kind, katholisch erzogen hatte. Die Heirat meines Vaters hatte sie mit begreiflicher Unzufrieden-

heit aufgenommen und versuchte nun alles, um ihren Einfluß wieder zur Geltung zu bringen. Es kam schließlich zu einem vollkommenen Bruch mit ihr, der nie geheilt wurde.

In einer schlesischen Stadt, dem altfritzischen Neiße, in dem mein Vater eine Anstellung gefunden hatte, blieben wir wie angeschwemmte Steine liegen, gleichsam auf der Grenze zwischen deutschem und slawischem Wesen, aber auf jeder Seite von allem Früheren vollkommen getrennt. Aber noch immer war die Entscheidung nicht gefallen. Noch jahrelang kämpfte Blut und Blut, Kirche und Kirche.

So war meine Kinderzeit durchaus nicht heiter. Aber ich hatte in aller Trostlosigkeit das Gefühl, als ob dies alles nicht das Eigentliche sei, etwa, als ob ich in einem Traum lebe und die Wirklichkeit irgendwo hinter Nebeln stünde. Und in dem Suchen und Träumen nach ihr entstand mein Fabulieren.

Bei uns daheim gab es trotz allem Bücher über Bücher, und ich war von keinem getrennt. Meine Mutter stammte aus einem literarischen Heim, ihr Vater, ein hochkultivierter, aber sonderbar zigeunerisch veranlagter Reiteroffizier, hatte eine phantastische Neigung für alles Gedruckte, war mit Hackländer und allerhand Künstlern befreundet und trug ein Faustbändchen stets bei sich. Von seiner Mutter, einer Heydebrand aus derselben schlesischen Gegend, in der die Karwaths Müller gewesen waren, ging die Sage, daß sie Bücher geschrieben habe, und jedenfalls gibt

es Aufzeichnungen von ihrer Hand, in denen eine seltsame Wortmusik ist. Mein Vater liebte mehr Historie, religiöse Grübelei, Naturwissenschaftliches und die slawischen Autoren. Von allem muß mir etwas ins Blut gedrungen sein, und auch jene Jahre in der kleinen Festungsstadt, die Wanderungen in der romantischen Wildnis der Wälle und der Glacis, die Neiße mit ihren Sagen, die Nähe des Gebirges müssen mehr Einfluß auf mich ausgeübt haben, als ich damals dachte. Jedenfalls begehrte ich bald aufs heftigste fort, und meine früherwachten Pläne gingen dahin, Malerin oder Schriftstellerin zu werden.

Aber als ich die ersten hilflosesten Arbeiten kaum niederzuschreiben begann, tauchte das Gespenst des Erblindens vor mir auf, und die ganze Welt der Bücher und Farben versank für mich auf lange und mit ihr auch das, was man wohl die erste Jugend heißt.

Das Schicksal warf mich dann von neuem in eine fremde Existenz, in der ich nicht sein konnte, aber leben mußte. Ich wurde — wir hatten Schlesien inzwischen längst verlassen — durch einfaches Examen Lehrerin. Meine Laufbahn als Institutslehrerin führte mich in die verschiedensten Gegenden und zeigte mir einige Menschen und mancherlei ergötzliche Typen, aber für literarische Arbeiten blieb keine Minute Zeit, wenn dergleichen in diesem Dasein überhaupt denkbar gewesen wäre! Endlich kam ich in eine größere norddeutsche Stadt voll alter Kultur und fand zum erstenmal wieder eine geistige Welt voll Lebendigkeit

und Bewegtheit und voll Anteil, Verständnis und Förderung für mich. In jener Zeit begann ich wieder zu schreiben und hatte auch Erfolg damit. Aber ich war damit nicht zufrieden. Ich fand nicht zu mir selbst. Noch immer hatte ich das Gefühl, von Nebeln umgeben zu sein und kein rechtes Ziel zu wissen. Es schien mir auch, als ob ich den Norden, die See, nicht ertragen könnte. Alles in mir suchte nach Bergen und anderem Himmel.

So ging ich nach Thüringen.

Aber in eine Fabrikstadt.

Und hier wiederholte sich einfach nur, was nun einmal Grundmotiv meines Lebens zu sein scheint, das Dasein im Fremden und Abgewandten. Aber in vierzehn schweren Jahren drang ich doch ein wenig durch die Nebel und begann klarer zu sehen. Trotz allem Gegensätzlichen erkannte ich in dem zufällig Gewählten doch das, was für mich innerste Heimat war und was ich vielleicht in allem hatte suchen müssen. Das, was mir von den Vorfahren, von den Müllern gewiß, und von den Junkern und durch unbewußtes Jugenderlebnis als innerste Sehnsucht ins Blut gesenkt sein muß, fand ich nun: den Zusammenhang mit dem freien Land, mit Wald und Berg, mit der Erde.

In aller Einsamkeit und Abgeschlossenheit holte mich das Lebendigste, die Natur.





Marie von Bunsen

Frau Humphrey Ward

Der Einfluß von Frau Humphrey Wards berühmtem Roman „Robert Elsmere" hat sich auf rein seelischem Gebiet abgespielt, ihr Buch hat nicht wie „Onkel Toms Hütte" einen brudermörderischen Krieg heraufbeschworen, noch, wie „Die Waffen nieder", fast dazu beigetragen, Kriege von der Erdfläche verschwinden zu lassen. Es hat jedoch hunderttausenden schlichtgläubigen Gemütern den Glaubensanker geraubt, ist ihnen Wendepunkt des Innenlebens geworden. Diese drei wirkungsvollsten Romane des neunzehnten Jahrhunderts wurden von Frauen geschrieben, alle drei gehören nur zum Mittelgut einer gerade auf diesem Literaturzweig begünstigten Zeit. (Die drei wirkungsvollsten Romane des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, „Don Quixote", „La Nouvelle Héloïse" und „Werthers Leiden" wurden von Männern geschrieben und bezeichnen einsamen Hochstand.)

Der Verfasserin wurde „Robert Elsmere" nicht nur ein inneres, sondern auch ein äußerliches Erlebnis. In der Universitätsluft war sie als Tochter

des Professors Arnold aufgewachsen, und dieser geistig hochstehenden Familie waren religiös-ethische Probleme seit langem geläufig gewesen. Sie heiratete den Kunstkritiker der „Times“, lebte in einem angeregten, aber zurückgezogenen Kreis im abgelegenen London — eine feine, ernste, sympathische Frau.

Ein Erstlingsroman wurde trotz ihrer Beziehungen zu der großen Presse nicht beachtet. Da, im Jahre 1888, schlug ihre Stunde, sie veröffentlichte die Seelen- und Ehekonflikte eines ideal denkenden jungen Geistlichen, der den Glauben seiner Kindheit verlor. Geschickt hatte sie Strauß und Renan verständlicht, sie hatte mehrere Gestalten dem wirklichen Leben nachgezeichnet, mit liebevoller Sorgfalt die Umwelt geschildert. Eine fleißige, lesbare Wissenschaftlichkeit, eine weiblich warme Ethik, gemütvolles Pathos, all dies im Rahmen einer spannenden, wohlaufgebauten Erzählung. Eine Auflage folgte der anderen, nicht nur an den Teetischen der Gesellschaft, auch in den Arbeitszimmern ernster Menschen wurde das Werk gelobt und geschmäht, angegriffen, widerlegt. Auf den Kanzeln warnten besorgte Geistliche vor diesem gefährlichen Gift. Nur in England und in englisch redenden Ländern war diese Wirkung möglich, aber auch auf dem Festland hat diese Bibelkritik manchen Mann und überaus viele Frauen beängstigt und erschüttert.

Frau Humphrey Ward war mit einem Schlag die besprochenste Frau Englands geworden, auch die,

welche durch ihre Feder am meisten verdiente. Sie baute sich in Surrey ein Landhaus, das in der Gegend den Namen „Elsmere Hall" erhielt. Selbstverständlich beharrte sie auf dieser so glückbringend betretenen Bahn, in kurzen, regelmäßigen Abständen erschien immer wieder ein neuer Humphrey Ward. Meines Wissens ist das Publikum ihr bis zuletzt treu geblieben, meines Wissens — aber ich kann es nicht leugnen, nach den ersten sechs Werken bin ich nicht mehr mitgekommen — haben sich allzeit die anfänglichen Vorzüge, wenn auch in starker Abflauung, geltend gemacht. Sie blieb bei dem glänzend bewährten Rezept, die Leser haben in annehmbarer Romanform „Gehaltvolles" empfangen, und wenn die Kritik sich auch weniger eingehend als ehemals mit ihr beschäftigte, durfte sie bis zuletzt auf achtungsvolles Wohlwollen rechnen.

Selbstverständlich hatte sie Talent; Talent ist häufig, ist nicht allzu belangvoll. Wenn ich mich recht erinnere, hat Ernst Heilborn von Frau Humphrey Ward in den ersten Jahren ihres Ruhmes gesagt — sie zeige, wie weit man es ohne besondere Begabung bringen könne. Sie war sehr arbeitsfreudig, sie war sehr gebildet, in öffentlichen Angelegenheiten wohlbeschlagen, und mit sicherer Tasthaut spürte sie allgemein fesselnde Fragen auf. Wie dies bei großen Schriftstellern ausnahmeweise, bei den kleineren häufig vorkommt, benutzte sie lebende Modelle. Sie war eine Dame, hat darum die Vorbilder

nicht bloßgestellt; immerhin unterhielt es die Leser, wie sie diese oder jene gesellschaftliche Begebenheit beleuchtete, wie sie diese oder jene bekannte Persönlichkeit mit allen Einzelheiten hinmalte. Allein aus meinem Bekanntenkreis könnte ich ein halbes Dutzend solcher Fälle aufzählen. Dieser Kunstgriff ist nicht neu, bereits Herzog Anton Ulrich von Braunschweig hat im siebzehnten Jahrhundert einen Schlüsselroman geschrieben, es ist ein erfolgreiches, meistenteils unkünstlerisches Verfahren. Eine vollblütige Kunstschöpfung läßt sich ohne Naturbeobachtung kaum erzielen, ebensowenig, noch weniger durch Abschrift. Der Begrenzungen dieses Talentes wurde ich deutlich gewahr, als Bekannte mir Allerliebstes von einem vierjährigen Knaben erzählten. „Frau Humphrey Ward", so hieß es, „hat sich auch lebhaft für ihn interessiert, schrieb sich seine Äußerungen auf, sie stehen in ihrem letzten Roman." Ich las diesen; alles war gewissenhaft und geschmackvoll vorgetragen, aber ich habe das Kind nicht „gesehen", ich „hörte" es nicht sprechen, ich habe die beglückende Unmittelbarkeit dieses Einzelwesens nicht empfunden. Bei der Umwelt genügt hingegen oft eine gewandte Kopie, da wird nicht die Menschwerdung, diese Spannung zwischen der Logik der Vererbung, der Verhältnisse und der Zufälligkeiten verlangt. Mit Recht gefiel immer der Hintergrund ihrer Epen; das entzückende Surrey Landpastorhaus, der Rasenweg zwischen den Rabatten, das Gattertor, an dem Robert Elsmere bei jener

bewegenden Aussprache stand, wurden mir gezeigt. Abphotographiert war der nahegelegene Landsitz des verschrieenen Peers. (Allerdings war dieser in Wirklichkeit der kreuzbrave Lord Middleton, Schwiegervater von Sir Beethom Whitehead, dem ehemaligen Botschaftsrate in Berlin; daß er als interessantverderbt geschildert wurde, schmeichelte dem alten Herrn.)

Vermutlich läßt sich eine jede Umwelt in gleichem Maß künstlerisch verwerten, jede Menschen- und Berufsschicht birgt wohl dieselbe Fülle der Eigentümlichkeiten und Sonderheiten — Zahnärzte, Korsettdirektricen, Magistratssekretäre, Haushofmeister usw. Der Naturalismus hat sich im Grunde auf eine viel zu geringe Anzahl von Umwelten beschränkt. Die Lesermassen hingegen teilen nicht diese Ansicht, und für jene Kreise, welche trotz aller Mißbilligung der freireligiösen Ansichten durchaus Frau Humphrey Ward zu kennen wünschten, für diese hat man stets eine besondere Vorliebe gezeigt. Es stand in der „Morning Post" aufgezeichnet, daß Herr und Frau Humphrey Ward an dem Empfang dieser Botschafterin, an der Tischgesellschaft jener Marchioneß teilgenommen hätten, so wußte die Schriftstellerin, wie die Geselligkeit sich in London und auf Landhäusern abspielte, und diese Kenntnisse wurden vom Publikum dankbar bewertet. Die Verfechterin ethischer und sozialpolitischer Probleme verschmähte es nicht, freigebig, neben sinnigen Herzensgeschichten, gefällige Bilder der besten Gesellschaft einzuflechten.

Das schöne Surrey hatte doch immerhin einen etwas vorortlichen Charakter, und so kauften sich die Humphrey Wards einen altherrschaftlichen Besitz, gaben dem Haushalt den Zuschnitt eines vornehmen Landsitzes, während sie in London ein Haus in dem elegantesten Viertel bezogen. In einem hichenschen Roman wird, fein parodistisch, der Wohnungswechsel der „berühmtesten Dichterin Englands" geschildert. Nach jedem Vierteldutzend neuer Romane nahm sich die Familie ein stattlicheres, aristokratischeres Haus. Nicht ganz ohne wahrheitsgetreue Unterlage beschreibt Hichens, wie die sittenstrenge Frau ihren Mann ausschickte, um Studien in bedenklichen Umgebungen anzustellen. Jetzt sollte er nach Tunis, um „afrikanische Lasterhaftigkeit" zu ergründen. Wie diese Aufgabe ihm zusagte, in welcher Umgebung die erschrocken ihm nachreisende Gattin ihn vorfand, bildet den Abschluß.

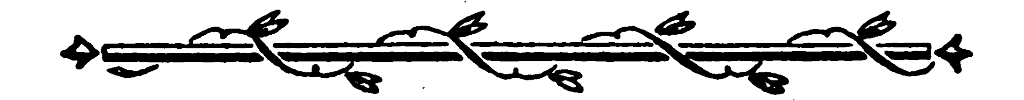
Sie selber faßte schwerlich ihr Leben humoristisch auf; sie war eine weibliche, anziehende Frau, ihr Wesen war jedoch ernst, vielleicht ein ganz klein wenig lehrhaft. Denn sie hatte ein tiefes Verantwortungsgefühl, war sich der Tragweite ihrer Worte bewußt. Ihr Einfluß wurde ja auch überaus hoch eingeschätzt, handelte es sich um eine Kundgebung, einen Aufruf, eine Gründung, bewarb man sich eifrig um ihre Unterschrift, legte das größte Gewicht auf ihre moralische Unterstützung.

Ihre Familie sah zu ihr empor, trug sie auf Händen. Wahrscheinlich hat noch niemals eine ver-

heiratete Schriftstellerin so hemmungslos zu schaffen vermocht. Auch ohne den blendenden Erfolg hätten die Ihrigen sie gewiß, wie es sich gehörte, geliebt und verehrt, aber so verdankten sie ihr ja Reichtum, Ansehen, Stellung, alle Glücksgüter der Erde. Bei einem Besuch zeigte mir die Tochter Bilder der von ihnen gemieteten, herrlichen, historischen, alten Villa Barberini. Ehrfurchtsvoll wies sie auf eine Bank: „Das wird Sie interessieren, auf dieser Bank hat Mutter ‚Eleanor‘ geschrieben.“

Auch bei dieser Schriftstellerin deckte sich die künstlerische Bedeutung keineswegs mit dem Erfolg; weit mehr als bei manchen Lieblingen der Massen war derselbe jedoch dieser innerlichen, edeldenkenden Frau zu gönnen.





Hans F. Helmolt

Untergang des Abendlandes

Sic volo, sic jubeo; sit pro ratione voluntas! Diesen, eine vernünftige Begründung ausschaltenden kategorischen Befehl eines herrischen Weibes darf man getrost als Motto einem Buche voranstellen, das gegenwärtig in unheimlichem Grade die Gemüter beschäftigt[1]). Einem Ondit zufolge war der Verfasser bescheidener Realschullehrer (Mathematiker) in einer rheinischen Stadt, als ihn eine Erbschaft in den Stand setzte, seine Studien nach eigenem Gefallen zu vervollkommnen. Dieser glückliche Umstand ist nicht bloß der deutschen Literatur zugute gekommen insofern, als sie dadurch um ein höchst geistreiches Buch bereichert worden ist, das sonst sicher ungeboren geblieben wäre, sondern hat auch jene Schüler am Rheine von einem Lehrer befreit, der für seinen Beruf schwerlich geeignet war. Denn ihm fehlt — nach seiner Schrift zu schließen — jedes pädagogische Talent. Spengler sta-

[1]) „Der Untergang des Abendlandes." Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte von Oswald Spengler. 1. Bd.: „Gestalt und Wirklichkeit". Dritte unveränderte Auflage. München 1919, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). XV, 616 S. M. 20,—.

tuiert einfach: so ist es und nicht anders; wer anderer Meinung zu sein wagt, ist ein Dummkopf. Von der heutigen Philosophie hat er eine verzweifelt niedrige Meinung. Ebenso vernichtend lautet sein Urteil über die Kunst der Gegenwart. Spengler setzt sehr viel voraus. Er entwickelt nicht, geht nicht schrittweise von Stufe zu Stufe, sondern er bewegt sich lediglich in Behauptungen, Feststellungen, Werturteilen. Aber er tut das in so holder Abwechslung, daß mancher vor der Fülle der Gesichte die Waffen streckt.

Worin besteht nun der eigentliche Gehalt der spenglerschen Erkenntnis? Unter Ablehnung des Kausalitätsprinzips und einer „fortlaufenden“ Geschichte der — als solcher gar nicht existierenden — Menschheit erfaßt Spengler die fünf- bis sechstausend Jahre leidlich überlieferter Geschichte als einen Reigen von acht ausgereiften Kulturen, deren jede den Körper eines zu innerer Vollendung gelangten Seelentums repräsentiert. Diese heißen die chinesische, die babylonische, die ägyptische, die indische, die antike, die arabische, die abendländische und die Maya-Kultur. Als nicht ausgereifte Gebilde kommen die persische, die hethitische und die Kitschua-Kultur nicht in Betracht. Im Entstehen begriffen ist die russische Kultur. Sie ist, wenn ich einige verlorene Andeutungen des Verfassers richtig verstanden habe, dazu berufen, die absterbende abendländische Kultur in absehbarer Zeit abzulösen. Zu seiner Entschuldigung muß mitgeteilt werden, daß der Plan zu dem Werke schon 1911 in seinen gröbsten

Umrissen feststand und in den Jahren unmittelbar vor Ausbruch des Weltkrieges, da auch andere Leute von Urteil in Rußland die der westlichen Zivilisation drohende Weltgefahr erblickten, seine Ausgestaltung erfuhr.

Jenen eben genannten acht Kulturen wohnt nach Spengler die merkwürdige Eigenschaft inne, daß sie je ein Leben von ungefähr gleicher Dauer (von reichlich einem Jahrtausend) haben. In dem Augenblick, da eine große Seele, aus dem urseelenhaften Zustand ewig-kindlichen Menschentums erwachend, aus dem verharrenden Gestalt- und Grenzenlosen als Begrenztes sich ablöst, haben wir die Geburt eines Kulturorganismusses vor uns. Diese neue Kultur erblüht, pflanzenhaft gebunden, auf dem Boden einer genau abgrenzbaren Landschaft. Sie durchläuft — eine lamprechtisch anmutende Gleichung — eine Kindheit, eine Jugend, eine Männlichkeit und ein Greisentum. Wenn ihre Seele alle inneren Möglichkeiten in Volk, Sprache, Glauben, Kunst, Staat und Wirtschaft nach außen hin verwirklicht, ihren „Stil" entwickelt und ihr Ziel erreicht hat, wird die Kultur zur „Zivilisation" und stirbt. In diesem Stadium befinden wir uns — angeblich. Ist diese These richtig, dann müssen allerdings die Exponenten der gegenwärtigen abendländischen Kultur um jeden Preis Alters- und Verfallserscheinungen darstellen. Daher die grimme Fehde, die Herr Spengler der „alexandrinischen" Wissenschaft und Kunst eines Zeit-

alters, das einem neuen Cäsarismus, Mandarinentum und Imperiumszerfall unverkennbar zusteuere, angesagt hat.

Damit ist aber Spenglers Entdeckerfreudigkeit bei weitem nicht erschöpft. Vielmehr hat er die wahre Geschichtsphilosophie noch um ein neues Prinzip der „Gleichzeitigkeit“ bereichert, dessen Priorität ihm, der hinsichtlich der einander ablösenden „großen Kulturen“ einige Vorgänger haben dürfte, kaum jemand absprechen kann. Gleichzeitig sind nach seinem Sprachgebrauche z. B. das mittlere Reich (Ägypten), das Zeitalter der Upanishads (Indien) und das Barock oder Mohammed und die Puritaner oder die Hyksos, der Buddhismus, der Hellenismus, die Seldschuken und die europäische Zivilisation. Er meint damit, daß zwei oder mehrere Phänomene, jedes in seiner Kultur, relativ an genau derselben Entwicklungsstelle stehen und infolgedessen eine einander genau entsprechende Bedeutung haben. Hierdurch werden z. B. Polygnot und Rembrandt, Polyklet und Bach „Zeitgenossen“. Daß sich unter der harten Herrschaft dieses Grundgedankens teilweise überraschende, teilweise belustigende Parallelen ergeben, ist von vornherein klar. Die unglaubliche Belesenheit des Verfassers streut sie wie aus einem schier unerschöpflichen Füllhorn unaufhörlich vor die Füße des staunenden Lesers. Na, und wo die erwünschten Glieder der Kette fehlen, da werden sie einfach à la Häckel „erschlossen“; die betreffende Spezialwissenschaft wird

schon noch dafür sorgen, daß sie sich einmal als vorhanden herausstellen! Daß dies keine geschichtliche Methode mehr ist, braucht nicht erst unterstrichen zu werden.

Rasch fertig ist Spengler auch dort, wo es gilt, eins seiner acht Kulturgebilde mit einigen wenigen Strichen zu umreißen. So charakterisiert er die griechische („apollinische") Seele als ahistorisch; infolgedessen hat eine antike Größe wie Thukydides in seinem Bau keinen Platz. Wiederholt betont Spengler — wie übrigens schon 1902 Ernst Troeltsch in seiner „Absolutheit des Christentums" —, daß jede geistige Sphäre ihr eigenes Denken denkt, ihre eigene Sprache spricht, und er spottet über den „farbenblinden" Denker der einzelnen Kultur, der über die Irrtümer des andern lächelt —, sich selber allein vergißt er davon auszunehmen. Er ist unfehlbar. Seiner Morphologie kommt Allgemeingeltung zu. Hier mache ich, bei aller ungeheuchelten Hochachtung vor dem umfassenden Wissen Spenglers, nicht mehr mit. Ehe sich jemand anmaßt, eine hochstehende und trotz aller Kriegsverwüstung wieder hochkommende Kultur erbarmungslos zum Tode zu verurteilen, muß er den Befähigungsnachweis erbringen, als Weltenrichter auftreten zu dürfen. Und dafür bedarf es anderer Methoden.

Trotz ihrer blendenden Geistreichigkeit hat Spenglers Geschichtsphilosophie etwas Niederdrückendes. Wie ein unentrinnbares Fatum bedroht Nieder- und

Untergang die abendländische Geistessphäre; daran sei nun einmal nicht zu rütteln. Wäre Bonaparte in Syrien der Pest erlegen, dann hätte eben ein anderer, und sei es ein Brite, die Revolution erledigt; wäre Goethe im Alter von vierzig Jahren gestorben, so würde unser Seelenbild dennoch durch und durch „faustisch" sein! Denn es kommt nur, was kommen muß, die Persönlichkeit ist nichts, ist bloßer Zufall; die prästabilierte „innere Logik" eines Zeitalters ist alles, ist Bestimmung, Fügung und Notwendigkeit. So will es Oswald Spengler, so befiehlt er. Wir lehnen diese fürchterliche Schicksals-Konstruktion als unbrauchbar und gefährlich mit aller Entschiedenheit ab.





Harry Maync

Der deutsche Frauenroman des 18. Jahrhunderts

Eine erschöpfende Geschichte des deutschen Romans besitzen wir noch nicht, nur mehr oder weniger gute Vorarbeiten. Eine solche stellt auch Christine Touaillons äußerlich und innerlich gleich gewichtiges Werk „Der deutsche Frauenroman des 18. Jahrhunderts“ (Wien und Leipzig 1919, Wilhelm Braumüller) dar.

Zunächst ein Wort über die Themastellung. Einer der besten und geschichtlich einflußreichsten deutschen Romandichter, Karl Immermann, macht in seinen „Epigonen“ die scharfe Bemerkung, daß die Bücher der Weiber aus den abgetragenen Gedanken der Männer bestehen. Nach den Leistungen einer Marie v. Ebner-Eschenbach, Isolde Kurz, Clara Viebig und vollends einer Selma Lagerlöf und Ricarda Huch besteht dieses Wort wahrlich nicht mehr zu Recht; es war schon zu seiner Zeit übertrieben. Gewiß tritt gerade bei den besten schriftstellernden Frauen, wie der Droste-Hülshoff, die Geschlechtszugehörigkeit wenig hervor, und die meisten sind überhaupt nur Anemp-

finderinnen und beschränken sich darauf, den männlichen Dichtern auf den von ihnen erst gebahnten Wegen zu folgen; aber gerade der Roman ist doch ein Gebiet, das der Frau durch ihre Natur besonders gemäß erscheint. Und nicht nur der literarisch wertlose Unterhaltungsroman, an dem die Frau als Konsument wie als Produzent den Löwenanteil hat, sondern vor allem der bürgerlich-realistische Roman. Für ihn ist die Frau mit ihrem guten Wirklichkeitssinn und ihrer psychologischen Feinfühligkeit in allen Problemen des Hauses, wie Liebe, Ehe, Erziehung, recht eigentlich berufen. Ihr liegt das Besondere, selten das Allgemeine und die Gabe, weite zeitliche oder geistige Räume zu umspannen. Große Zeit- und Weltanschauungsromane zu schaffen, ist ihr in der Regel ebensowenig gegeben wie sie eine Vertreterin des humoristischen Romans ist: sie steht zu sehr im Leben, zu wenig darüber. Ferner mangeln ihr die Fähigkeiten, einerseits zu abstrahieren, anderseits zu konzentrieren und zu komponieren. Schon aus formaler Unzulänglichkeit wird die Frau des Romans großen Stils nicht Meister. Einen „Don Quijote", „Simplizissimus", „Agathon", „Wilhelm Meister", „Hyperion", „Titan", „Heinrich von Ofterdingen", „Münchhausen", „Grünen Heinrich" hat noch keine Frau geschaffen; ihr natürliches Feld ist der gute Durchschnitt des Genres.

Darf man nach alledem als Historiker den Frauenroman für sich betrachten? Ist das Thema, das

Frau Touaillon sich gestellt, nicht ein erklügeltes und erkünsteltes, wohl gar tendenziös zurecht gemachtes? Nein. Wohl lassen auch die Frauenromane des achtzehnten Jahrhunderts viel unselbständige Anlehnung in Ziel und Stil erkennen, aber ihre Gesamtheit stellt doch eine geschichtliche Evolution und eine geschlossene innere Einheit dar, und im einzelnen Fall — ist doch das „Fräulein von Sternheim" drei Jahre vor dem „Werther" erschienen! — hat das weibliche Geschlecht sogar den Vortritt genommen. Chr. Touaillon mustert den großen Bestand nicht in maiorem gloriam feminae, sondern als kritischer Historiker, der nur zeigen will, wie es denn eigentlich gewesen; sie behandelt ihren Gegenstand mit der Liebe zur Sache, ohne die kein rechtes Buch entsteht, aber es ist eine „unbestochne, von Vorurteilen freie Liebe", die sich mit einer bemerkenswerten Kühle, ja Schärfe des Urteils verträgt. Nie verläßt die Verfasserin den Boden treuer und strenger Sachlichkeit und versteigt sich niemals wie Paula Scheidweiler in ihrem „Roman der deutschen Romantik" zu geistreich schillernden Konstruktionen, die der kritischen Nachprüfung nicht stichhalten. Vor allem isoliert sie auch ihren Gegenstand nicht und starrt wie gebannt nur eben auf den Frauenroman, sondern sie ordnet diesen den größeren Zusammenhängen ein und unter. Ihr Buch bietet mehr als der Titel aussagt. Es ist ein Querschnitt durch die Gesamtgeschichte des deutschen Romans, die sie sicher überschaut, ja nicht nur des deutschen,

denn auch die zahlreichen und wichtigen Wechselbeziehungen zu dem Roman Englands und Frankreichs sind ihr vollkommen gegenwärtig und werden auf Schritt und Tritt belegt. In dem ersten der sechs großen Abschnitte ihres Werkes, betitelt „Die Vorbedingungen des deutschen Frauenromans", bewährt sie sich ganz besonders als Historiker; hier stellt sie in drei knappen, aber inhaltreichen Kapiteln den deutschen Männerroman bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts, das Leben der deutschen Frau bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts und die unmittelbaren Entstehungsursachen des deutschen Frauenromans dar. Der entsprechende sechste Abschnitt „Rückblick" zieht die Ergebnisse und Folgerungen ebenfalls aus geschichtlicher Betrachtung und Beurteilung des Materials, und auch im einzelnen — so bei der besonderen Gattung des historischen Romans — ist der Verfasserin die geschichtliche Einstellung und das Verfolgen von Entwicklungen durchaus geläufig.

In vier großen, gut gegliederten Hauptkapiteln behandelt Chr. Touaillon den empfindsamen, den rationalistischen, den klassizistischen und den bereits romantisch gefärbten Frauenroman. Dabei vermeidet sie es, diese Gattungsbezeichnungen zu Prokrustesbetten zu machen und einem vergewaltigenden Schematismus zu verfallen; vielmehr beachtet und betont sie allenthalben die zahlreichen Übergänge und Kreuzungen innerhalb der großen Typen. Und klar erkennend, daß Masse und Gehalt im umgekehrten

Verhältnis zueinander stehen, beschränkt sie sich darauf, innerhalb der Gattungstypen nur deren typische Vertreterinnen, und auch diese nur in ihren typischen Werken, eingehend zu behandeln. Am meisten Raum fällt mit Fug der Sophie La Roche zu („Geschichte der Fräulein von Sternheim", „Rosaliens Briefe"). An sie schließen sich als Haupterscheinungen: Helene Unger („Julchen Grünthal"), Benedikte Naubert („Die Amtmannin von Hohenweiler", „Der arme Konrad"), Therese Huber („Familie Seldorf"), Caroline von Wolzogen („Agnes von Lilien", „Cordelia"), Charlotte von Kalb („Cornelia"), Sophie Mereau („Das Blütenalter der Empfindung", „Amanda und Eduard"), Dorothea Schlegel („Florentin": scheint mir doch etwas unterschätzt). Eine literarische Entdeckung hat die Verfasserin endlich in Auguste Fischer („Gustavs Verirrungen", „Die Honigmonate", „Der Günstling", „Margarethe") gemacht; die Literaturgeschichten haben sie bisher gänzlich übersehen, und selbst Goedekes „Grundriß" tut sie nur mit ein paar Zeilen ab. Auguste Fischer, die der Romantik am nächsten steht, aber auch bereits über sie hinausweist, übertrifft nach den Ausführungen ihrer Retterin an Talent alle voraufgegangenen deutschen Frauen des achtzehnten Jahrhunderts sowohl nach Form wie nach Gehalt ihrer Romane. Sie verfügt über natürliche Leidenschaft und ein eigenes Weltbild; ihre Bücher weisen beachtenswerte Problemstellung, feine Motivierung, gute Technik und reine Sprache auf.

Äußerlich erweckt wohl Frau Touaillons Buch den Anschein, als biete es nur eine Aneinanderreihung biographisch-monographischer Einzeluntersuchungen über deutsche Romanschriftstellerinnen und gäbe sich lediglich durch den aus Einleitung und Rückblick geschaffenen Rahmen das Gepräge einer geschichtlichen Darstellung. Allerdings fällt namentlich die gelegentliche biographische Ausführlichkeit aus dem Stil: die Verfasserin hatte vielfach Neuland zu roden und zu beackern und mochte wertvolle Ergebnisse nicht unter den Tisch fallen lassen; aber trotzdem hätte sie ihr Buch weniger bescheiden auch eine „Geschichte des deutschen Frauenromans im achtzehnten Jahrhundert" betiteln dürfen. Denn es ist nicht nur eine historisch angeordnete Essaifolge wie z. B. Witkops „Neuere deutsche Lyrik", ist nicht bloß Künstlergeschichte, sondern wirkliche Kunstgeschichte, die Geschichte einer Kunstgattung oder doch eines bedeutsamen Teils einer solchen. Und ferner erscheint ihr Buch nur äußerlich als unerlaubt breit. Man muß nur die Sintflut von Frauenromanen besonders im Zeitalter der Aufklärung in Betracht ziehen, um der Selbstbeschränkung der Verfasserin Anerkennung zu zollen. Eben durch sie und ihre Fähigkeit, zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem zu unterscheiden, durch ihre Objektivität und die Weite des Um- und Überblicks überragt sie den Durchschnitt ihrer Geschlechtsgenossinnen. In vieljähriger fleißiger und sauberer Arbeit hat sie riesige Büchermassen geistig bewältigt und ist nirgends

im Stofflichen erstickt. Sie ist nicht nur eine gelehrte, sondern auch eine gebildete Frau. Nicht nur die Motivgeschichte und die formalen Probleme beherrscht sie, sondern sie weiß auch die geistigen Inhalte zu erfassen und zu bewerten: die Kultur im weitesten Sinne, die Lebensanschauungen im ganzen und die sozialen und gesellschaftlichen Probleme im einzelnen, insbesondere die der Erotik und der Ehe. Dadurch, daß sie regelmäßig auf die Stellung der Romanschriftstellerinnen zur Frauenfrage sorglich eingeht, hat sie auch zu dieser einen wertvollen Beitrag geliefert, und zwar ohne einer apologetischen oder gar agitatorischen Tendenz zu verfallen.





Herbert Schiller

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Die Nachwirkungen des Dreißigjährigen Krieges lagerten hemmend auf allen Gebieten des Lebens, als der sächsische Pfarrerssohn Johann Georg Cotta vor nunmehr zweihundereinundsechzig Jahren die Handlung des verstorbenen „akademischen Buchführers" Philibert Brunn in Tübingen übernahm und damit den Grundstein zu einem Hause legte, das als J. G. Cotta'sche Buchhandlung dereinst Weltruhm genießen sollte.

Mit Tatkraft wußte Johann Georg der Ungunst der Zeit zu begegnen, so daß er, als er am 25. März 1692 einundsechzigjährig starb, seinem Sohn Johann Georg Cotta dem Jüngeren († 1712) einen fest verankerten, über die Grenzen der engeren Heimat hinaus geachteten Verlag hinterlassen konnte, für dessen Güte und Vielseitigkeit nicht nur eine Reihe namhafter schwäbischer Theologen und Juristen wie Heinrich Häberlin, Joh. Adam Osiander, Wolfgang Adam Lauterbach, sondern auch eine Anzahl außerwürttem-

bergischer Autoren der verschiedensten Geistesrichtungen Zeugnis ablegten.

Aber auf diesem für die damaligen Verhältnisse weitgesteckten Fundament baute der andauernd kränkliche Nachfolger nicht mit gleicher Energie weiter. Er beschränkte sich vielmehr hauptsächlich auf den Verlag gottes- und rechtswissenschaftlicher Werke, den er allerdings durch Neugewinnung von Autoren guten Klanges wie David Carolus, Adam Hochstetter und Dr. Joh. Wolfgang Textor (Goethes Urgroßvater) auf ansehnlicher Höhe zu erhalten wußte.

Seine Erben Johann Georg Cotta der Enkel und Christian Gottfried und ebenso deren Nachfolger Christoph Friedrich (1724—1807) erwiesen, da ihr Interesse hauptsächlich der inzwischen begründeten, durch ihre Bibelausgaben berühmt gewordenen stuttgarter Druckerei galt, nur noch der Theologie die alte Sorgfalt.

Zwar zeigt auch der Katalog dieser unfruchtbaren Periode die Erwerbung einiger guter Autoren wie Friedrich Wilhelm Tafinger, Joh. Jakob Moser, Stewart, Joh. Gerhard und Joh. Albrecht Bengel, aber mit der fast völligen Erlahmung des außertheologischen Verlags war doch der Punkt für die Weiterentwicklung des verheißungsvoll begonnenen Unternehmens erreicht, wo nur noch eine mit starken Kräften unternommene Neueinstellung den allmählichen und sicheren Niedergang aufhalten konnte.

Und diese Wendung brachte der Mann zustande, den man den Napoleon unter den Buchhändlern ge-

nannt hat: Johann Friedrich Cotta, der dritte Sohn Christoph Friedrichs.

Als dem kaum Dreiundzwanzigjährigen im Jahre 1787 die Übernahme und Sanierung der unsicheren Handlung von seinem Vater nahegelegt wurde, war er zwar in keiner Weise fachtechnisch vorgebildet — er hatte Geschichte, Mathematik und Jurisprudenz studiert und fungierte bereits seit zwei Jahren als Hofadvokat in Tübingen —, aber doch so vorzüglich mit praktischen und theoretischen Fähigkeiten ausgerüstet, daß er, wenn ihm das Glück nur einigermaßen hold war, die angebotene schwere Aufgabe zu lösen wohl wagen durfte. Und das Glück war ihm hold! Denn es mochte den Ernst und die Redlichkeit geliebt haben, womit der so plötzlich zum Buchhändler Umgewandelte seine neue Tätigkeit in Angriff nahm, jenen Idealismus, der sich in seinem Brief an den Führer des damaligen Buchhandels und Begründer des ersten Buchhändlervereins, Philipp Erasmus Reich, vorzüglich in dem Satz ausdrückt:

„Ich werde keine anderen als gute Bücher in Verlag nehmen und immer auf schönen Druck und Papier sehen."

Und dieser Idealismus hat das ganze Schaffen des gewaltigen Mannes getragen. Nachdem er einmal den Kredit seines Hauses wiederhergestellt und durch eine zeitweise Assoziierung mit dem wohlhabenden Kanzleiadvokaten Dr. Christian Jakob Zahn die Mittel zu umfangreicherer Tätigkeit in die Hand bekommen hatte, war es seine leidenschaftlichste Sorge,

alle Geistesrichtungen in seinen Machtbereich zu ziehen und durch persönliche Fühlungnahme ihre hervorragendsten Vertreter seinem Verlage zuzuführen. Auf diesem Wege hat er 1793 in der Gewinnung Schillers, mit dem ihn bald eine edle Freundschaft verband, den ersten bedeutenden und für die ganze Weiterentwicklung entscheidenden Erfolg errungen. Außer den 1795 zum ersten Male erschienenen, auch Goethe und Herder als Mitarbeiter führenden „Horen" sind es der „Wallenstein" und die ihm folgenden Dramen Schillers, die Johann Friedrich erstmalig druckte und verlegte. Goethe folgte seinem Freunde zunächst mit den „Propyläen", dann dem „Benvenuto Cellini", dem „Winckelmann", der „Natürlichen Tochter" und schließlich mit der ersten Ausgabe seiner Werke (1806—1808). Dadurch war das Spiel gewonnen! Nun strömten die Autoren, vor allem auch durch die großzügige Art der Honorierung angezogen, in breitem Flusse dem Verlage zu, und es heißt nur eine geringe Auswahl treffen, wenn hier von denen des Buchverlags folgende Namen genannt werden: Baader, Berthier, Bonpland, Cuvier, Fichte, Fouqué, Hegel, Jean Paul, Immermann, Kleist, Klinger, Joh. von Müller, Schlegel, Thiersch, Thibaudeau, Uhland, Varnhagen, Voß und Zacharias Werner.

Eine stattliche Zahl von Almanachen, Taschenbüchern und Zeitschriften begleiteten den Buchverlag: für Geschichte und Politik die „Allgemeinen politischen" und die „Europäischen Annalen", für Erd-

und Völkerkunde die „Hertha“ und „Das Ausland“, für Justiz Hartlebens „Polizeifama“, für die Technik „Dinglers Polytechnisches Journal“ und schließlich für die schöne Literatur und Kunst neben dem schillerschen „Musenalmanach“ das „Morgenblatt für die gebildeten Stände“ (1807—1865), das ein halbes Jahrhundert lang unter der vortrefflichen Leitung von Rückert, Therese Huber, Wilhelm und Hermann Hauff, Gustav Schwab und Gustav Pfizer das führende Organ der schönen Literatur Deutschlands war und mehrere Jahrzehnte aufs beste von dem L. von Schornschen „Kunstblatt“ und dem Wolfgang Menzelschen „Literaturblatt“ ergänzt wurde.

Aber Johann Friedrich begnügte sich nicht mit diesen glänzenden Erfolgen, er wollte jenes heinesche Wort wahrmachen, daß er „die Hand über die ganze Welt“ habe. Und in der Tat hat er sich mit der „Allgemeinen Zeitung“, die am 9. September 1798 zum erstenmal erschien und die Tendenz hatte, die Ereignisse Europas von liberaler, unabhängiger Warte aus zu betrachten, das Instrument zur geistigen Weltbeeinflussung geschaffen, das ihm vorgeschwebt haben mochte. Weit über ein halbes Jahrhundert hinaus hat diese seine Schöpfung unter den politischen Tageszeitungen der ganzen Welt mit an erster Stelle gestanden.

So war, als der inzwischen geadelte und in den Freiherrnstand erhobene Johann Friedrich Cotta von Cottendorf am 29. Dezember 1832 starb, dem im

Jahre 1811 aus Tübingen nach Stuttgart übergesiedelten und nicht mehr wie bisher mit einem Sortiment verbundenen Verlag eine Universalität des Arbeitsfeldes gegeben, die mit dem klassischen Geiste seiner Zeit aufs edelste übereinstimmte.

Es war gewiß für den Nachfolger Johann Friedrichs keine leichte Aufgabe, dem Verlage seine so überragende, einzigartige Stellung zu erhalten. Aber Joh. Georg von Cotta wußte sie, gestützt auf eine hervorragende Allgemein- wie wissenschaftliche Bildung, in einer seines großen Vaters würdigen Weise zu lösen. Nachdem er die finanziellen Verhältnisse, die durch die allzu zahlreichen buchhändlerischen wie allgemeinnützigen Unternehmungen Johann Friedrichs nicht unwesentlich mitgenommen waren, wieder in Ordnung gebracht und das Fundament des Hauses durch Ankauf der göschenschen und anderer Verlagshandlungen erweitert, baute er es in der prächtigsten Weise aus, die belletristische und wissenschaftliche Seite besonders großartig hervorhebend. Aus der glänzenden Reihe der Buchautoren seien hier nur die besten angeführt: Arndt, Auerbach, Bluntschli, Dingelstedt, Döllinger, Ennemoser, Fallmereyer, J. G. Fischer, Kuno Fischer, Freiligrath, Frohschammer, Geibel, Gregorovius, Gutzkow, Halm, Hebbel, Kerner, Kinkel, Klenze, Kobell, Friedrich List, Mörike, Platen, Pocci, Pyrker, L. v. Ranke, W. v. Riehl, Roquette, Roscher, Schelling, G. Schwab, Simrock, Lorenz v. Stein und Heinrich v. Sybel.

Das „Morgenblatt“ und die von Gustav Kolb glänzend geleitete „Allgemeine Zeitung“ standen in schönster Blüte, und die „Deutsche Vierteljahrsschrift“, von Joh. Georg von Cotta 1838 begründet, eroberte sich, als eine den französischen und englischen Revuen ebenbürtige enzyklopädische Quartalschrift, mit jedem Jahrgang mehr den Beifall des geistig bedeutenden Publikums.

Der Pflege der Klassiker galt, neben der beständigen Vervollkommnung der einzelnen Ausgaben und ihrer Ausschmückung mit Illustrationen aus der 1827 von Joh. Fr. Cotta in München errichteten „Literarisch-artistischen Anstalt“, die Gründung der „Volksbibliothek der deutschen Klassiker“, einer Vorläuferin der später so fruchtbaren „Bibliothek der Weltliteratur“.

Die nun folgende Periode Karl von Cottas (1863—1888) kann sich an Rührigkeit und bedeutenden Unternehmungen mit den so ruhmreich vorangegangenen nicht messen. Auch in ihr ist manches Wertvolle geleistet und in Angriff genommen worden, so die erste Gesamtausgabe der Werke Geibels und Schacks, die von Goedeke geleitete „historisch-kritische Ausgabe von Schillers sämtlichen Werken“, die Begründung der „Bibliothek deutscher Geschichte“, der schmidtschen „Geschichte der Erziehung“ und des schanzschen „Finanzarchivs“, der Verlag der „Instruktiven Ausgabe klassischer Klavierwerke“ und die Erwerbung von Grillparzers sämtlichen Verlags-

rechten. Aber trotzdem muß gesagt werden: Unter Karl von Cotta, der, als nicht alleiniger Inhaber in seinen Entschließungen vielfach gehemmt, alle auswärtigen Institute außer der „Allgemeinen Zeitung" verkaufte und das „Morgenblatt" wie die „Vierteljahrsschrift" einschlafen ließ, geriet die J. G. Cotta'sche Buchhandlung zum zweiten Male in ein Tal, aus dem nur eine kräftige Hand und ein überlegen tatenfreudiger Geist sie herausführen konnte.

Und dieser Reformator fand sich in der Person Adolf Kröners, des Mannes, der sich bereits durch seine dreißigjährige eigene Verlegertätigkeit und seinen Kampf für die Organisation des Buchhandels allgemeines Ansehen und den glänzenden Beinamen „Bismarck des deutschen Buchhandels" erworben hatte.

Mit dem cotta'schen Verlag bereits seit Jahren in engster Beziehung — so hat er u. a. im Jahre 1882 die Begründung der „Bibliothek der Weltliteratur" veranlaßt — übernahm er nun zusammen mit seinem Bruder Paul Kröner am 1. Januar 1889 durch Kauf das jetzt zweihundertdreißig Jahre alte Erbe J. G. Cottas.

Jener ängstlichen Selbstbeschränkung des letzten Cotta folgte nun eine Periode wagemutiger Ausdehnung. Mit einer durch nichts zu ermüdenden Kraft — man muß bedenken, daß Adolf Kröner neben dem cotta'schen Verlag noch andere Unternehmungen, darunter die 1890 gegründete „Union

Deutsche Verlagsanstalt" und die noch fünfzehn Jahre von ihm selbst bis ins Kleinste redigierte „Gartenlaube" weiterführte — brachte er die träge gewordene Zirkulation des Verlags in neues starkes Pulsen.

Durch teilweisen oder gänzlichen Ankauf fremder Verlage — vollständig angegliedert wurden der Liebeskindsche in Leipzig und der Wilhelm Hertzsche in Berlin, was die Gründung einer Zweigniederlassung in der Reichshauptstadt nach sich zog — gewann er der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger, wie sie nunmehr hieß, nicht nur eine Reihe namhafter Größen des wissenschaftlichen und öffentlichen Lebens wie Jacob Bernays, Ernst Curtius, Otto Gildemeister, Herman Grimm, Adolf Kirchhoff, Karl Richard Lepsius, Hermann Oldenberg, Friedrich Paulsen, Julian Schmidt, Julius Stahl, Alfred Stern und Bernhard Weiß, sondern auch eine Zahl leuchtender und leuchtendster Repräsentanten der schönen Literatur wie Ludwig Anzengruber, Rudolf Baumbach, Theodor Fontane, Wilhelm Hertz, Paul Heyse, Hans Hoffmann, Gottfried Keller, Anna Ritter, Heinrich Seidel, Hermann Sudermann und Johannes Trojan.

In noch höherem Grade als diese Erwerbungen zeigte die eigene Verlegertätigkeit Adolf Kröners, wie tief er davon durchdrungen war, daß ein Verlag vor allen Dingen „eine Chronik und Spiegel" seiner Zeit sein müsse. Die Gründung der „Cotta'schen Gelben Bibliothek" und Namen wie Lou Andreas-

Salomé, Ida Boy-Ed, die beiden Busse, Marie von Ebner-Eschenbach, K. E. Franzos, Adolf Frey, Ludwig Fulda, Thea von Harbou, J. C. Heer, Rudolf Herzog, Isolde Kurz, Heinrich Lilienfein, Agnes Miegel, Rudolf Presber, Rudolf Stratz, Richard Voß, Adolf Wilbrandt und Ernst von Wildenbruch bekunden das für die schöne Literatur, Autoren wie Lujo Brentano und Walther Lotz, die beiden Herausgeber der ebenfalls durch Adolf Kröner ins Leben gerufenen „Münchener volkswirtschaftlichen Studien", Heinrich Friedjung, Friedrich Jodl, Reinhold Koser, Theodor Lindner, Erich Marcks, Fritz Mauthner, Friedrich Meinecke, Eduard Meyer, Erich Schmidt und Julius Wolff bezeugen es für den wissenschaftlichen, hauptsächlich Geschichte und Volkswirtschaft betonenden Verlag.

Ihren Höhepunkt fand die verlegerische Tätigkeit Adolf Kröners in der Publikation von „Bismarcks Gedanken und Erinnerungen" (1898). Daß er die Anregung zu diesem Monumentalwerk gegeben hat, ist sein weltgeschichtliches Verdienst. Zusammen mit dem „Anhang" und einer reichen Bismarckliteratur werden die „Gedanken und Erinnerungen" für alle Zeit einen an geistigen wie buchhändlerischen Werten unerschöpflichen Schatz bilden.

Wenige Jahre später wurde ein ebenso vollständiger Sieg auf dem klassischen Felde des Verlags errungen, und zwar mit der Jubiläumsausgabe von Goethes und der Säkularausgabe von Schillers sämtlichen

Werken, die wegen ihrer hervorragenden, von Eduard von der Hellen besorgten Redaktion und ihrer glänzenden Einleitungen von berufener Seite klassisch genannt worden sind.

Neben diesen Monumentalleistungen stehen kleinere, aber von ebenso idealem Geiste getragene Unternehmungen wie die Veröffentlichung des wiederaufgefundenen „Urmeisters" und die Neugründung der „Cotta'schen Handbibliothek", die in billigen Ausgaben gute ältere wie moderne Literatur dem breiteren Publikum zuführt.

So darf die Periode Adolf Kröners (1889—1911) um ihrer gewaltigen Leistungen willen in der Geschichte der cotta'schen Buchhandlung eine Wiederholung der ruhmvollen Zeiten Johann Friedrich Cottas genannt werden.

Den Idealen und Zielen seines Vaters getreu hat auch Robert Kröner, nunmehr alleiniger Inhaber der cotta'schen Buchhandlung, seit dem Tode Adolf Kröners auf allen Zweigen des Verlags gewirkt: das großzügige Ermatingersche Werk „Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher", die Studienausgabe des „Grünen Heinrich" in seiner ursprünglichen Fassung, die „Jubiläumsausgabe" von Gottfried Kellers sämtlichen Werken, Eduard Meyers Buch über Caesar und Pompejus, Jodls „Ästhetik der bildenden Künste", „Allgemeine Ethik" und „Vom Lebenswege", Paul Lindaus „Nur Erinnerungen", Lucius' Bismarck-Erinnerungen, Klara Hofers großer



Hebbel- und Lutherroman, Hans Joachim Mosers „Geschichte der deutschen Musik" und Emil Ludwigs ästhetisch-biographisches Monumentalwerk über Goethe sind Dokumente der jüngsten Periode, deren sämtliche bedeutende Leistungen hier aufzuzählen die Begrenztheit des zur Verfügung gestellten Raumes verbietet.

Alles in allem: die Entwicklung der Cotta'schen Buchhandlung zeigt, in der Summe ihrer verlegerischen Bestrebungen betrachtet, die Grundtendenz, der schönen und der wissenschaftlichen Literatur möglichst gleichmäßige Sorgfalt angedeihen zu lassen. Neuerdings liegt der Schwerpunkt neben einer lebhaften Pflege der Erzählungskunst besonders im Verlag von Memoiren, historischen, philosophischen und volkswirtschaftlichen Werken.

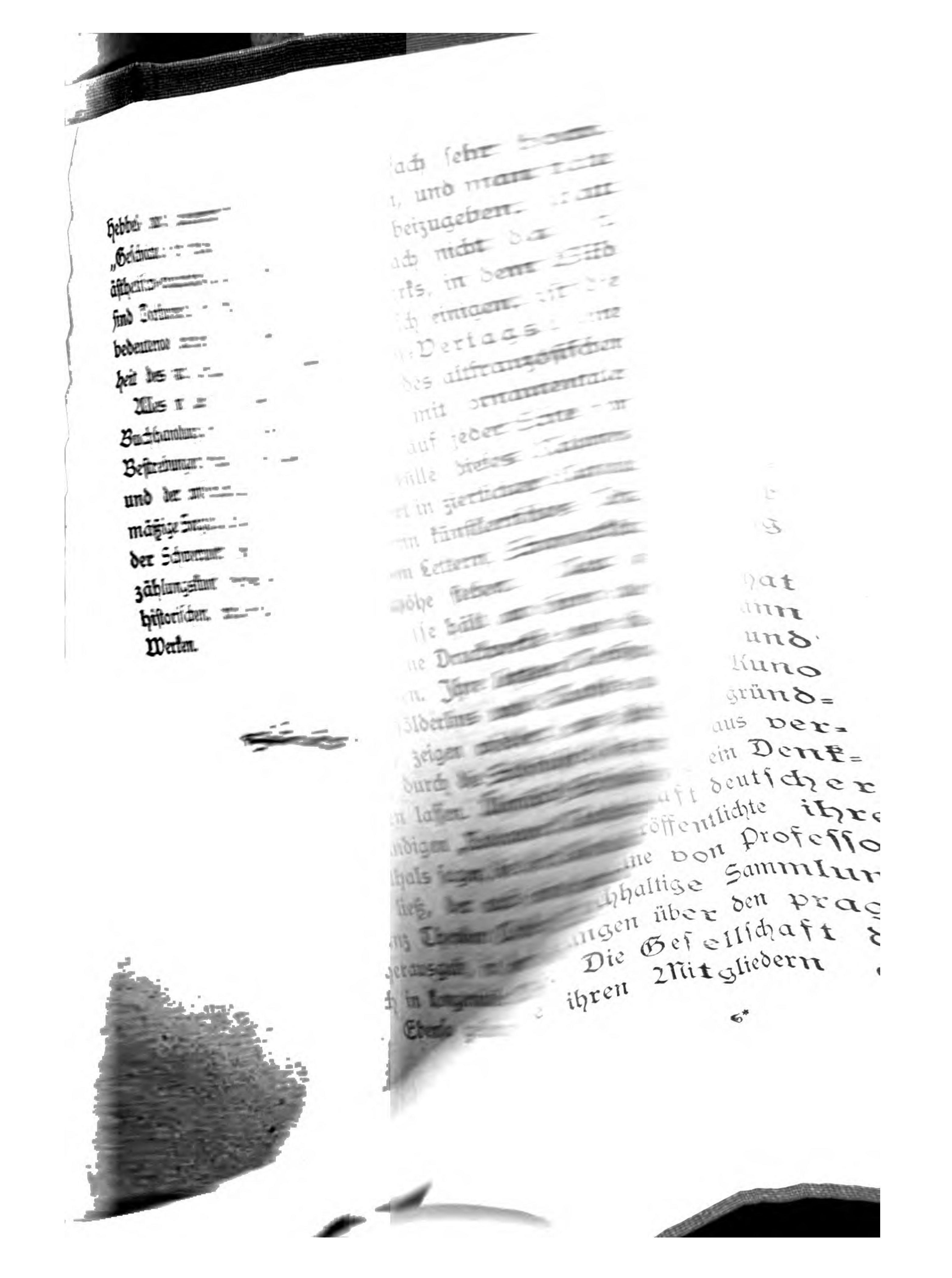


Werken, die wegen ihrer hervorragenden, vo
von der Hellen besorgten Redaktion und ih
zenden Einleitungen von berufener Seite
nannt worden sind.

Neben diesen Monumentalleistungen stehen
aber von ebenso idealem Geiste getragen
nehmungen wie die Veröffentlichung des
gefundenen „Urmeisters" und die Neugrün
„Cotta'schen Handbibliothek", die in billig
gaben gute ältere wie moderne Literatur dem
Publikum zuführt.

So darf die Periode Adolf Kröners (188
um ihrer gewaltigen Leistungen willen i
schichte der cotta'schen Buchhandlung ei
holung der ruhmvollen Zeiten Johann
Cottas genannt werden.

Den Idealen und Zielen seines Vaters
auch Robert Kröner, nunmehr allein
der cotta'schen Buchhandlung, seit dem
Kröners auf allen Zweigen des Ver
das großzügige Ermatingersche We
Kellers Leben, Briefe und Tagebücher
ausgabe des „Grünen Heinrich" in
lichen Fassung, die „Jubiläumsaus
fried K rs sämtlichen Werken,
Buch Caesar und Pompeju
de den Künste", „Allgemei
wege", Paul Lindaus
s' Bismarck-Erinnerun





Fedor von Zobeltitz

Bibliophile Chronik

Die in der vorjährigen Chronik erwähnten beiden großen Zeitschriften „Marsyas“ und „Eos“ haben ihr Erscheinen einstellen müssen. Die Papiernot zwang sie dazu. Aber trotz dieser für die Verleger und die Kreise der Schriftstellerwelt täglich fühlbarer werdenden Not nehmen die bibliophilen Veröffentlichungen eher zu als ab. Papiergeld gibt es noch genug im Lande, und es ist leider dahin gekommen, daß sich heute wirklich nur reiche Leute noch bibliophile Neigungen gestatten können. Auch der Begriff des Bibliophilen hat sich wesentlich verschoben. Die ideale Forderung, die Morris und Burne-Jones mit schönsten Erfolgen in das Praktische zu übertragen versuchten, jene Forderung, daß das Buch eine „künstlerische Einheit“ bilden soll, ist ziemlich verloren gegangen. Wir sind mannigfach zu dem alten Prachtwerk zurückgekehrt, das unsere Eltern im Salon auf den sogenannten Antoinettentisch zu Schau zu legen pflegten, zu „illustrierten Büchern“, bei denen der Buchschmuck zum eingefügten Bild wird, das gar keine Beziehung zum Typographischen hält. Die künstlerischen Werte

der Bilder an sich stehen dabei vielfach sehr hoch, aber sie sind unabhängig vom Ganzen, und man täte deshalb besser, sie als Mappenwerk beizugeben, statt als Einheit zu behandeln, die einfach nicht da ist.

Das Musterbeispiel eines Buchwerks, in dem Bild und Type sich wundervoll harmonisch einigen, ist die neueste Verausgabung des Avalun-Verlags: eine Verdeutschung (von Erwin Rieger) des altfranzösischen Romans „Aucassin et Nicolette“ mit ornamentaler Umrahmung und Zierbuchstaben auf jeder Seite von Rudolf Junk. In die reiche Fülle dieses Rahmenwerkes fügt sich trefflich der Text in zierlicher Antiqua ein, so daß hier in der Tat ein künstlerisches Dokument geschaffen wurde, in dem Lettern, Schmuckstücke und Papier auf gleicher Höhe stehen. Auch die Münchener Rupprecht-Presse hält an ihren alten Prinzipien fest, sich auf schöne Druckwerke ohne bildliche Beilagen zu beschränken. Ihre letzten Veröffentlichungen, die Hymnen Hölderlins und Rankes unsterblicher „Savonarola“, zeigen wieder, wie starke Wirkungen sich lediglich durch die Schönheit des rein Typographischen erzielen lassen. Ähnlich Erfreuliches läßt sich von den dreibändigen „Rodauner Nachträgen“ Hugo von Hofmannsthals sagen, die der Amalthea-Verlag erscheinen ließ, der auch eine dramatische Phantasie von Franz Theodor Csokor „Der Baum der Erkenntnis“ herausgab, in dem die sechs Holzschnitte Pajers sich in kongenialer Weise dem Typenbild anschließen. Ebenso gelungen als reine Druck-

werke sind einige Veröffentlichungen Ernst Rowohlts in Berlin, das Buch „Swinburne" von Rudolf Borchardt und eine Gedichtsammlung von Anton Schnack, beide unendlich vornehm in ihrer schmucklosen Einfachheit. Die Drucke der Alfred-Richard-Meyer-Presse in Wilmersdorf verzichten gleichfalls auf Innenschmuck und legen den Hauptwert auf das Papier und die Lettern, für die alte Vorlagen und Stempel gewählt wurden. Im übrigen sind die Neuerscheinungen auf bibliophilem Gebiet so zahlreich geworden, daß ich nur eine Gesamtübersicht geben kann.

Die Marées-Gesellschaft hat ihre Publikationen fortgesetzt und für das neue Jahr drei Faksimilewerke und drei Werke mit Originalgraphik verausgabt, die ersteren in Mappen (Delacroix, van Gogh und deutsche Künstler vom achtzehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart), zu denen noch ein weiteres Mappenwerk „Gesichter" mit 19 Radierungen von Max Beckmann tritt. Als bibliophile Bücher der Gesellschaft erschienen Schlegels liebe alte „Lucinde" mit prachtvollen, freskenhaft gehaltenen Holzschnitten von Walter Teutsch und Arnims liebenswürdige Erzählung vom Fürsten Ganzgott und dem Sänger Halbgott mit anmutigen illustrativen Einfällen von Max Neumann. Allerliebst ist die letzte Gabe des Leipziger Bibliophilen-Abends, ein Neudruck der derben kleinen Humoreske Johann Hermann Detmolds „Die schwierige Aufgabe", hübsch gedruckt

und mit ganz reizenden Radierungen von Hans Alexander Müller. A. de Noras wuchtigen Gedichtzyklus „Madonnen“ hat der Verlag L. Staackmann von Fritz Schwimbeck mit schmiegsamem Verständnis illustrieren lassen, so daß die Bilder in ihrem leidenschaftlichen Rhythmus gleichsam eine musikalische Begleitung zu der Sturmflut der Verse bilden. In stattlichem Folio liegen Goethes Balladen aus dem Verlage Paul Graupe vor, in Kochscher Maximilianschrift gedruckt und mit kraftvollen Radierungen von Sepp Frank. Adolf Weißmanns Dichtungen „Der klingende Garten“ schließen (aus gleichem Verlage) sich an; für sie hat der unermüdliche und immer gleich köstliche Michel Fingesten die Illustrierung übernommen.

Die Gesellschaft hessischer Bücherfreunde hat ihre letztjährige Jahrespublikation einem Landsmann gewidmet, dem hessen-darmstädtischen Kabinetts- und Hofmaler Johann Christian Fiedler, dem Kuno Ferdinand Graf von Hardenberg in einer auf gründlichen Vorstudien beruhenden und vielfach aus verschollenen Quellen schöpfenden Biographie ein Denkmal gesetzt hat. Auch die Gesellschaft deutscher Bücherfreunde in Böhmen veröffentlichte ihre erste Jahresgabe, „Pragensia“, eine von Professor Friedel Pick herausgegebene reichhaltige Sammlung von Flugblättern und Abbildungen über den prager Fenstersturz im Jahre 1618. Die Gesellschaft der Bibliophilen überreichte ihren Mitgliedern eine

außerordentlich gelungene Faksimilireproduktion jenes berühmten Gedichts, das unter dem Namen des „Ehrenbriefs" des Jakob Püterich von Reichertshausen, des großen Ahnherrn der Bibliophilen, bekannt geworden ist, und als Sonderausgabe eine reizend gedruckte und illustrierte kleine bibliophile Novelle „Der Seelenvogel" vom Schreiber dieser Zeilen. Hoffmann & Campe wandeln weiter pietätvoll in den Spuren ihrer Vorgänger. Sie brachten Heines Buch über „Shakespeares Mädchen und Frauen" nach der Ausgabe von 1833 mit phototypischer Wiedergabe der alten englischen Stiche neu heraus und zugleich die sechzigste Auflage des „Buchs der Lieder" mit den Titel- und Umschlagseiten der Ausgaben von 1827 und 1854 im Abdruck nach den noch erhaltenen Platten.

R. Hadl schmückte E. T. A. Hoffmanns Erzählung „Signor Formica" — bei W. Drugulin-Leipzig — mit neunzehn ganz prächtigen Radierungen. Der Verlag O. Goldschmidt-Gabrielli-Wilmersdorf kündigt eine zweibändige Neuausgabe der gesammelten Werke der unglücklichen genialen Karoline von Günderode an und ließ die in der Originalausgabe fortgebliebenen Rückertschen „Morgenländischen Sagen und Geschichten" als prunkvollen Luxusdruck erscheinen. Leopold Hirschberg zeichnet als Herausgeber beider Werke, der in gleichem Verlage auch ein Supplement zu seinen „Erinnerungen eines Bibliophilen" anmeldet. Fleißig wie immer, trat Georg Müller-München

auf den Plan. Von seinen Neuausgaben in bibliophiler Ausstattung seien erwähnt: die „Denkwürdigkeiten des Philipp von Commynes", deutsch von S. Aschner, „Leben und Ereignisse des Peter Prosch", herausgegeben von Heinrich Conrad, Crusenstolpes „Russische Hofgeschichten", bearbeitet von Joachim Delbrück, Johann Karl Wezels Roman „Hermann und Ulrike", eingeleitet von C. G. von Maassen. Dazu tritt unter dem Gesamttitel „Die Werkstatt der Liebe" eine Anzahl klassischer Erotika, von denen mir vorläufig nur eine originelle altitalienische Rahmenerzählung zu Gesicht kam, „Das Brevier des Kardinals", herausgegeben von Florens Ilmer, mit acht kolorierten Holzschnitten von Eduard Ege. Auch die „Drei Bücher über die Liebeskunst" Ovids, übertragen von Otto M. Mittler, mit zehn Steinzeichnungen und fünf Vignetten in Strichätzung von Hanns Gött, gehören wohl mit in diese Serie. Zu den Erotika kann man auch Curt Morecks treffliche Verdeutschung der „Femmes" Paul Verlaines rechnen (Paul Steegemann-Hannover), ferner den reizend ausgestatteten Neudruck der „Anderen unbekannten Venezianischen Epigramme Goethes", der bei Banas & Dette in Hannover erschien, und, wenn man will, sogar die von Peter Hamecher besorgte Neuausgabe der immer noch frisch anmutenden „Braunen Märchen" A. von Sternbergs (bei Morawe & Scheffelt-Berlin.)

Im Malik-Verlag-Berlin ließ George Grosz, der modernste unserer Karikaturisten, unter dem blas-

phemischen Titel „Gott mit uns" eine Anzahl seiner „politischen Lithographien" erscheinen und ein Artverwandter, Wieland Herzfelde, seine „Tragigrotesken der Nacht". Ein höchst unterhaltendes Mappenwerk bildet Arminius Hasemanns Holzschnittfolge „Der Zirkus" (B. Behrs Verlag). Originell sind auch die Holzschnitte zu Balzacs „Succubus" (in der Übersetzung von Rudolf Brettschneider), die Julius Zimpel für den Verlag Ed. Strache entworfen hat. Aus der Sammlung der „Graphischen Bücher", die Gustav Kiepenheuer herausgibt, sah ich Gogols Novelle „Der Mantel", deutsch von Felix Gaber, mit zwölf eigenartigen Lithographien Gramattés. Derselbe Verlag brachte eine neue Auflage der von Ludwig Rubiner und Else von Hollander übersetzten „Romane und Erzählungen Voltaires" in zwei Ausgaben mit und ohne Kupfer. Von der achtbändigen Monumentalausgabe der Werke Conrad Ferdinand Meyers, die als Musterleistung für Bücherfreunde im Einhorn-Verlag-Dachau und bei H. Haessel-Leipzig zu Bombenpreisen erscheinen soll, sah ich vorderhand erst den Prospekt. Der Einhorn-Verlag gab auch noch andere künstlerisch hochvollendete Werke heraus, Radierungen und Holzschnitte von Walter Klemm zu Balzacs tollen Geschichten, zum König Sindibad (aus 1001 Nacht), zu Costers Ulenspiegel und zum ersten Teil des Goethischen Faust, weiter zwei wertvolle Mappenwerke mit Lithographien: Otto Dills „Raubtierphantasien" und handkolorierte Steindrucke

von Hermann Geibel zu Goethes Pandora. Zu Goethes Faust schuf übrigens auch Josef Weiß dreiundzwanzig sehr schöne Lithographien für den Verlag Hugo Schmidt-München. Schließlich seien noch einige bibliophile Neuheiten des Verlags P. Steegemann-Hannover erwähnt: Beardsleys „Venus und Tannhäuser", deutsch von P. Templin, mit „einigen Schlußkapiteln" von Franz Blei, Edschmids Gedichte „Stehe von Lichtern gestreichelt", Flakes Novelle „Wandlung" und Olafs höchst merkwürdiger „Bekränzter Silen". Musterstücke älterer Werke erschienen bei H. A. Wiechmann-München: Claudius' Wandsbecker Bote mit den Kupfern von Chodowiecki und Leisching, Eichendorffs „Glücksritter" mit Zeichnungen von Ferdinand Staeger, Goethes Werther mit den Chodowieckischen Kupfern, Heines Harzreise in zwei Ausgaben, mit Kupfern von Ludwig Richter, Th. und O. Hofmeister und H. Ebel, und Stifters „Hagestolz" mit Radierungen von Ferd. Staeger. Man sieht, das Feld ist weit und nur noch schwer zu überschauen.





L. Leonhard

Die englische Literatur des Jahres

Die folgenden Momente charakterisieren die englische Literatur des abgelaufenen Jahres: Die Nachwirkung des Krieges; Enttäuschung über seine Ergebnisse und Folgen; schädliche Überproduktion besonders auf dem Gebiete des Romans; dagegen eine große Rührigkeit im Theaterwesen, viele ehrliche Bemühungen, Neues auf der Bühne auszuproben und durchzusetzen, die britischen Klassiker zu neuem Leben zu erwecken — eine Erscheinung, die zu einigen Hoffnungen für die Zukunft berechtigen mag; das während des Krieges überaus starke Interesse für slawische, namentlich russische Literatur wird durch die nordische und im Theater hauptsächlich durch die Franzosen zurückgedrängt.

Sehen wir in der Lyrik von einigen Dichtern mit stark mystischem Einschlag wie William Butler Yeats ab, so ist noch immer eine Überschwemmung durch Kriegsliteratur festzustellen. Entweder rühren die Neuerscheinungen von Heimkehrern her, die erst jetzt dazu

kommen, sich zu sammeln und ihre Gedanken, Eindrücke und Empfindungen zu Papier zu bringen; oder von Gefallenen, deren Verwandte sie aus Pietät drucken lassen. Besonders die letzten Werke Gefallener werden überschätzt. Vielleicht zeigt sich in diesen zum größten Teil mittelmäßigen Gedichten die Wandlung im Thema am auffallendsten: von der begeisterten Schilderung der Kriegstaten der ersten Jahre sind die Dichter übergegangen zu der Verherrlichung der geliebten Heimat, der beruhigenden englischen Landschaft, der Freude an Blumen, Vögeln und Wolken. Auch die übrige Lyrik hat fast nur Mittelmäßiges ohne eigenes Gepräge hervorgebracht.

Hauptsächlich in den adeligen Kreisen des Inselreiches macht sich das Bestreben geltend, ihre „Erinnerungen" in Prosa festzulegen, und der Büchermarkt ist von solchen zumeist wertlosen „Memoiren" überschwemmt. Von ihnen stechen die ernst zu nehmenden Werke historischen und politischen Inhalts ab. Die Engländer hören nicht auf, sich mit den Ursachen, dem Verlauf und Resultat des Krieges und besonders des Friedensvertrages gründlich auseinanderzusetzen. Noch immer beschäftigen z. B. die Dardanellenkämpfe den einen oder anderen Autor. Von großem Interesse ist eine Anzahl Bücher über das Problem des Völkerbundes, über seine unbedingte Notwendigkeit und seinen Zusammenbruch. Aus den meisten spricht das ehrliche Suchen und Ringen nach vertiefter Erkenntnis. Aber der anfängliche Enthu-

siasmus ist verraucht, ernüchterte Enttäuschung macht sich breit, und ein oft stark pessimistischer Unterton schwingt mit. Der Ausgang des Krieges und die Folgen des Friedensschlusses haben, das wird bereits in England so ziemlich allgemein zugegeben, nicht nur das erhoffte Millennium nicht gebracht, sondern eine Welt unerhörten Elends zurückgelassen. Und so vollzieht sich langsam und doch sicher ein Wandel in den Gemütern, der auch in der Literatur des Tages, in der Presse, zum Ausdruck gelangt. Die Enttäuschung äußert sich besonders in sozialer Hinsicht. Vergebens haben G. Bernard Shaw und John Galsworthy während des Krieges ihre warnende Stimme erhoben. (Das schon im Juni 1917 in London zum ersten Male aufgeführte satirische Stück Galsworthys „The Foundations", das der Dichter als „an extravagant play" bezeichnet, in dem er die Zukunft in keineswegs rosigem Lichte malt, berührt heute geradezu prophetisch.) Ruhelosigkeit trotz der versuchten Einkehr ist der charakteristische Zug der Zeit.

Wieder hat der Sammel- und Forscherfleiß viel Wertvolles über britische Literatur und Literaten zutage gefördert. Neue Werke über Dichter der Shakespeareschen und der viktorianischen Epoche, der Gegenwart und über zeitgenössische Auslandsliteratur bringen manches Aufklärende, Neue und Anregende. In letzter Zeit kommen hauptsächlich die nordischen Dichter wie Jacobsen, Bojer und Knut Hamsun in zahlreichen Übersetzungen zu Worte.

Der englische Roman leidet unter der Überproduktion. Die zahllosen Unterhaltungsbücher aus Frauenfeder zeichnen sich wie bisher durch ein tiefer als mittleres Niveau aus. Entweder handelt es sich dabei um rührselige Liebesgeschichten ohne alle Bedeutung oder um lächerlich überspannte Anklagen, die das männliche Geschlecht schwärzer als den Teufel malen. Die vor einigen Monaten verschiedene Mrs. Humphrey Ward hat es zwar zu großer Berühmtheit und außerordentlich hohen Auflageziffern gebracht, aber noch ihre beiden letzten Bücher zeigen sie in der entwaffnenden Seichtheit, die alle ihre Werke charakterisiert. Unter den Romanen der Männer sind einige bemerkenswert. Eine starke Wirkung hinterließ H. G. Wells' Hiobsroman „The Undying Fire". Der Autor, der als Ankläger auftritt, läßt seinen Helden, den Schulmeister Job Huß, in bezeichnender Weise über das Elend und Chaos, über die trostlose Unwissenheit dieser kriegerischen Erde ausrufen: „Die ganze Welt ist ein Unterseeboot." Aber Wells schreibt zu viel, und wer „God, the Invisible King", „Mr. Britling Sees it Through" und „Joan and Peter" kennt, wird aus dem jüngsten Werk nicht viel Neues erfahren. John Galsworthys große Erzählerkunst offenbart sich neuerdings in dem Roman „Saint's Progress", ebenfalls eine Auseinandersetzung mit dem Kriege, wieder eine Auseinandersetzung zwischen Mensch und Gott. Wells hat den Schulmeister revoltieren lassen, Galsworthy stellt einen Geistlichen in den Mittel-

punkt. Und just diesem Geistlichen, einem liebenswerten aber insularen Sohn der Kirche, muß es geschehen, daß seine junge Tochter unverheiratet mit dem Kinde des Geliebten zurückbleibt, der dem Moloch Krieg zum Opfer fällt. In diesem Werk zeigt sich wieder Galsworthys liebevolles Wesen, seine überlegene, oft zarte, oft grimmige Ironie und bedeutende Schilderungskunst. Auch der neue Band „Tatterdemalion", eine Sammlung von kurzen Erzählungen, Skizzen und Aufsätzen, dem „A Sheaf" und „Another Sheaf" vorangegangen sind, sagt bereits im Titel, daß er mit dem Krieg zusammenhängt. Joseph Conrad dagegen befaßt sich in seinem jüngsten Buch „The Arrow of Gold" mit der Liebe vom Standpunkt des Mannes. Dieser Dichter und einstige Seefahrer gelangt zu dem Schluß, daß der Mann lieben soll, aber durch die Liebe hindurchgehen, um frischer und kräftiger seinen einsamen Weg wieder aufzunehmen; nicht einmal mit Erinnerungen soll er sich allzu sehr beschweren. Des Mannes Leben muß auf sich selbst gestellt und in sich selbst beruhend sein. Conrads mystisch-erotischer Einschlag wird noch überboten durch Robert Hichens, der sein Bestes leistet, sobald er in Orient- und Wüstenstimmung schwelgen kann – sein letzter Roman, „Snakebite", auch eine Liebesgeschichte, dreht sich um eine Art Kitchener-Typus als Hauptgestalt. In jüngster Zeit macht sich die Freude am Farbenprächtigen, Bildhaften im englischen Roman stark geltend, und als nicht un-

begabter Vertreter dieser Richtung ist Joseph Hergesheimer hervorzuheben. Ebenso sei der exotischen Eigenart Rabindranath Tagores gedacht, der in „The Home and the World“ den Zusammenstoß von indischer und abendländischer Kultur und Philosophie schildert. Zuletzt ist zu erwähnen, daß der in England sehr verehrte Romandichter Thomas Hardy, einer der bedeutendsten Epiker seiner Nation, seinen 80. Geburtstag beging; Charles Dickens' 50jähriger Todestag hat neuerlich gezeigt, daß er von seiner außerordentlichen Volkstümlichkeit nichts eingebüßt hat.

Obzwar das englische Drama nur wenige wirklich bedeutende Neuerscheinungen aufweisen kann, ist eine Unzahl von Bestrebungen im Gange, es zu verjüngen und zu erneuern. Eine ganze Reihe von Werken über das Theaterproblem zeugt von dem neuerwachten Interesse. Was der Krieg gänzlich zurückgedrängt hat, scheint sich jetzt in den überaus mannigfaltigen Bemühungen mit Vehemenz Bahn brechen zu wollen. Eine Menge Darstellungen von Shakespeare-Stücken, Freilicht-Aufführungen im Londoner Hyde-Park, Premieren junger Dramatiker, die oft nur als Experimente anzusehen sind, beweisen, wie lebhaft das Bedürfnis nach neuer Bühnenkunst ist. Die großen Westend-Theater werden freilich zum großen Teil von landläufigem Schund beherrscht. Auch sind, nicht gerade zum Nutzen der englischen Bühne, die Franzosen in Überarbeitungen obenauf, und viele einheimische Stückeschreiber be-

mühen sich, dieser Mode zu huldigen, indem sie gallischen Geist und Eigenart krampfhaft nachzuahmen versuchen. Doch kann sich das Drama auch wertvoller Bereicherungen rühmen. Von G. Bernard Shaw, der jetzt wieder gespielt wird, von dem aber nichts Neues aufgeführt worden ist, sei abgesehen. Als zwei überaus charakteristische Gegensätze sind das zartpoetische, mystische Stück des Schotten James M. Barrie „Mary Rose“, dessen Wirkung eine ganz seltsam-verklärte sein soll, und die in ihrem Realismus überaus wuchtige, niederschmetternde Tragikomödie John Galsworthys „Skin Game“ hervorzuheben, in der mit unerbittlicher Konsequenz gezeigt wird, wohin der Kampf um Macht am Ende führt. Daß dabei, ob man nun will oder nicht, auch die vornehmsten Naturen ihr Bestes verlieren: das wahrhaft Gute, Edle und Schöne in ihnen. Die beiden Gegner sind zwar beide Briten, doch symbolisiert das Werk unverkennbar die furchtbare, unselige Fehde zwischen Albion und Deutschland. Einer solchen Unparteilichkeit der Darstellung wie in diesem Stück, ohne daß dadurch etwas von der Intensität und edlen Wärme verloren ginge, ist nur dieser Dichter fähig.





Otto Grautoff

Die französische Literatur des Jahres

Wenn im vorigen Jahre hier gesagt wurde, daß das Kriegsende keinerlei Einfluß auf das Schrifttum ausgeübt habe, so kann für 1920 nicht das gleiche behauptet werden. Es erscheinen seit Mitte 1919 alle alten Zeitschriften, die meisten sogar regelmäßig, wieder. Die „Gazette des Beaux-Arts“ hat allerdings erst im Januar 1920 wieder die Ausgabe in Monatsheften aufgenommen. „La revue germanique“ hat im April 1920 ihre erste Lieferung ausgegeben. Sie erscheint vorläufig in Vierteljahrsheften in dem würdigen, sachlichen Ton von früher. Der „Mercure de France“, der ganz nationalistisch orientiert ist, hat seinen Umfang um ein Drittel vermehrt. „La nouvelle revue française“, die den europäischen Gedanken hoch hält, erscheint ebenfalls in verstärktem Umfang. Unzählbar sind die neugegründeten Monats- und Halbmonatsschriften; viele von ihnen, wie „Les Feuillets d'art“, „L'amour de l'art“, „La gazette du bon ton«, „Le goût du jour“ erscheinen in kost-

barer Ausstattung. Universalistischer Gesinnung neigen zu: „Le monde nouveau", die allerdings zu zwei Dritteln politisch ist, und der von Paul Dermée gegründete „Esprit nouveau"; ferner „L'action". Die Bücherpreise sind im letzten Jahre kaum weiter gestiegen. Geschickte Verleger werden der Papiernot Herr. Fühlbar ist die Papiernot allein auf dem Gebiet der Schulbücher, der wissenschaftlichen Handbücher und der Fachzeitschriften mit kleinem Abnehmerkreis. Übersetzungen erscheinen infolge der Papiernot nur in geringem Maße. Schulbücher und Studienmaterial für Hochschulen werden, wie in Deutschland, vielfältig von mehreren Studenten gleichzeitig benutzt. Das Leben der Studenten wird in Paris monatlich auf 400 Francs mindestens geschätzt.

Es zeichnen sich im französischen Schrifttum vier Strömungen ab: eine nationalistische, eine mondäne, eine weltbürgerliche und eine bolschewistische. Die nationalistische wird geleitet von der militaristischen und imperialistischen Oberschicht des offiziellen Frankreichs. Ihre politischen und kulturpolitischen Ideen werden auch auf Belletristik und Wissenschaft übertragen. „La revue des deux mondes", „La revue universelle", „Le Mercure de France", „La vie" (in maßvollerer Form) und die Tageszeitungen „L'action française", „L'Echo de Paris", „La libre Parole", „Le Temps" und „Le Journal des Débats" sind die Hauptorgane der nationalistischen Strömung. Bücher, in denen das französische Heer, die französische

Politik und der Gedanke des größeren Frankreichs gefeiert werden, propagieren immer weiter die Ideale dieses Kreises. Kriegserinnerungen, Herabsetzungen Deutschlands, Verunglimpfungen des deutschen Geistes, Verhöhnungen der Umformung des deutschen Reiches werden in tendenziöser Entstellung zu Romanen und historisch-politischen Schriften verarbeitet, die aber, soweit sich übersehen läßt, einen immer geringeren Leserkreis finden. Aus dieser Welt sei Abel Hermants Trilogie „D'une guerre à l'autre" hervorgehoben, in der der Verfasser ein nationalistisches Gegenstück zu Rollands „Johann Christof" hat schaffen wollen.

Daneben blüht die mondäne Literatur und das mondäne Theater. Obwohl während des Krieges gerade auch die offiziellen Organe der Regierung sich mehrfach beklagten, daß die leichte und seichte Literatur allzu lebhaft propagiert werde, arbeiten nach wie vor die oben erwähnten großen Zeitungen, sowie „Figaro" und „Gaulois" für die Verbreitung der dünnen, schlüpfrigen Unterhaltungsliteratur, weil die Autoren der gleichen Gesellschaftsschicht angehören. Diese Literatur hat sich kaum, das Theater gar nicht verändert. Drei- und viereckige Verhältnisse, voluptuöse Ein- und Zweiakter, Entkleidungsszenen beherrschen nach wie vor die Boulevardbühnen. Man glaubt nicht, daß Krieg gewesen ist; so unverändert findet man hier alles. Deutschenhetze gibt es hier nicht mehr. Der Spionagegeschichten ist man müde. Be-

merkenswert ist der durchschlagende Erfolg des kriegsfeindlichen Stückes „La Captive“ von Gaston Emile Méry im Théâtre Antoine, ein erfreuliches Symptom für die Wandlung der Gefühle im mondänen Paris.

Diese Wandlung der Gesinnung tritt in einem wertvolleren Kreise von Schriftstellern und Gelehrten sowie in breiteren Schichten des Volkes deutlicher in Erscheinung. Hier bilden „La Ligue des droits de l'homme“ mit Victor Basch, Georges Séailles, Seignobos, die protestantische Geistlichkeit mit Doumergue, Faivret, Dumas, der Kreis um André Gide und die „Clarté“ die führenden Gruppen. Die Verlagshäuser dieses Kreises sind der von Gaston Gallimard geleitete Verlag der „Nouvelle revue française“, der von Paul Morisse geleitete Verlag Crès & Cie., der von Felix Fénéon geleitete Verlag »La sirène“ und „La Clarté“, an die man gewissermaßen noch peripherisch die Verlagshäuser von Ollendorff, Fischbacher u. a. angliedern könnte.

Der „Clarté“, die eine gut geleitete Zeitung herausgibt, die wöchentlich mehrfach erscheint, ist durch rührige Propaganda zu danken, daß weltbürgerliche Gesinnung so tief ins Volk gedrungen ist. Der Verlag der „Clarté“ hat Bücher, die von Güte und Menschenliebe erfüllt sind, herausgegeben, die zunehmende Verbreitung finden. Autoren des Verlages sind: Henri Barbusse, J. P. Jouve, Romain Rolland, Maxim Gorki, Magdeleine Marx u. a.

Die Politiker, Historiker und Ästhetiker der „Ligue des droits de l'homme“ bemühen sich, in der Wissenschaft wieder universalistischen Geist zu wecken. Das ist nur nach und nach zu erwarten. Victor Basch hat ein neues Buch über Tizian geschrieben. Hesnard hat ein Buch über F. Th. Vischer vollendet. Gaston Raphael hat eine Studie über Walter Rathenau veröffentlicht. „La Librairie socialiste“ hat eine französische Ausgabe von Kurt Eisners „Révolution en Bavière“ herausgegeben.

Spürt man in diesen und ähnlichen Veröffentlichungen einen neuen universalistischen Zug, so tritt in dem engeren Kreise um André Gide deutlicher eine Erneuerung des französischen Geistes in Erscheinung. Hier hat sich eine Reihe von Dichtern und Schriftstellern zusammengefunden, die einem dogmenlosen Ethos dienen. Gides Geist gelangte von symbolischen, leichten und preziösen Phantasien zu klassischer Ungezwungenheit. Seine Mitarbeiter, die auch vom Symbolismus ausgingen, haben verstanden, den klassischen Gedanken auszubauen und zu vertreten. Im letzten Jahre ist in diesem Verlage ein neues Drama von Jules Romains: „Comedeyre le vieil“ erschienen, das in seiner kraftvollen Zeichnung der Charaktere sowie in seinem schönen Pathos die besten Eigenschaften der französischen Rasse in künstlerischer Form zeigt. Gleichzeitig gab hier Georges Duhamel sein „Oeuvre des athlètes“ und Charles Vildrac sein lyrisches Drama: „Le Paque-

boot Tenacity" heraus. Alle drei Stücke erzielten im Théâtre du vieux Colombier einen durchschlagenden Erfolg. Besonderes Aufsehen erregte Alains „Système des beaux-arts" in den Kreisen der Künstler, da hier manche Gedanken Gides zu einem System zusammengefaßt worden sind. Von Guillaume Apollinaire erschien in diesem Verlag ein nachgelassenes Buch: „La femme Assise". Der merkwürdig phantastische Autor Marcel Proust hat in diesem Jahre ein Buch „Du Côté de chez Swann" herausgegeben, das monatelang die pariser Presse beschäftigte. Von André Gide selbst sind in der „Nouvelle revue française" Fragmente einer Selbstbiographie erschienen, die in dem klaren, reinen Stil geschrieben sind, der Gide eigentümlich ist. Langsam und zögernd erwacht in dem Knaben das ethische Bewußtsein, das die Basis seines Schaffens wurde. Schon in den Jugendjahren gewann Gide ein Verhältnis zur englischen und deutschen Literatur. In den Knabenjahren wurde „Reineke Fuchs" eins seiner Lieblingsbücher. Die Hauptarbeit Gides im vergangenen Jahr war die Übertragung von „Antonius und Kleopatra", die in der Großen Oper aufgeführt worden ist.

In engster Fühlung mit André Gide hat sich das Théâtre du vieux Colombier entwickelt, das Jacques Copeau leitet. Im Winter 1919 wurden nach fünfjähriger Unterbrechung die Vorstellungen dieser Bühne in Paris wieder aufgenommen. Das Theater

stellt für Paris einen ganz neuen Bühnentypus dar. In Ablehnung des leichtfertigen und flachen Repertoires der großen Boulevardtheater ist hier in Anlehnung an das münchner und moskauer Künstlertheater sowie an Max Reinhardt eine Pflegstätte ernster Theaterkunst geschaffen worden. Die Ausstattung ist auf das Mindestmaß beschränkt. Die Stücke von Duhamel, Ghéon, Jules Romains, Jean Schlumberger, Francis Viélé Griffin u. a., die hier gespielt werden, sind in der Intention, im Aufbau und in der Ausarbeitung nicht in dem Geiste gehalten, der seit einem halben Jahrhundert die französische Bühne beherrscht. Sie lassen sich — um es in einem Worte zu sagen — zu deutscher Bühnenkunst in Parallele stellen, ohne daß damit eine Abhängigkeit von deutscher Theaterliteratur festgestellt werden soll. Daneben sind an diesem Theater in völlig neuer Gestalt und in neuem Gewande alte klassische Stücke von Molière, Marivaux, Beaumarchais, Mérimée und ausländische Werke von Shakespeare, J. M. Synge, Rabindranath Tagore u. a. zur Aufführung gelangt. Der Erfolg des Theaters hat Henri Ghéon veranlaßt, eine zweite Bühne ähnlicher Art, das Théâtre Balzac, ins Leben zu rufen.

Der Verlag von Georges Crès & Cie hat von seinem bedeutendsten Autor, dem Historiker, Soziologen und Ästhetiker Elie Faure, zwei neue Bücher, „La Sainte Face“, Kriegserinnerungen mit warmem, mensch-

lichem Empfinden durchtränkt, und einen Roman „La roue“ herausgegeben. Hier erschien ferner ein Neudruck von Georges Clémenceaus sarkastischer Charakteristik des Judentums: „Au pied du Sinaï“. Der Verlag gibt außerdem eine von Georges Besson geleitete Serie von Künstlermonographien heraus und hat von Robert Vallery-Radot eine „Anthologie de la poésie catholique de Villon à nos jours“ zusammenstellen lassen.

Die Hauptgebiete des Hauses „La sirène“ sind linksradikale, politische Schriften, sowie Luxusdrucke älterer und neuerer Schriften.

Von Emile Verhaeren hat Crès & Cie eine kostbare Anthologie: „Quinze poèmes“ mit 57 Holzschnitten von Masereel herausgegeben. Ein nachgelassenes Werk Verhaerens: „Paysages disparus“ mit zwanzig Radierungen von Luigini kam im Verlage von E. T. Alignau heraus. Im „Mercure de France“ erschien eine Neuausgabe älterer Gedichte mit nachgelassenen Versen des Dichters: Toute la Flandre? Band I: „Les Tendresses premières, la guirlande des dunes“.

Robert de Jouvenel, berühmt durch sein Buch: „La république des camarades“, gab bei Payot & Cie ein sarkastisches Lehrbuch: „Le journalisme en vingt leçons“ heraus, das für das Verständnis der französischen Presse nützlich ist. Paul Bourgets neuester Roman „Laurence Albani“ läßt Altersschwäche erkennen. Alles, was dieser einst so be-

deutende Schriftsteller in den letzten Jahren veröffentlicht hat, bewegt sich, wie selbst die französische Kritik zugibt, auf absteigender Bahn.

Henri Bergsons neuestes Buch: „L'énergie spirituelle“, eine Aufsatzsammlung, die von den Themen „L'énergie“ und „Le dynamisme“ beherrscht werden, ist heiß umstritten. Einige begeistern sich an dem Buch, weil sie aus ihm zu entnehmen glauben, daß Bergson in verschleierter aber unverkennbarer Form sich zum Katholizismus bekenne.

Was endlich die letzte Gruppe der Literatur anbetrifft, so wurde sie nicht im Sinne des Referenten, sondern im Sinne der Franzosen als bolschewistisch bezeichnet. Der engere Ausschuß der „Clarté“ nährt allerdings bolschewistische Gedanken, aber in einer harmlosen und politisch unreifen Form. Wenn man die wenigen politischen Propagandaschriften, die nur geringe Verbreitung finden, ausschaltet, so bleibt ein Bolschewismus übrig, der die Gleichsetzung mit allgemeiner Menschlichkeit und weltbürgerlicher Gesinnung durchaus verträgt.

Hochinteressant waren im letzten Jahre die vielfältigen Diskussionen über eine internationale Liga der Geister, die die nationalen Gegensätze überbrücken soll. Vier Fünftel der Franzosen einigten sich auf die Aufrechterhaltung der nationalen Eigenart, um von dieser festen Basis aus eine Brücke zu den Fremdländern zu schlagen. „Ist nicht jedem Wesen der klare Ausdruck der Tugenden einer einzelnen Rasse die Wahr-

heit, und gibt nicht die tiefe Liebe zum heimatlichen Boden diesen Tugenden ihre schönste Verklärung? Die unendliche Verschiedenheit ihrer Nuancen, ihrer Widersprüche und Gegensätze stellt die unerschöpfliche Größe menschlichen Denkens dar. In ihrer unermeßlichen Weite spiegelt sie alle Seelen getreu wieder. Diesen Reichtum der menschlichen Natur sollte niemand vergessen. Niemand kann die sprachlichen Gegensätze verkennen. Jeder sollte in einer vegetativen Verbindung mit seinem heimatlichen Boden den festen Halt suchen und von diesem sicheren Standpunkt aus die Hände dem Ausländer entgegenstrecken." In diesen schönen Worten ist das Glaubensbekenntnis der Franzosen enthalten. Alle schrankenlosen Verbrüderungsversuche gelten in Frankreich als utopistische Ideologien einzelner Schwärmer.





Ludwig Gorm

Die italienische Literatur des Jahres

Es ist nicht eben leicht, sich von den Bewegungen des italienischen Geisteslebens ein zutreffendes Bild zu machen. Obwohl die aus dem Kriege resultierenden Spannungen allmählich gewichen sind, kommen doch noch zu wenig Nachrichten, vor allem zu wenig Bücher über die Alpen, als daß man bereits klar zu sehen vermöchte, wie die Entwicklung sich vollzogen oder welche Bahn sie in nächster Vergangenheit durchlaufen hat.

Das eine scheint sicher, daß die italienische Literatur noch viel mehr unter dem Einflusse des Krieges steht als die unsere. Abgesehen davon, daß sich viele Schriften mit den Bedingungen, Voraussetzungen, Epochen des Kampfes befassen, hat der Kriegsstoff noch immer eine große Anziehungskraft für die Romanschriftsteller aller Grade, und noch immer wird auch Kriegslyrik veröffentlicht. Wie anderswo kommt auch in Italien wenig dabei heraus. Nur einzelne Bücher dringen in die Tiefe der großen Katastrophe ein und holen die menschliche Tragik an die Ober-

fläche. (Gino dal Lago, „La beffa del mondo“. Anziolo Silvio Novaro, „Il fabbro armonioso“.)

Die Stellung, welche das Kriegsende Italien gegeben hat, macht es begreiflich, daß sich der Geist den neu erschlossenen Machtproblemen zuwendet. Eine ganze Reihe von Schriften beschäftigt sich mit den Verhältnissen und der Geschichte der neu erworbenen Gebiete oder derjenigen, welche man noch zu gewinnen trachtet. Darüber hinaus sucht man den italienischen Einfluß in der Welt zu erweitern, und diesem Zwecke dient das in Rom gegründete Institut zur Propaganda der italienischen Kultur, dessen Aufgabe es ist, durch das italienische Buch (und durch andere Mittel) die Kenntnis der Sprache, der Gedanken, der Werke und der Sitten in allen Ländern zu verbreiten.

Dieser expansiven Kraft gegenüber berührt es merkwürdig, zu sehen, wie sich auch der italienische Geist seiner veränderten Stellung in der Welt bewußt geworden ist, und wie pessimistisch man im Grunde seine Zukunft beurteilt. Dieser Gegensatz mag unlogisch sein, er ist aber in der Stellung Italiens nach innen und nach außen wohl begründet.

Auf den einzelnen Gebieten der Literatur wird noch stets um die älteren Größen gekämpft. D'Annunzio steht als Repräsentant des nationalen Geistes in Ehren, aber bei weitem heller strahlt sein Stern als Mann der Tat. Man empfindet seine Gegenwart als Krönung seiner Vergangenheit. Um Pascoli wird erbittert gestritten: die einen wollen seine Gedichte

in die Schule einführen, die andern wollen ihn überhaupt nicht als Dichter gelten lassen. Benedetto Croce wurde während des Krieges maßlos angegriffen, weil er die Hetze des Hasses nicht mitmachte; heute besinnt man sich darauf, daß er einer der nationalen Erzieher ist.

Auch die Urteile über Alfredo Panzini sind neuerdings wieder in Bewegung gesetzt worden. Sein Erstlingswerk „Il libro dei morti“ ist in zweiter Auflage erschienen, bald darauf ein neuer Roman „Jo cerco moglie!“ Das erste eine Dichtung, in der die ganze stille Schönheit des vergangenen Italien nebst der Angst vor der großmächtigen Entwicklung schwingt. Das zweite eine Alltagsgeschichte über einem verzweifelten und hoffnungslosen Suchen jenseits der eisernen Verkettung weltstädtischer Daseinsform.

Neben diesen beiden Werken sind nur noch einige Romane hervorzuheben: Guglielmo Ferrero, „Memorie e confessioni di un sovrano deposto“, in dem sich der bekannte Historiker seine Anschauungen über die Bedingungen und den Sinn der großen Katastrophe von der Seele geschrieben hat; Federigo Tozzi, „Tre croci“, das in einem einheitlichen und unbedingt sicheren Stil eine seelische Katastrophe in ganz einfachem Milieu schildert; Grazzia Deledda, „Il ritorno del figlio“, worin eine Mutter sich über den Verlust des eigenen Sohnes an einem aufgenommenen Findling tröstet.

Unter den Novellisten nimmt Piero Jahier eine besondere Stellung ein. („Con me e con gli Alpini“.

„Ragazzo".) Seine hugenottische Strenge findet in den norditalienischen Bergen die ihm angemessene Landschaft und in ihren Bewohnern diejenigen Menschen, die sich am besten seinen Stilmitteln einfügen. Doch scheint das Gebiet, das er umfaßt, ziemlich eng begrenzt, und nicht von reich schwingenden Möglichkeiten erfüllt zu sein. Seine Art ist hart, so ist auch sein Stil. Aber darin ermangelt er, wenigstens zuweilen, nicht einer gewissen Größe. Im übrigen werden alle Formen der kürzeren Erzählung, von der strengen Novelle bis zur flüchtigen Skizze, gepflegt, und alle Nuancen, von dem humorvoll Landschaftlichen über das Leidenschaftliche bis zur historischen Schilderung, herausgeholt.

Über die Entwicklung des Dramas fehlen Nachrichten. Eine bedeutende Erscheinung ist Ercole Luigi Morselli („Orione", „Glauco"). Seine Stücke, denen eine antike Fabel zugrunde liegt, sind von einem ganz starken Temperament durchflutet, das sie bis in jede Szene und bis in jedes Wort füllt. Seine Charaktere sind klar und gänzlich unsentimental, und über allem liegt der Hauch eines unentrinnbaren Schicksals, das tief aus dem Wesen der Menschen und der Welt hervorflutet. Alles ist mit prachtvoller Sinnlichkeit geschaut und in ausdrucksvolle südländische Gebärde gewandelt.

Besonders schwer ist es, sich über die lyrischen Richtungen zu orientieren. Es scheint, als ob nach D'Annunzio, vielleicht im Gegensatz zu seiner

prunkenden und lauten Art, eine Bewegung eingesetzt habe, die sich ganz den einfachen und stillen Dingen des Alltags zugewendet hat, und die auch die Wahl ihrer Formen dem angepaßt hat. Hierher möchten die Arbeiten von Guido Gozzano zu stellen sein („I colloqui"). Daneben steht eine hymnische Kriegslyrik (V. Locchi, „La sagra di Santa Gorizia") und manche ältere, an D'Annunzio, Carducci oder Pascoli anschließende Note.

Die Lebensbeschreibung ist mit drei ausführlichen Studien vertreten. Luigi Russo erzählt das Leben des veristischen Romanziers G. Verga, Eugenio Donadoni das des Ugo Foscolo, und Tommaso Gallazati-Scotti hat dem Wirken und Schaffen Fogazzaros einen starken Band gewidmet, der auch interessante Dokumente enthält.

Im Ganzen gewinnt man den Eindruck, als emanzipiere sich das italienische Geistesleben von den französischen Einflüssen, die vor dem Kriege außerordentlich stark waren, und suche eine ihm selbst gemäße Form, um seine Erlebnisse zu gestalten. Das Interesse für die ausländische Produktion ist wohl gestiegen, aber man wahrt seine Eigenart besser, die man in schicksalsvollen Stunden wieder kennen und schätzen gelernt hat.





Die deutsche Literatur des Jahres

I. Das Drama

Vielleicht wäre es sehr falsch, die Entwicklung des Dramas als maßgebend für die Literatur anzusehen, doch spielen sich auf diesem Gebiet die leidenschaftlichsten, die zumeist ins Auge fallenden Kämpfe ab.

Die Betrachtung des Dramas geht naturgemäß von den Werken aus, die ihre Bühnenprobe bestanden haben.

Einige Dichter, die sich bereits mit früheren Werken auf der Bühne behauptet haben und damit den sicheren Bestand der dramatischen Literatur vergegenwärtigen, seien vorangestellt:

1. Der weiße Heiland. Dramatische Phantasie. Von Gerhart Hauptmann. (Uraufführung im Großen Schauspielhaus Berlin am 28. März 1920.)
2. Die Schwestern oder Casanova in Spa. Ein Lustspiel in Versen. Drei Akte in einem. Von Arthur Schnitzler. (Uraufführung im Burgtheater Wien am 26. März 1920.)
3. Kindertragödie. Ein Drama in drei Akten. Von Karl Schönherr. (Uraufführung im Deutschen Volkstheater Wien am 28. November 1919.)
4. Hortense Ruland. Tragödie in drei Akten. Von Max Halbe. (Uraufführung am Mannheimer Nationaltheater am 28. November 1919.)
5. Die Raschhoffs. Drama in fünf Akten. Von Hermann Sudermann. (Uraufführung im Neuen Schauspielhause Königsberg i. Pr. am 18. Oktober 1919.)

6. **Der Geschlagene.** Schauspiel in drei Akten. Von Wilhelm **Schmidtbonn.** (Uraufführung im Deutschen Schauspielhause Hamburg am 12. April 1920.)

7. **Die Passion.** Das Misterienspiel der Brüder Arnoul und Simon Greban. Aus dem Französischen des Jahres 1452 frei übertragen von Wilhelm **Schmidtbonn.** (Uraufführung im Künstlertheater München am 2. Juni 1920.)

8. **Doppelkopf.** Ein Marionettenspiel. Von Wilhelm v. **Scholz.** (Uraufführung in den Hamburger Kammerspielen am 4. März 1920.)

9. **Das Gericht der Schatten.** Vier Einakter. Von Heinrich **Lilienfein.** (Uraufführung im Württembergischen Landestheater Stuttgart am 11. Oktober 1919.)

10. **Sterne.** Ein Drama in vier Aufzügen. Von Hans **Müller.** (Uraufführung im Burgtheater Wien am 20. November 1919.)

11. **Brabach.** Drama in drei Akten. Von Heinrich **Mann.** (Uraufführung im Residenztheater München am 21. November 1919.)

12. **Das grüne Haus.** Ein Schauspiel in vier Akten. Von Herbert **Eulenberg.** (Uraufführung im Hof- und Landestheater in Meiningen am 14. Februar 1920.)

13. **Die Marquise von Arcis.** Schauspiel in fünf Aufzügen nach Diderot von Carl **Sternheim.** (Uraufführung im Frankfurter Schauspielhaus am 5. September 1919.)

Von Gerhart **Hauptmanns** „Weißem Heiland" sagt Ernst Heilborn: „Man steht Gerhart Hauptmanns neuer Dichtung mit peinigendem Gefühl, das sich während der Aufführung bis zu seelischer Qual steigert, gegenüber. Als ginge ein Köstliches immer wieder verloren, als verblutete sich ein Lebendiges in den dürren Sand." — Über **Schnitzlers** „Schwestern" urteilt

Robert F. Arnold: „An soviel dialektischen Haarspaltereien (alles immer mit fünf multipliziert), an dieser Scholastik der Liebe erlahmt schließlich auch seine gute und sichere Technik, und wiewohl formal die ‚Schwestern' hinter der Schwesternnovelle, einem Meisterstück der Kleinkunst, kaum zurückstehen, wäre uns mit mehr Inhalt, weniger Kunst besser gedient." — Derselbe Referent bemerkt zu S c h ö n h e r r s „Kindertragödie": „Ein Geschlecht, nicht wie das Unruhs von außen her zermalmt, sondern von innen heraus gesprengt. Eine Tragödie nicht des Kindesalters, sondern der Kindschaft, ein Schicksalsdrama ohne Schicksal, aber sonst seinem nun hundertjährigen Ahnherrn erstaunlich gleichend — im großen wie im kleinen, auch in der Enge des Horizontes, in der erstickenden Atmosphäre, in dem trostlosen Geschehen, darin sich eine trostlose Zeit spiegelt. Ein starkes Stück, dessen gleichen heutzutage schwerlich ein anderer schriebe; vielleicht ein Höhe-, gewiß kein Wendepunkt in Schönherrs Werdegang." — H a l b e s „Hortense Ruland" kennzeichnet Paul Nikolaus: „Eine erotische Tragödie, aber keineswegs eine, die ganz reinem Gefühl entspringt; in der Zueinanderstellung der Figuren, in der dichterischen Erfassung des ‚Tatbestandes', im Erleben der einzelnen Menschen innerhalb der tragischen Entwicklung vielmehr so, daß man dem Stück den Untertitel ‚Verdrängte Komplexe' geben möchte." — Zu S u d e r m a n n s „Raschhoffs" meint Hans Wyneken: „In seinem jüngsten Werk, dem fünfaktigen Drama ‚Die Raschhoffs', kehrt Sudermann wieder zu der ihm so vertrauten Welt ostpreußischer Landbewohner zurück. Aber leider schielt er auch hier wieder nach jener anderen, verlockenderen Welt, der Welt des süßen Lasters und der interessanten Dekadenz, der Welt von Berlin, wo es am westlichsten ist, über die er nicht müde wird, den Schwefelregen von Sodom und Gomorrha auszuschütten; und die er im Grunde doch nur durch die gefärbte Brille des Außenseiters, des unzureichend informierten Theaterpraktikers, nicht mit dem klaren Auge des sachkundigen Beobachters sieht." — S c h m i d t b o n n s „Der Ge-

schlagene" rühmt Carl Müller-Rastatt: „Mit ganz wenigen Personen hat der Dichter diese Handlung durchgeführt. In leidenschaftlichen Dialogen und wild flackernden Reden stürmt sie zum Schluß, den Zuhörer mitreißend, den Ausgang bis zuletzt im Ungewissen lassend. Diese Ungewißheit sichert dem Stück die Spannung, bedingt freilich auch seinen wesentlichen Fehler. Denn sie wird dadurch erreicht, daß jeder Akt neue Motive bringt, die zunächst für den Fortgang bestimmend erscheinen und dann doch nur episodisch verwendet werden, bis endlich der Schluß dem Zuhörer — man kann wohl sagen: jählings auf den Kopf fällt." — Von Schmidtbonns „Passion" sagt Hans Franck: „Als Ganzes genommen ist Wilhelm Schmidtbonn mit der Nachbildung des Misterienspiels der Brüder Greban ein Werk nicht nur von ungewöhnlichem dichterischen, sondern, was nicht unbetont bleiben soll, von dramatischem Rang gelungen." — Wilhelm v. Scholz' „Doppelkopf" charakterisiert Carl Müller-Rastatt: „Das Ganze liegt völlig abseits vom landläufigen Leben, ist aber in sich völlig einheitlich gestaltet und stilgerecht durchgeführt. Nichts für die breite Masse, ein Leckerbissen für Phantasten, die Humor haben." — Heinrich Lilienfeins Einakter „Das Gericht der Schatten" finden die Anerkennung Ch. Klaibers: „Der Dichter verstand es, die Einakter so anzuordnen, daß sich die dramatischen Wirkungen steigern. Er zeigt auch mit Geschick seinen Grundgedanken in stets neuer Abwandlung und jedesmal wieder von einer anderen Seite, so daß keine Ermüdung und Wiederholung eintritt. Endlich spricht der ruhige, vornehme Ernst seines Wesens den Empfänglichen immer wieder an." — Zu Hans Müllers Drama „Sterne" bemerkt Robert F. Arnold: „Zwei Seelen wohnen, ach! in Müllers Brust. Die eine hält sich mit klammernden Organen an den Erfolg und all seine angenehmen Begleiterscheinungen, die andre hebt gewaltsam usw. Er verfügt, wie ehemals Sudermann, über eine fast instinktive Erkenntnis dessen, was die Mehrheit des Publikums soeben bedarf, hat sich genau auf den geistigen Mittel-

stand eingestellt, schreibt weder trivial noch tief, beharrt stets im juste-milieu der jeweiligen Parteiung, verdeckt, ja ersetzt durch deutliche Begabung für das Theatralische den Mangel starker und selbständiger Erfindung und ist so, zumal während des Krieges, zum ausgesprochenen Liebling der Direktionen geworden, ob er zwar in seinen Anfängen einer von ihnen (und nicht der geringsten) den Hals gebrochen. Aber bei solchen Erfolgen des Tages ist dem belesenen Erbarden der Erkönige, der das Urteil der Nachwelt über seine Vorgänger kennt, nicht ganz wohl zumute, die zweite Seele meldet sich immer wieder. Auf ihre Rechnung kommt der Plan der ‚Sterne', ausgeführt hat ihn die kundige Schwester." — Heinrich Manns „Brabach" kennzeichnet E. A. Greeven: „Ein starker Wurf, geschwächt durch Intellektsüberlastung; menschlich Abgründiges, um seine Tiefe betrogen durch spitzfindige Rechenfehler. Ein Künstler empfing und ein Literat gebar. Die Hand Heinrich Manns, formend an den Stoff gelegt, deformierte aus eigener Vertracktheit die große Linie zu fluoreszierendem Spiel, zur Dünnblütigkeit erklügelter Konstruktionen. Es gibt jenseits von allen Ismen eine innere Glaubwürdigkeit des Geschehens, der Menschen — die muß da sein, heiße man Naturalist oder Expressionist; die wurde hier geringschätzig über die Artistenschulter angesehen. Den Schaden trägt heute das Werk, morgen der Dichter." — Zu Eulenbergs „Das grüne Haus" meint Rolf C. Cunz: „Eulenbergs neuestes Schauspiel ist ganz auf die ästhetische Linie mit allerhand romantischem Zauberzierrat gestellt. Wohllaut des Wortes und der Gedanken um eine schöne geläuterte Weltanschauung gerankt. Die Gedankenwelt sanft verwilderter Gärten im Mondschein, von denen eine Figur des Stückes einmal beziehungsvoll spricht. Der literarische Wert des Stückes liegt in der vorbildlich klaren, gedankenbilderreichen Rhythmik des geläuterten Menschenfreundes Herbert Eulenberg begründet." — Bernhard Diebold urteilt über Sternheims „Marquise von Arcis": „Der Virtuos ist spürbar, der Drahtzieher, der Theatraliker. Aber als solcher

eminent. Fünf spröde Akte aus einer kurzen Novelle, dialogisiert, mit Spannung bis ins letzte Komma zugespitzt; alles mit vier Hauptspielern — und keine Langeweile! Sardou trätierte denselben Stoff in seiner süßlichen ‚Fernande‘ in vier unerträglich langen Akten mit einem Heer von Gesellschaftsleuten, Salonwitzen und übler Konversations-Seichtigkeit. Im Vergleich erkennt man, was Sternheim mit seiner Vorlage zustande brachte. Was es heißt: dramatisieren! Ein Schulbeispiel."

Es folgt eine Anzahl dramatischer Werke, die, mit Recht oder Unrecht, der expressionistischen Bewegung zugewiesen werden:

14. Die Wandlung. Das Ringen eines Menschen. Fünf Stationen von Ernst Toller. (Uraufführung in der Tribüne Berlin am 30. September 1919.)
15. Die Gewaltlosen. Drama in drei Akten. Von Ludwig Rubiner. (Uraufführung im Neuen Volkstheater Berlin am 22. Mai 1920.)
16. Der König. Drama in zehn Bildern. Von Hanns Johst. (Uraufführung im Staatstheater [Schauspielhaus] Dresden am 20. Mai 1920.)
17. Hexensabbath. Tragödie in fünf Akten. Von Hermann v. Boetticher. (Uraufführung am Mannheimer Nationaltheater am 23. Februar 1920.)
18. Die Liebe Gottes. Ein ernstes Spiel. Von Hermann v. Boetticher. (Uraufführung im Schauspielhaus Düsseldorf am 21. April 1920.)
19. Friedrich der Große. Ein Schauspiel in zwei Teilen. Von Hermann v. Boetticher. Erster Teil: „Der Kronprinz". (Uraufführung im Staats-Theater Berlin am 29. Januar 1920.)
20. Himmel und Hölle. Eine Tragödie in fünf Akten und einem Epilog. Von Paul Kornfeld. (Uraufführung im Deutschen Theater Berlin am 21. April 1920.)

21. Der gerettete Alkibiades. Ein Stück in drei Teilen. Von Georg Kaiser. (Uraufführung im Residenztheater München am 29. Januar 1920.)
22. Hölle, Weg, Erde. Stück in drei Teilen. Von Georg Kaiser. (Uraufführung im Frankfurter Neuen Theater am 5. Dezember 1919.)
23. Die Irren. Drei Aufzüge. Von Ulrich Steindorff. (Uraufführung in der Tribüne Berlin am 11. Dezember 1919.)
24. Das Paradies. Eine Tragödie in drei Akten. Von Hans J. Rehfisch. (Uraufführung im Stadt-Theater Halle a. S. am 14. Januar 1920.)
25. Der ewige Mensch. Ein Drama in Christo in fünf Bildern. Von Alfred Brust. (Uraufführung im Stadttheater Halberstadt am 12. März 1920.)
26. Christofer. Ein groß und schön Legendenspiel. Von Dietzenschmidt. (Uraufführung im Königsberger Neuen Schauspielhaus am 1. Februar 1920.)
27. Das letzte Gericht. Ein Passion in vierzehn Stationen. Von Julius Maria Becker. (Uraufführung im Hessischen Landestheater Darmstadt am 10. Januar 1920.)
28. Das bist Du. Ein Spiel in einem Vorspiel und fünf Verwandlungen. Von Friedrich Wolf. (Uraufführung im Sächsischen Landestheater [Schauspielhaus] Dresden am 9. Oktober 1919.)
29. Herr Oluf. Drama von Friedrich Koffka. (Uraufführung im Schauspielhaus Düsseldorf am 11. Mai 1920.)
30. Der Schneesturm. Ein Trauerspiel in fünf Akten. Von Otto Zoff. (Uraufführung im Frankfurter Schauspielhaus am 22. November 1919.)
31. Nachtwandler. Ein Spiel in fünfzehn Bildern. Von Klabund. (Uraufführung im Opern- und Schauspielhaus Hannover am 7. Mai 1920.)
32. Die Richterin. Ein Drama aus der Zeit. Von Herbert Kranz. (Uraufführung im Schauspielhaus Düsseldorf am 4. November 1919.)

Zu Ernst Tollers „Wandlung" bemerkt Ernst Heilborn: „Reines und starkes Menschentum; ein Menschentum, das aus den breiten Wunden des Kriegserlebnisses und der sozialen Unbilden blutet; Menschentum voll der seelischen Kraft des letzten Schöpfungstages; junges Menschentum, das in einer alt gewordenen Welt prophetisch aufsteht: das ist der letzte Eindruck aus Tollers ‚Wandlung', und er ist stark genug, die Frage nach Tollers literarischer Geltung, ja nach seinem Dichtertum zurückzudrängen. Es ist gut, daß dem so ist." — Derselbe Referent schreibt über Rubiners „Gewaltlose": „Von Ekstase des Verstandes ließe sich bei Rubiner reden, und für die Dichtung mag sich hier, wie überall, wo ein ganzer Mensch dahinter steckt, Gebiet erschließen. Es gilt nur die Form zu finden. Das Drama ist sie nicht. Nicht etwa deshalb, weil es stärker aufs Sinnliche angewiesen wäre — auch davon ließe sich zugunsten der Abstraktion abstrahieren —, sondern weil die gedankliche Ekstase, wenngleich zündend, schneller niederlodert als die des reinen Gefühls. Man müßte wohl schon eine Rubiner sehr verwandte Geistesanlage besitzen, um ihm drei Akte hindurch auf diese Höhen mit also dünner Luft zu folgen." — Christian Gaehde meint zu Hanns Johst „Der König": „Der Gehalt ist bei Johst jugendliche Ekstase mit schwerster Gedankenbefrachtung. Dort liegt die Schwäche des Dramas als Dichtung, wenn man von ‚Dichtung' mehr verlangt, als auch die wundervollste ethische Darlegung zu geben vermag. Johsts Menschen sind Programmredner, die zwar von sich, von ihrem Programm reden, die aber gewissermaßen alle die gleiche seelische Struktur, gröber gesagt, die gleiche dialektische Vorbildung haben. König und Lakai, Prinzessin und Dirne, Arzt und Studenten gefallen sich in allem Rausch des Gefühls, der sie jeweilig ergreifen mag, in einer geistvoll zugespitzten Sprechweise, die das ethische Problem von allen Seiten strahlend beleuchtet, deren Gehalt jedoch vom Dichter, nicht von seinen Menschen stammt." — Paul Nicolaus rühmt v. Boettichers „Hexensabbath": „Die Tragödie eines irrenden Menschen, der aus der

bürgerlichen Alltäglichkeit flüchtet, von Liebe erfüllt, nach Liebe sich sehnend. Die Tragödie eines Menschen, den die starre Larvenhaftigkeit aus sicherem Bett in die Nacht hinaustreibt zu Menschen, die fern jeder gesellschaftlich bürgerlichen Konvention und Tradition stehen: zu Ausgeschlossenen und Ausgestoßenen. Aber auch dort ereilt ihn Bürgerlichkeit: die seines eigenen Ichs. In Eifersucht befangen, tötet er seine Geliebte und den Nebenbuhler. Bürgerliches Gericht verurteilt den vor sich selbst Gerichteten, aber die Mutter, bis dahin Verkörperung bürgerlichen Gewissens, aber die Mutter spricht ihn frei. Und an sich fühlt der Todgeweihte: Liebe kommt nimmer zu spät; wenn sie uns erreicht, erhebt sie uns über die Erde." — Sehr anerkennend äußert sich auch H. W. Keim zu v. Boettichers „Liebe Gottes": „Boetticher ist ein Dichter. So stark — und peinlich — auch die Abschrift allereigensten Erlebens ist, es stehen Dinge in diesem Stück, die dem Menschen schlechthin an den Nerv gehen. Diese Bilder haben eine rücksichtslose Wahrhaftigkeit und einen so starken Ernst, daß sie manche unerhörte Geschmacklosigkeit und ein oft empfindlich schleppendes Tempo aufwiegen." — Kühler äußert sich Ernst Heilborn zu v. Boettichers „Kronprinz" („Friedrich der Große"): „Hermann von Boetticher ist kein reicher Mann — dafür ist etwas erquickend, gewinnend Ehrliches in seiner bescheidenen Rentnerherrlichkeit. Wo sich ihm die Mittel versagen, sucht er durchaus nichts vorzutäuschen. Wo sie ihm zu Gebote stehen, nutzt er sie gut. Er vermittelt zwischen den Stilen und weiß seinen Realismus zwanglos in gehobene Diktion, seine Charakteristik in Reflexion, und umgekehrt, überzuführen. Aus dem Episodischen zumal heraus weiß er ein treffliches Zeitbild zu vermitteln. Die Eingangszenen, in die der Schrei der gepeitschten Soldaten hineingellt, in denen der König väterlich brutal mit seinen Bürgern redet, diese Szenen, aus denen ein rüdes Gebot zur Arbeit als das eigentlich wesenhaft Preußische ertönt, sind eigentlich ein Bestes seines Werkes." — Derselbe Referent schreibt über Kornfelds „Himmel und

Hölle": „Wie ein Verzückter hat Paul Kornfeld seine Tragödie gestammelt. Von gedankenreicher Prosa zu lyrischer Ekstase, zum Dirnenruf der Gasse bedarf es bei ihm keines Überganges. Er ist der Expressionist, wie ihn die Zeit sich wünscht. Bleibt aber seine Tragödie als solche zunächst befremdend, wirkt er in Einzelheiten übertrieben, in Einzelheiten leer, so trägt er dennoch Überzeugungskraft in sich. Man glaubt ihm seine Sendung als Mensch und Dichter. Und selbst wer an seiner Erde den Zweifel nicht überwinden könnte, sollte seinen Gott ihm glauben." — Über Georg Kaisers „Der gerettete Alkibiades" urteilt E. A. Greeven: „Entkleidet man die großen Worte des kaiserlichen Prunks, so bleibt Dreigroschenweisheit: kleine Ursache — große Wirkung. Gehämmerte Sprache ist schön und gut, doch ihr entspreche gehämmerter Gedanke und Bau, Verzahnung ohne Lücke. Sonst bleibt's Manier, Dekor und Feigenblatt für — nichts dahinter. Hätte man uns auf der Schule den Platon nicht eingebläut, hier wär' der Weg mit Mißverständnissen verschwenderisch gepflastert. Denn die Verzahnung klappt nicht. Trotz Kaisers Stärke im Konstruktiven, trotz Beherrschung des großen und kleinen Einmaleins, trotz jährlich dreifach erprobter Gefriertechnik. Ein Unterschied besteht zwischen rechnerischem Beweis mit Aufwand von Bilanzfinessen und der Wahrheit, die aus dem Ablauf solchen Lebens quillt. Hier werden neunmal Themen angeschlagen, neunmal bunte Tupfen gesetzt, die keine Bindung eingehen, und am Ende konstatiert man leidlich interessiert, daß auch der Expressionismus schon seinen Pointillismus habe. Kunstgewerbliches Mosaik verdeckt trügerisch die Grube, in die Kunst und Künstler — diesmal — purzelten." — Über Kaisers „Hölle, Weg, Erde" schreibt Bernhard Diebold: „Dieser gewiegte Theatraliker leistet es sich, die übliche Sentimentalität kraß zu verschmähen. Er telegraphiert seine lakonischen Sätze aus der knatternden Maschine seines stets gekonnten dramatischen Aufbaus. Alle Wärme, Weichheit, alles Gefühl, alle Seele muß er dem Schauspieler überlassen. Doch schafft er ihm

das Gerüst, die Form, das Skelett, zu dem der Darsteller Fleisch und Blut und Nerv zu fügen hat. ‚Hölle, Weg, Erde' ist wieder meisterhaft gebaut — konstruiert." — „Die Irren" von Ulrich Steindorff beurteilt Ernst Heilborn: „Nicht die Persönlichkeit des jugendlichen Ulrich Steindorff, sondern eine bereits zu literarischer Konvention gewordene Anschauung hat das Bild gestellt; das Bild der Welt nach dem Kriege: zu Irren geworden die einen, zu Bettlern die andern. Die Stadt der Irren ist der Ort der Handlung. Es geht um die Seele des Arztes, dem die Irren anvertraut sind. Leider aber ist dieser Arzt nicht eben Mensch, sondern nur Menschheitsvertreter; so besitzt er eine gedankliche Seele. Gedanklich ist auch das kärgliche Etwas, das sich spinnwebartig als Handlung anspinnt." — Dem „Paradies" von Hans J. Rehfisch gelten Hans Knudsens Ausführungen: „Für einen schönen Gedanken hat Rehfisch, bei übrigens merklichem Gestaltungsgeschick, keinen ganz einheitlichen Stil gefunden; er tastet zwischen naturalistischer Darstellung und der komprimitiven Form etwa Georg Kaisers und bedient sich sogar, kurz gesagt, Hans Sachsischer Revue-Technik. Die Gefahr für das Stück — beim Lesen kaum, aber für die Aufführung — liegt im zweiten Akt, den jede Spielleitung — wie hier — in seinem geistigen Gehalt zu betonen hat, damit die Klippe etwa komischer Perspektive vermieden werde." — Alfred Brusts „Der ewige Mensch" kennzeichnet Walter Ungethüm: „‚Der ewige Mensch' ist ein Werk von tiefem dichterisch-umstürzlerischen Empfinden, das zur Bewunderung anregt, wenn man erfährt, daß der Verfasser ein Leben gleich seinem Cordatus lebt, der, ein reicher Jüngling, alles dahingegeben hat, um Liebe zu üben." — Zu Dietzenschmidts „Christofer" bemerkt Hans Wyneken: „‚Ein groß und schön Legendenspiel.' Das schmeckt stark nach mittelalterlichen Mysterien und Moralitäten. Aber die Anlehnung ist nur leicht, sozusagen geistig-formal. Immerhin ein Werk von ausgesprochen christlich-ethischer Tendenz. Der Grundzug der Dichtung: eine rotbäckige, treuherzige Naivität." — Zu Julius

Maria Beckers „Das letzte Gericht" sagt Anton Schnack: „Die Idee dieser dramatischen Dichtung ist in dem Satze ‚Kampf gegen eigenes Selbst' kristallisiert. Dies festzuhalten in der Einstellung zu dem Werk, ist wichtig. Von der herkömmlichen kritischen Basis sich dem Werk zu nähern, würde zu Trugschlüssen führen. Als Ganzes betrachtet verdient es Sympathie, im Einzelnen ist es kritisch zu zerstäuben. Seine dominierende Geistigkeit zwingt zur Auseinandersetzung, auch darum, weil es die kühne Spiegelung zeitlicher, gegenwärtiger geistiger und ideeller Strömungen sein will." — Christian Gaehde äußert sich über Friedrich Wolfs „Das bist Du": „Das Stück ist durchaus ernst zu nehmen, ist Ergebnis eines hohen künstlerischen Willens und, was mehr bedeutet, ein Ausdruck entschiedenen Talents. Vielleicht das Werk einer reingeistigen Begabung, die als Stützen der ebenfalls reingeistigen Elemente der Ausdruckskunst notwendig bedarf, vielleicht aber — in Ansätzen schien's bemerkbar — doch mehr, und dann vom Expressionismus mehr eingeengt, als entbunden. Wolf verknüpft eine beinahe triviale Handlung mit von Ewigkeit her gestellten, nie gelösten und lösbaren Fragen nach Sinn und Zweck und Ursache alles menschlichen Tuns." — H. W. Keim weist Friedrich Koffkas „Herr Olef" ab: „Ekstatische Schreie, wirre Worte, gesteigerte Gebärde, Behauptungen und Berichte, dazwischen Fetzen von Milieuschilderung sind kein Drama." — Auch über Otto Zoffs „Schneesturm" wird von Bernhard Diebold abfällig geurteilt: „Mit viel Gefühl mag der Autor sich seinem Stoffe hingegeben haben — aber ihm fehlte die Kraft, statt Szenenbilder innere Entwicklung zu schaffen, aus einem Rühr-Stoff Dichtung zu formen. Ihm fehlte zur Verdichtung seiner Sensibilität das lyrische Wort. Statt dessen muß er sich mit matter Allegorie behelfen: ein Akazienbaum gibt sich als Symbol, ein Rosenstock erblüht zur Legende, Bibelanspielungen machen Weihestimmung." — Anerkennung findet Klabunds „Nachtwandler" durch Wolfgang Stammler: „Klabund hat uns ein Kunstwerk geschenkt, zwar jugendlich und voll heißen

Überschwangs wie sein Held, aber voll von Spuren genialen Könnens und vor allem die Schöpfung eines ehrlich ringenden Dichters." — Zu Herbert Kranz' „Richterin" bemerkt H. W. Keim: „In Kranzens Drama sind Gedanken, die bei Hasenclever und Heinrich Mann, bei Toller und bei sonst wem vorkommen. Aber das Wesentliche ist doch, daß das nicht eben Wort bleibt, sondern daß diese verdächtigen Stellen aus der menschlichen Erregtheit des Dichters entstanden sind."

Es seien einige Dramen angeschlossen, die, ohne eigentlich expressionistischen Grundzug, für die Entwicklung des modernen Dramas bedeutsam werden:

33. Godiva. Drama in fünf Akten. Von Hans Franck. (Uraufführung im Schauspielhaus Düsseldorf am 28. Februar 1920.)
34. Die Sendung Semaels. Jüdische Tragödie in fünf Akten von Arnold Zweig. (Reichsdeutsche [erste öffentliche] Uraufführung im Frankfurter Schauspielhaus am 29. Oktober 1919.)
35. Gaukler, Tod und Juwelier. Spiel in fünf Aufzügen. Von Carl Hauptmann. (Uraufführung im Schauspielhaus Düsseldorf am 30. März 1920.)
36. Die Tragödie des Eumenes. Komödie in vier Akten. Von Thaddäus Rittner. (Uraufführung im Burgtheater Wien am 3. März 1919.)
37. Die Gabe Gottes. Tragödie in drei Aufzügen. Von Moritz Goldstein. (Uraufführung im Staatstheater Berlin am 17. Februar 1920.)
38. Christa die Tante. Ein Drama von Rolf Lauckner. (Uraufführung im Lessingtheater Berlin am 26. September 1919.)
39. Predigt in Litauen. Drama in elf Bildern von Rolf Lauckner. (Uraufführung in der Volksbühne Berlin am 8. November 1919.)
40. Im dritten Jahr. Drei Aufzüge von Otto Flake. (Uraufführung im Alten Theater Leipzig am 19. September.)

41. Gold. Ein Alltagsmärchen. Von Friedrich Sebrecht. (Uraufführung im Hof- und Landestheater Meiningen am 5. Dezember 1919.)

Von Francks „Godiva" sagt Stefan Zweig: „Ich weiß wenige heute in Deutschland, die so ernst um das Drama und seine Gesetze ringen, eine so reine Auffassung in Gestalt und Bewertung bekunden, und wenige darum auch, denen sich die deutsche Bühne, gleichgültig gegen äußeren Erfolg, nur um des inneren Wertes willen durch gelegentliche Aufführung dankbar zeigen sollte, wie diesen wahrhaft deutschen Dramatiker Hans Franck." — Zu Zweigs „Sendung Semaels" meint Bernhard Diebold: „Die unnormale Unkindlichkeit der wichtigsten Person, die Willensunfreiheit der armen Juden lassen keine Entwicklung des seelischen Problems zu. Eine ergreifende Passahfeier im Kerker bleibt lyrisches Pathos, bleibt rituelle Weihe, ist aber nicht Tragödie. Böse Zufälle ergaben dieses schlimme Schicksal." — Carl Hauptmanns „Gaukler, Tod und Juwelier" beurteilt H. W. Keim: „Vision, blühende Tropik und zartes Schwingen des Wortes sind die Elemente von Carl Hauptmanns Kunst. Die Einstellung auf die harte Tatsächlichkeit und den Wert der objektiven Tragik des Lebens ist ihm fremd. Ihm blüht das Wesen des Lebens aus der schöpferischen Phantasie, nicht wächst es, wie bei Gerhart Hauptmann, aus dem Humus einer Wirklichkeit, die nur gepackt zu werden braucht. Deshalb steht Carl Hauptmann der jungen Kunst innerlich so nahe. Auch darin aber nahe, daß Intellektualismus bedenklich mit Visionärem sich trübe mischt, daß Einfachheit des Gefühls zur Deklamation sich verplattet, daß irgendwie die Kraft fehlt, die Schauung bis ans Ende menschlich durchzuleben. Deshalb setzt seine Kunst immer wieder aus und bringt Literatur neben Gestaltung hervor." — Den Helden in Thaddäus Rittners „Tragödie des Eumenes" kennzeichnet Robert F. Arnold und in ihr die Komödie: „Ein Sonntagskind, nervös, anregungsbedürftig, leicht bestimmbar trotz dem modernsten Lite-

raten, aber von sich und seiner künstlerischen Mission felsenfest überzeugt — und eben darum ein rechtes Sonntagskind, über dessen Fährlichkeiten zu Wasser und zu Lande und schließlicher Versorgung wirklich so etwas wie Sonntagssonnenschein ‚aus dem Leben eines Taugenichts' liegt. Solcher Helle und Wärme gerade von dem kühlen und dunklen Rittner nicht gewärtig, packt die Kritik ihr Mikro- und Teleskop ein und läßt die Komödie von der Tragödie in ihrer programmlosen Liebenswürdigkeit gern gewähren und gelten." — Ernst Heilborn stellt den künstlerischen Gehalt von Moritz Goldsteins beiden ersten Akten in „Die Gabe Gottes" fest und sucht nach den Gründen, warum der letzte Akt tief enttäuscht: „Der Poet hat auf sein Märchenrecht verzichtet und vor dem Alltag und seinen Wirklichkeiten die tiefe Verbeugung gemacht. Der Intellekt ist gerettet! Aber mit dem Bühnenerfolg muß es zugleich zu Ende sein, so wahr jeder Zuschauer, und gewiß der ideale, ein Kind ist, das sich sein einmal geschenktes Märchenrecht nicht aus den festklammernden Händen entwinden läßt." — Zu Rolf Lauckners „Christa die Tante" bemerkt Ernst Heilborn: „Wie im ‚Sturz des Apostel Paulus', Lauckners Erstlingsdrama, so kehrt in ‚Christa die Tante' die Anfangsdekoration zum Schluß zurück. Das scheint bezeichnend. In sich trägt diese Dramatik keine Entwicklung. Von Szene zu Szene leitet nur das psychologische Band, die Handlungsmomente sind willkürlich herausgerissen. Diese schildernde Gestaltung führt denn auch nicht zu vorbestimmtem Ende, sie hat sich mit dem stimmungsgemäßen Ausklang zu begnügen. Den findet sie im Wiederanschlagen des ersten Taktes. Geschlossener Ring; dramatisierte Epik. Es gilt zu unterscheiden: mit den Bestrebungen der Jüngsten auf dramatischem Gebiet hat Lauckner nichts gemein. Er ist eher als ein Letzter, denn als ein Erster anzusprechen. Genug, er macht Figur. Er ist nicht ohne Eigenart und gut veranlagt. Er wird immer, die Bühne um ihr Eigenstes betrügend, von der Bühne herab zu wirken wissen." — Derselbe Referent läßt sich über die „Predigt in Litauen"

von L a u c k n e r vernehmen: „Rolf Lauckners Eigenart lebt in der kurzen Szene, — so seltsam das klingen mag: auch innerlich. Sie erst ermöglicht diesem Romancier das Drama. Nur dank ihrer klugen Verwendung mag seine gestrichelte Charakteristik Plastik vortäuschen. In kurzen Szenen umschleicht er wie auf Feldwegen, die geradehin führende Straße meidend, sein Ziel, aber die Phantasie des Zuschauers wird aufgerufen, und so ersteht doch ein Bild. Kraft der Verwendung der kurzen Szene gelingt es ihm, einem so banalen Thema, wie dem des Widerstreits zwischen Sohn und Vater, hier dadurch banaler geworden, daß der ‚verlorene Sohn' dem orthodoxen, harten Pfarrer gegenübersteht, Interesse zu werben. An diesen Fußpfaden, die sich Lauckner wählt, schießen allerhand Blumen auf, die doch zum mindesten durch die Eigenart der Färbung für ein Landschaftliches kennzeichnend und stimmunggebend werden." — Otto F l a k e s „Im dritten Jahr" findet Anerkennung durch Georg Witkowski: „Otto Flake, als Erzähler und Kunstdenker zu berechtigtem Ansehen gelangt, wendet sich mit den beiden Stücken ‚Abenteurerin' und ‚Im dritten Jahr' dem Drama zu. Das zweite, vielleicht weniger wirksame und heute, im fünften Jahr, schon beinahe veraltete, hat bei der Aufführung die Fähigkeit des Dichters, auch auf diesem Felde Wertvolles zu geben, voll erwiesen, mag auch gegen Stoffwahl und Behandlung im einzelnen so manches einzuwenden sein." — Zu Friedrich S e b r e c h t s „Gold" bemerkt Rolf C. Cunz: „Friedrich Sebrecht, der vormals leipziger Kritiker, jetzt Dramaturg des geraer Landestheaters, Autor einiger erfolgreicher Stildramen in bisher biblischer Stoffwelt, hat sich in seinem neuen Stück dem Zeitgeschehen zugewandt. In seinem ‚Alltagsmärchen' will er eine ihm sehr adäquate Kunstform gefunden haben, in der Wirklichkeit und unwirkliches Geschehen verschmelzen sollen, in der die scharfe Trennungslinie zwischen Traum und Tag fallen soll und die Menschen bewußt in eine höhere geistige Sphäre versetzt werden. Sebrecht sucht also im Gegenwartsgeschehen poetisch den Konnex zwischen Schein

und Sein herzustellen. Eine geläuterte Sprachform des literarischen Stilisten, selbst seine Ausdrucksfülle in neuartigen anregenden Wort- und Satzbildern stellten aber noch nicht restlos den Konnex zwischen Bühne und Hörerraum her bei noch so starken dramatischen Ansätzen. Die Weltfremdheit des jungen Bibeldramatikers ist noch viel zu groß. Es mangelt an dramatisch durchschlagender Gestaltungskraft, die auch den Gegner mindestens erschütterte. Lyrische Schönheiten gleichen das nicht aus."

Drei Dramen, denen ein Erfolg nicht versagt blieb, ohne daß sie für die literarische Entwicklung besonders charakteristisch wären, dürfen hier folgen:

42. Alkestis. Tragödie in vier Akten. Von Robert Prechtl. (Uraufführung im Staatstheater am 22. April 1920.)
43. Leidenschaft. Tragödie in drei Akten. Von Karl Riebesell. (Uraufführung Theater Coburg am 27. Februar 1920.)
44. Das Fenster. Ein Spiel des Lebens in drei Aufzügen. Von Joseph August Lux. (Uraufführung im Altonaer Stadttheater am 10. März 1920.)

Von Prechtls „Alkestis" sagt Ernst Heilborn: „Robert Prechtl hat den antiken Alkestis-Stoff ‚interessant' gemacht, indem er ihn aus den hohen Gefilden antiken Heroendaseins in unsere Niederungen zog, an Stelle der Größe die menschliche Schwäche, an Stelle der Tat das Leiden, an Stelle der Empfindungskraft die Reflektion setzte. So aber gelang es ihm wirklich, zu uns zu sprechen. Er tat es in gedankengesättigter Sprache, die vielfach im Vergleiche aufblüht, erwies sich als ein geschmackvoller Mann, dem sich dramatischer Aufbau nicht versagt." — Zu Riebesells „Leidenschaft" bemerkt Fritz Trunzer: „Dieses Drama des erblindeten Hamburger Dichters, dessen humorvolle Rimels und Geschichten in der Hansastadt wohlbekannt sind, wurde mit vollem Erfolg aufgeführt. Das Stück spielt auf einem niederdeutschen Bauerngehöfte (Gewese) und ist nach Angabe des Autors seiner Umwelt entnommen. Der Konfliktsstoff

entsteht dadurch, daß ein alter starrköpfiger Bauer, dessen Frau soeben gestorben ist, sich in seine junge Kusine verliebt, die ihrerseits auf den hübschen Bauernsohn, der aus der Fremde heimkehrt, spekuliert." — „Das Fenster" von Lux beurteilt Carl Müller-Rastatt: „Mit den schönen Romanen von Lux hält sein ‚Spiel des Lebens' den Vergleich nicht aus. Man sieht, was der Dichter wollte: Märchen und Wirklichkeit in eins verweben, zu einem blutwarmen Körper vereinen. Aber die Vereinigung ist nicht gelungen: unverbunden stehen nebeneinander die naturalistische Darstellung der Wirklichkeit und die lyrische Märchendichtung, die zudem leider meist in frostige Allegorie abgleitet."

Einiger bislang unaufgeführter Dramen darf zum Schluß gedacht werden:

45. Tristans Tod. Tragödie in fünf Aufzügen. Von Maja Loehr. Wien 1919, Hugo Heller & Cie. 116 S.
46. Der heilige Candidus. Drama in vier Akten. Von Robert Michel. Berlin 1919, S. Fischer. 104 S.
47. Die Töchter Sauls. Tragödie. Von Johanna Wolff. Stuttgart und Berlin 1919, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 150 S. M. 2,50 (4,50).
48. Polyphem Narcisos. Zwischenspiele. Von Max Pulver. Zürich 1919, Rascher & Co. 69 S.
49. Faust. Ein Spiel von Ferdinand Avenarius. Hrsg. vom Kunstwart im Kunstwartverlage. München 1919, Georg D. W. Callwey. 133 S. M. 3,— (5,—).

An Maja Loehrs „Tristans Tod" rühmt Hans Franck die Lebendigkeit und Innigkeit der Verse, die Sicherheit der Gestaltung. — Zu Robert Michels „Der heilige Candidus" schreibt Franck: „Warum hat Robert Michel uns diese wundersame Legende mit ihrer schmerzlichen Antithese nicht erzählt? Es hätte eine Novelle von sublimem Reiz, es hätte — wenn er das Weltbild unserer Tage mit hineinbannte — einen Roman von erschüttern-

der Kraft geben können. Auf der Bühne muß gerade das Stillste und Zarteste vergröbert, übergrell herauskommen. Selbst in der Dialogisierung des Buches ergeben sich aus dem Vergreifen in der Form Szenen nicht michelschen, sondern theatermäßigen Geistes. Freilich auch in dieser Form erhält die Legende von dem Heiligen Candidus oder vielmehr: von dem Heiligen Konstanty reichere Schönheiten als Dutzende von bühnengerechten Kriegsdramen." — Johanna Wolffs „Die Töchter Sauls" nennt Hans Franck eine der stärksten dramatischen Arbeiten, die ihm seit Jahr und Tag vorgekommen seien, an Max Pulvers Zwischenspielen rühmt er die lyrische Ausdrucksfähigkeit. — Über den „Faust" von Ferdinand Avenarius sagt Hans Franck: „Kein Zweifel: mit diesem fünften Akt erreicht auch Avenarius die größte dichterische Höhe, die ihm beschieden ist. Kein Zweifel: die Lösung, die er dem Faustproblem gibt, ist konsequenter, befreiender, durchdachter als die Goethes. Aber Lösung hin, Lösung her! Relative Werturteile beiseite! In fünf Versen des goetheschen Faustaktes ist mehr beseligende, Herz und Hirn und alle Sinne unter den Gehorsam des Glaubens gefangen nehmende Poesie als auf ebensoviel Seiten des avenariusschen. Als Endeindruck bleibt, trotz des unverkennbar Schönen des Schlußaktes, von seinem Faust die Sehnsucht: den Eindruck möglichst bald und möglichst vollständig durch erneute Lektüre des vielgeschmähten unerschöpflichen goetheschen Faustes — des ganzen, des ersten und des zweiten Teiles! — auszulöschen. Das aber dürfte kaum der Zweck sein, den Avenarius sich mit seinem Fausttorso gesetzt hat."

Lyrik

Aus der reichen Fülle neu erschienener Lyrikbücher können nur die wichtigsten Erscheinungen hervorgehoben werden.

1. Ausgewählte Gedichte. Von Hans Benzmann. Mit einem Vorwort von Hermann Ploetz. Stettin 1919, Fischer & Schmidt. 127 S.

2. Die Schale. Gedichte. Von Hans Christoph Ade. Jena 1919, Landhausverlag. Einmalige Vorzugsausgabe. 72 S. M. 12,50.
3. Berufung des Weltflüchtigen. Von Kurt Bock. Berlin 1919, Boll & Pickardt. 79 S.
4. Aus einer anderen Welt. Erste und letzte Gedichte. Von Armand Hoche. Herausgegeben von Max Pomtow. Berlin 1918, Gebr. Paetel. M. 3,— (4,50).
5. Tantum dic verbo. Gedichte. Von Konrad Weiß. München 1919, Kurt Wolff Verlag. 72 S. Geb. M. 12,—.
6. Die Wolken. Gedichte. Von Karl Leopold Mayer. Berlin 1919, Egon Fleischel & Co. 106 S. M. 4,— (6,50).
7. Der Lindenfrieden. Ein deutsches Liederbuch fürs Volk. Von Alfred Hein. Stettin 1920, Norddeutscher Verlag für Literatur und Kunst. 48 S. M. 3,50 (4,50).
8. Und bin ich einmal verschollen. Letzte Verse. Von Georg Muschner. Konstanz 1919, Reuß & Itta (Zeitbücher, Band 92). 71 S. M. 0,80.
9. Der Held der Erde. Von Alfred Mombert. Leipzig 1919, Insel-Verlag. 174 S. M. 6,— (9,—).
10. Eichen im Sturm. Balladen. Von Hermann Boßdorf. Hamburg 1919, Richard Hermes. 65 S.
11. Das neue Buch. Gedichte. Von Hugo Salus. München 1920, Albert Langen. 147 S. M. 3,50 (6,—).
12. Sommersegen. Ausgewählte Gedichte. Von Albert Sergel. Charlottenburg 1919, C. J. E. Volckmann Nachf. 132 S. M. 3,20 (4,—).
13. Der Gingganz. Von Christian Morgenstern. Berlin 1919, Bruno Cassirer. Geb. M. 6,—.
14. Montezuma. Von Klabund. Dresden 1919, Dresdener Verlag von 1917. 14 S. M. 0,60.
15. Die gefiederte Welt. Von Klabund. Dresden 1919, Dresdener Verlag von 1917. 15 S. M. 0,60.

16. Der politische Dichter. Von Walter Hasenclever. Berlin 1919, Ernst Rowohlt. 36 S. M. 1,—.

17. Der gute Kampf. Von Alfred Wolfenstein. Dresden 1920, Rudolf Kaemmerer. 22 S.

18. Golgatha. Von Paul Zech. Hamburg-Berlin 1920, Hoffmann & Campe.

19. Gedichte. Von Regina Ullmann. Leipzig 1919, Insel-Verlag. 69 S.

20. Daud und Düwel. Dichtung. Von Karl Wagenfeld. Bilder von August Heumann. Zweite Auflage. Hamburg, Richard Hermes Verlag. 90 S. Geb. M. 8,—.

Von Hans Benzmanns „Ausgewählten Gedichten" sagt Heinrich Zerkaulen: „Mit dem ganzen Ernst seiner geschlossenen Persönlichkeit tritt Hans Benzmann gelegentlich seines fünfzigsten Geburtstages mit einer vollen lyrischen Ernte aus sechs Gedichtbüchern auf den Plan. Wirklich, wie das Vorwort zu seinen ‚Ausgewählten Gedichten' sagt: ‚An der Spitze der pommerschen Lyriker und in der vordersten Reihe auf dem deutschen Parnaß steht heute Hans Benzmann.' Der Balladendichter Benzmann ist bekannt. Seine feine Lyrik ‚Meine Heide' steht im dreizehnten Tausend, ein ganz erstaunlicher buchhändlerischer Erfolg für einen Lyriker. Hier sind Proben aus seiner ganzen Entwicklung vereinigt, ein Buch, nicht bloß zum Genießen schlechthin." — Zerkaulen rühmt auch Ades Gedichte „Die Schale": „Schon in dem ‚lyrischen Fragment' (an sich übrigens nicht notwendig, daß es gesondert gedruckt wurde) bekennt Hans Christoph Ade: ‚Reifen ist alles!' Und an einer anderen Stelle: ‚Wenn das gelänge, sich im Innersten ganz zu erfassen.' Seine, auch äußerlich, köstliche ‚Schale' ist schon dies ‚Ganz erfassen' zum Teil. Kultur der Sprache, nicht unähnlich feinem Kristall, aus dem man bedächtig guten Wein schlürft. Dazu eigene und neue Bilder." — Zu Kurt Bocks „Berufung des Weltflüchtigen" sagt Hans Sturm: „Ganz Dichter, ganz Bildner, schaut Kurt Bock

in das Geschehen in ihm und um ihn mit dem uferlosen geistigen und dem gütetrunkenen irdischen Blick. Und erhofft mit Mombert ‚im Weltwirbel die Geburt des Helden'. Über seinem Schaffen steht eine geschlossene, auf die Formel des Gutseins gebrachte Weltanschauung. Jedes Ding ist gut, jedes Geschehen wertvoll, selbst der Tod ist nur ein Übergang von Sein zu Sein." — Armand Hoches Gedichte „Aus einer anderen Welt" empfiehlt Heinrich Zerkaulen: „Eine im Weltkrieg frühzeitig geknickte Hoffnung begegnet in Armand Hoche. Der Band ist reichlich dreiviertel zu stark. Und doch bleibt der Eindruck eines echten Kerles. Scharfe Beobachtung in den ‚Sprüchen', Peter-Hille-Aphorismen." — Die Gedichte „Tantum dic verbo" von Konrad Weiß finden durch Max Fischer reiche Anerkennung: „In der sprachlichen Diktion ist Weiß mit seiner durch und durch ‚expressionistischen' Gestaltung sicher unter allen katholischen Lyrikern der modernste; aber alle artistische Geschmeidigkeit ist ihm versagt: seiner herben und schwerfälligen Natur ward nichts von der Fülle Däublers, nichts von der Dynamik Bechers zuteil. Aber aus der Symbolenfülle seiner Kirche empfing der katholische Dichter Befruchtung: er hat in der Anwendung von Symbolen und in der Belebung abstrakter Begriffe eine Kühnheit, die an mittelalterliche Hymniker und Homiletiker erinnert." — Den „Wolken" von Karl Leopold Mayer widmet Ferdinand Gregori die Zeilen: „In den ‚Wolken' — der Titel und noch mehr seine Unterteilungen wirken etwas krampfhaft — spürt man fruchtbares Chaos, das doch aus geheimsten Quellen Kristalle zusammenschießen läßt, so daß nirgends Formlosigkeit stört. Problematische Natur: Sehnsucht und unaufhörlicher Ruf nach Stille, obgleich die aufgewühlte Welt des Dichters stärkste Energien erst hervorlockt. So schöne, so liebliche Zeilen auch unter der Herrschaft von ‚Cirrus', ‚Cumulus' und ‚Stratus' gedeihen, die volle Reife zum Gedicht rundet sich merkwürdigerweise im trübseligen Dunste des ‚Nimbus', als welcher das letzte, verworrene Jahr unserer Zeitrechnung anzusehen ist. Immerhin folgen

wir dem Dichter auch gern, wenn er sich in sein Orplid entrückt, wenn er seine Liebende, die tanzend wie Sulamith von den Hügeln kommt, schwerfüßiger werden läßt, je näher die verzehrenden Blicke des Geliebten sind; immerhin klingt die ‚Stimme des Dichters in der Landschaft', wo er über den Krieg hinwegsingen will, wie üppiger Harfenakkord, den nicht gar viele greifen können. Aber die Gesänge, die uns ganz ihm zuwenden, holen ihre Spannkraft aus der Not des Volkes und des Landes, wie sie seit der Niederlage von 1918 unser Blut verseucht." — Zu Alfred Heins „Lindenfrieden" bemerkt Heinrich Zerkaulen, der Dichter enttäusche nie, er befriedige aber auch nie ganz. — Georg Muschners Gedichte „Und bin ich einmal verschollen" nennt Zerkaulen „ein köstliches, einsames Büchlein", fernab aller „Richtung". — Die große Bedeutung von Alfred Momberts „Held der Erde" anerkennt Max Fischer: „Mit einer einzigartigen Tapferkeit des Herzens und selbstverständlicher Konsequenz wird von diesem Dichter das irdische Leben, sein luziferischer Glanz und seine notwendige Grausamkeit bejaht. Schreckenhafte Völkerstunden wie jene, welche die Menschheit in den ‚Ur-Jahren' 1914/1918 durchschritt, sind jubelnde Feststunden des Helden der Erde, Stunden ‚dämonischer Welt-Verwandlung', ‚flammender Welt-Zer-Dichtung', ‚Tanz-Stunden Fantasias'." — Hermann Boßdorfs Balladen „Eichen im Sturm" rühmt Zerkaulen: „Hermann Boßdorf schreibt Balladen. Es sind wirklich welche, niederdeutsche. Und voll Kraft und Saft, und vollgepfropft mit Tragik und dankenswerterweise auch mit gesundem, derbem Humor (etwa ‚Der Schneider von Beelitz' oder ‚Die Mädchen von Epernay')." — In den Gedichtbüchern von Hugo Salus und Albert Sergel sieht Zerkaulen die reichen Gaben echter Lyrik. — In Christian Morgensterns hinterlassenen Gedichten „Der Gingganz" findet Julius Bab den Dichter in seiner ganzen Ursprünglichkeit und Eigenart wieder. — Seinen letzten Eindruck der beiden Gedichtbücher von Klabund faßt Julius Bab in die Worte zusammen: „Wie immer bei Klabund

bleibt mein letzter Eindruck: versprengte Adern dichterischen Wesens in einem ganzen Berg kaltblütig-literarischen Könnens." — Gerade „der politische Dichter" in Walter Hasenclever erscheint Julius Bab echt und unwiderstehlich stark. „Derlei ist am Ende zu stark gesagt, um bloß errechnet sein zu können. Auf Gesinnung und Intellektualität Hasenclevers lege ich wenig Wert; die angehängten geräuschvoll-konfusen Prosastücke geben mir das Recht dazu. Aber jedenfalls gibt politische Erregung ihm eine Gefühlswärme, in der seine Sprache zu dichterisch packenden Formen sich umgießt." — Zu Alfred Wolfensteins „Der gute Kampf" bemerkt Bab: „Die vorliegenden Gedichte sind nur ein Sonderabdruck aus seinem bei S. Fischer erschienenen Buche ‚Die Freundschaft'. Aber man benutzt gern die Gelegenheit, von einem Dichter zu sprechen, in dem bei aller Unausgegorenheit der Form, bei aller intellektuellen Überfracht doch das bauende Gefühl groß und echt genug ist, um wirklich eine ‚Form' im expressionistischen Sinne zu schaffen. Auch hier der wilde Vorbeisturz sinnlicher Einzelvisionen, aber diese Anakolute erhalten hier einen geistigen Wert, sie geben das Bild der seelenlos zerrissenen Menschenwelt, über der sich die Einheit rundet." — Auch Paul Zechs „Golgatha" rühmt Julius Bab: „Zech ist minder intellektuell als Wolfenstein — und sollte deshalb keine geistreichen Vorreden schreiben wollen. Aber er ist deshalb noch reinerer Lyriker, er ist ein Sänger. Und er singt aus einer ekstatisch frommen Seele, der wirklich alle Schrecken der Verwüstung zum Heilandsaufstieg beginnende Verklärung werden." — In Regina Ullmann erblickt Julius Bab eine neuerstandene echte Dichterkraft: „Ein Dichter wird offenbart: ‚Frucht reift auf zum Mahl'. Die Kraft, die verblassende Metapher der Sprache neu zu erleben und erleben zu machen, wirkt hier Wunder. — Die Leidenschaft, das Wort überall neu zu schaffen, führt noch oft zu allzu schwer entwirrbaren Dunkelheiten. Aber klar leuchtet durch das Dickicht eine große, zu reinstem Weltbesitz entschlossene Seele. Und neben der heute fast völlig reifen Kunst der Ina Seidel haben wir nun in Regina

Ullmann etwas wundervoll Reifendes, eine zweite wirkliche Dichterin in Deutschland." — Starke dichterische Begabung spürt Carl Müller-Rastatt in Karl Wagenfelds „Daud und Düwel": „Greifbar ersteht jede Gestalt, vor allem die beiden unheimlichen Gestalten des Todes und des Teufels, die ganz realistisch geformt sind. Diese Dichtung im münsterländer Platt tut den höchsten Forderungen, die man an ein Kunstwerk stellen kann, vollauf Genüge und stellt ihren Schöpfer in der Schar unserer Dialekt-Dichter in die vorderste Reihe."

Der Roman

Weniger vielleicht als aus irgendeinem andern Gebiet läßt sich aus dem Roman die Geschichte der literarischen Bewegung herauslesen. Eine gewisse Breite der Produktion muß für ausgesprochenes künstlerisches Wollen entschädigen. Doch seien einige Bücher vorangestellt, aus denen sich noch am ehesten bestimmte stilistische Bestrebungen herauslesen lassen.

1. Elli oder sieben Treppen. Beschreibung eines weiblichen Lebens. Von Albrecht Schaeffer. Leipzig 1919, Insel-Verlag. 272 S.
2. Die Stadt des Hirns. Roman von Otto Flake. Berlin 1919, S. Fischer Verlag. 567 S. Geh. M. 10,— (13,—).
3. Das Reich ohne Raum. Roman. Von Bruno Goetz. Potsdam, Gustav Kiepenheuer. M. 8,50.
4. Trieb. Roman. Von Curt Corrinth. München, Georg Müller. 125 S.
5. Der junge Goedeschal. Ein Pubertäts-Roman. Von Hans Fallada. Berlin 1920, Ernst Rowohlt. 341 S. M. 8,50 (12,50).
6. Die weißen Götter. Roman. Von Eduard Stucken. Berlin, Erich Reiß. 550 S.

Von Schaeffers „Elli oder sieben Treppen" sagt Artur Brausewetter: „Ein Buch voll Liebe und Mitleid mit dem irrenden und büßenden Geschlecht der

Menschen, insbesondere des Weibes. Die ‚Beschreibung eines weiblichen Lebens' nennt es der Verfasser. Sieben Treppen, die abwärts führen, nicht aufwärts. Abwärts in den Taumel und den Rausch der Seele, weniger der Sinne. Elli — Igne — Ignis, Gemma — Madelaine, und welche Namen alle die verschiedenen Liebhaber für die Geliebte prägen, die dann in ihrer Art Stufen auf den sieben Treppen andeuten. Es ist ein starkes Buch. Der Hauch des Ewigen inmitten aller Vergänglichkeit durchweht es." — Mit Otto Flakes „Stadt des Hirns" setzt sich E. A. Greeven hart auseinander: „Können verpflichtet; Können und programmatischer Anspruch verpflichten doppelt. Wäre ‚Die Stadt des Hirns' von einem der Xbeliebigen geschrieben, die auf den Krücken der jeweils letzten Mode mit List und Fingerfertigkeit bequem hochzukommen trachten, so würde man nicht viele Worte daran verlieren; billige Rezeptschreiber haben wir genug. Aber hier scheitert ein Fähiger, holt den Speer nicht ein, den er warf. ‚Die Stadt des Hirns' ist als Versuch und als Kunstwerk mißlungen, weil Flake sich einfangen ließ von Schlagworten, statt dem Dämon zu lauschen, und weil er die Umwandlung persönlichen Erlebens und Denkens zu künstlerisch Gestaltetem zu leicht und zu eilig nahm. Expressionismus hin, Expressionismus her — ohne Distanzierung ist keine Epik denkbar!" — „Das Reich ohne Raum" von Bruno Goetz rühmt Werner v. d. Schulenburg: „Das ‚Reich ohne Raum' — äußerlich als Symphonie gebaut und bis in die letzten Empfindungen von Musik getragen — ist eine außerordentlich feine Blüte der Neuromantik. Es ist notwendig, mit sorgsamer Zartheit an diese Blüte heranzutreten." — Zu Curt Corinths „Trieb" bemerkt Rudolf Paulsen: „Handlung ist hier nicht geistiger Zielwille, weder geklügelte Konstruktion noch innerliches Idealsetzen, sondern ein schleuniges Durchhasten eines aufgeregten, aufgereckten Geschehens. Bei dieser neuen Technik, die sich stellenweise bis zur Interpunktionsdramatik verdichtet (oder verdünnt?), wird viel weniger Seelisches gegeben, als das Programm verlangt. Der hochgefeierte Trieb setzt

sich mit der Umwelt ja tatsächlich in der Hauptsache leiblich auseinander." — Zum „jungen Goedeschal" von Hans Fallada äußert sich Franz Graetzer: „Falladas Roman ist außerordentlich reich an feinster Psychoanalyse, arm noch an ballender Gestaltung." — Zu Eduard Stuckens Roman „Die weißen Götter" äußert sich Heinz Stolz: „In die Bewunderung mischen sich Zweifel. Man bewundert das Wissen, man achtet das Können. Man schätzt in dieser Zeit der hurtigen Dichter den Ernst, das jahrelange Studium, das Stucken auf seine Dichtung verwandt hat. Aber man wünscht auch nicht die Tage der Dahn und Ebers zurück und verwünscht im Lauf der Lektüre mehr als einmal den Staub und Wust, der aus manchem Wälzer auf das Schreibpapier des Dichters sank. Ach, es ist manchmal wie in der Schule bei Eduard Stucken: man muß den Atlas aufschlagen, Geschichtstabellen studieren, genealogische Weisheiten merken, in Stammbäumen klettern, topographische Zeichnungen machen."

Eine Reihe von Romanen sei hier angeschlossen, die sich mit Zeitfragen auseinandersetzen, oder ein Bild unserer Zeit entwerfen:

7. Das rote Meer. Roman von Clara Viebig. Berlin 1920, Egon Fleischel & Co. 292 S. M. 10,— (15,—).
8. Die entfesselte Menschheit. Roman. Von Max Glaß. Leipzig 1919, L. Staackmann. 414 S.
9. Frau Monica und ihre Töchter. Roman. Von Viktor Fleischer. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 328 S. M. 9,— (11,50).
10. Freiheit. Roman. Von Hans Wilhelm. Berlin 1919, Verlag der „Täglichen Rundschau". 238 S.
11. Der Erbe. Roman. Von Hans Roselieb. Kempten 1920, Jos. Köselsche Buchhandlung. 593 S. M. 7,50 (9,—).
12. Der Franzel. Die Geschichte einer Kindheit. Von Alfons Petzold. Wien und Leipzig 1920, Nestroy-Verlag. 93 S.

13. Adela Bourkes Begegnung. Roman. Von Arthur Holitscher. Berlin 1920, S. Fischer. 408 S.

14. Rust. Die Geschichte eines Lebens. Roman. Von Kurt Geucke. Neue Ausgabe. Berlin 1919, G. Grote. 498 S.

15. Der Gang des Gottlosen. Roman. Von Reinhard Koester. München, Delphin-Verlag. 319 S. M. 7,— (9,—).

16. Die feurige Wolke. Roman. Von Heinrich Lilienfein. Stuttgart und Berlin 1919, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 381 S. M. 6,50 (9,50).

17. Kulturmenschen. Roman. Von Claude Farrère. München, Georg Müller. 274 S. M. 4,— (6,—).

18. Der Antichrist. Roman. Von Max Fischer. München 1919, Georg Müller. 215 S. M. 7,— (9,—).

19. Der Taifun. Roman. Von Hermann Essig. Leipzig, Kurt Wolff. 367 S. M. 5,— (7,50).

20. Der weiße Adler. Roman. Von Richard Skowronnek. Berlin und Wien, Ullstein & Co. 435 S. M. 6,—.

21. Die Partei. Roman. Von Stefan Großmann. Berlin und Wien 1919, Ullstein & Co. 382 S. M. 6,—.

Starkes Bekenntnis zu Clara Viebigs „Rotem Meer" legt Harry Maync ab: „Ein packendes Zeitbild von bleibender Bedeutung wird uns hier geschenkt, aber so reich und farbensatt der sachliche Gehalt des Buches ist, weit wertvoller ist doch die Kunst, die ihn formend gestaltet hat. Das Diptychon aus dem Weltkriege ist eine der allerreifsten unter den zahlreichen Schöpfungen der fruchtbaren großen Erzählerin." — H. Friedeberger rühmt „Die entfesselte Menschheit" von Max Glaß: „Sieht man aber von einer brüchigen Stelle in der

Komposition ab, so ist gerade die Darstellung der revolutionären Entwicklung in ihren Unterströmungen wie in ihren offenen Entladungen alles Lobes wert." — Victor Fleischers Roman „Frau Monica und ihre Töchter" zollt Paul Leppin Anerkennung: „Der neue Roman Viktor Fleischers enthält eine nicht unbeträchtliche Dosis jener leichten, spielerischen Grazilität, die in der wiener Luft mehr als wo anders gedeiht, die in der Nachbarschaft verwegener Sinnenfreude, holder Wurstigkeitsgefühle unfehlbar in die Halme schießt. Aber die wesensinnere Massivität des deutschböhmischen Autors hat diesmal unbewußterweise ein solides Gegengewicht geschaffen, dem es zu verdanken ist, daß sich diese wiener Erzählung nicht gänzlich in die Bestandteile ihrer Atmosphäre auflöst." — Zu Hans Wilhelms „Freiheit" bemerkt Franz Graetzer: „Wohl möglich, daß dieser Künstlerroman eines dionysischen Promethiden einmal, wie die Lebensaufrisse der Tino Moralt und Adam Mensch, geschichtliche Geltung gewinnen wird; zweifellos spiegelt er treu die Kämpfe, die heute der beste Teil von Deutschlands akademischer Jugend in sich durchzufechten hat." — Zu Hans Roseliebs „Der Erbe" schreibt Max Fischer: „Szenen auf Szenen überstürzen sich in diesem Roman, der an noch nicht gebändigter Überfülle leidet. Die Not der Gegenwart schreit aus den sich hetzenden, grell und pointiert gezeichneten Geschehnissen. Da verhuscht manches allzu flüchtig, bleibt Fläche, wird nicht Gestalt. Aber die Szenen in der Fabrik sind von zwingender Größe. Leider hält die Kraft des Dichters nicht ganz bis zum Ende des Romans an." — „Vortreffliche Darstellung" rühmt Franz Graetzer Alfons Petzolds „Der Franzel" nach, meint aber: „Mit furchtbarer, an Hyan mehr noch denn an Zola gemahnender Kraßheit ist das Milieu des Lumpenproletariats gemalt; aber mancherlei Zufallstragik waltet insonderheit am — eher traurigen als bereits tragisch notwendigen — Ausgang dieses entsetzlichen Aufklärungs-Films wider den Alkohol, der, minder willkürlich gebildet, statt des Kinderselbstmordes wohl auch Freispruch durch ein kluges

Jugendgericht und Rettung in verantwortungbelehnte Helle bringen könnte." — „Adela Bourkes Begegnung" von Arthur Holitscher gilt Werner Ewalds Bemerkung: „Von Arthur Holitscher darf man immer ein geschmackvolles und kluges Buch erwarten. Er ist bekannt als feinsinniger Schilderer der anglo-amerikanischen Welt, und so gibt er uns auch in seinem neuen Buch ein mit Verständnis und Liebe gezeichnetes Bild der englischen Gesellschaft. Manchmal sieht man Dickens dahinter hervorlächeln, manchmal zeigt sich etwas von Thomas Manns skeptisch-lächelnder Wehmut. Aber die Technik beherrscht der Autor doch nicht so, daß man ihm stets willig bei der Erzählung seiner klug ersonnenen Fabel folgte." — Zu Kurt Geuckes „Rust" sagt H. W. Keim: „Der Verfasser hat sich das Ziel gesetzt, das Leben eines Menschen zu schildern, den harter Arbeitswille und unbeirrbarer Menschenglaube aus einem Bergarbeiter, einem Industriewerkmeister, einem Angestellten im hamburger Großkaufmannsbetrieb zu einem Pionier deutscher Kolonisation in der Südsee machen. Ein Denkmal will er setzen deutschem Wesen und dem geschundenen Deutschland den Weg zeigen, der zu der alten Macht zurückführt. Ich zweifle nicht an der reinsten Absicht des Verfassers; zweifle nicht an der Echtheit seines Glaubens an die deutsche Zukunft; zweifle auch nicht, daß sein Buch, um vieles gekürzt, in einer Jugendbücherei wertvolle Dienste leisten kann. Aber dazu, deutschem Wesen einen Spiegel vorzuhalten, dazu fehlt Geucke ganz und gar die innere Weite und Glut." — Derselbe Referent bemerkt zu Reinhard Koesters „Der Gang des Gottlosen": „Die Arbeit, an der der Verfasser von 1911 bis 1914 geschrieben hat, ist interessant als Lebensbild einer gottlosen, d. h. unmetaphysischen Zeit. Aber deshalb hat dieser Roman für uns fast schon nur kulturhistorisches Interesse. Denn der Mensch unserer Tage sucht Gott; sucht ihn oft in grotesker, ja unwürdiger Gebärde; sucht ihn auf Wegen, die nie zum Ziel führen; ahnt oft seine Sehnsucht nicht einmal. Aber eins unterscheidet ihn doch grundsätzlich von dem Menschen der Vorkriegsjahre: er

hat das individualistische Bewußtsein verloren. Er ist kollektivistisch orientiert und auch in seiner höchsten Ausbildung auf das Allmenschliche gewiesen." — Heinrich Lilienfeins „Die feurige Wolke" rühmt R. Krauß: „Die letzten Partien sind die stärksten des Romans, und der Dichter erntet hier die Früchte sorgfältiger, psychologischer Vorbereitung. In den ersten Abschnitten ist das schwäbische Pfarrhausleben liebevoll mit idyllischer Anmut ausgemalt. Überhaupt ist der Roman bodenständiger als Lilienfeins meiste Arbeiten: er führt uns unverkennbar unter württembergische Truppen, verwendet schwäbische Verhältnisse und Namen, ja, da und dort glaubt man die leibhaftigen Modelle durchschimmern zu sehen. Alles mit sicherem Geschmack und feinem Takt, alles mit besonnener Überlegung und einem künstlerischen Ernst, der vom Sensationellen völlig abgekehrt ist. Kriegsbilder ließen sich bei der Wahl dieses Themas nicht ganz vermeiden, und es ist nicht des Dichters Schuld, daß man ihrer heute überdrüssig geworden ist." — Paul Leppin gewährt einen Einblick in Claude Farrères „Kulturmenschen": „Das Buch Farrères soll ein Menetekel für die ‚Kulturmenschen' sein. Ein schwüler Schatten der Zukunft, eine Prophetie der Zerstörung, führt es in labyrinthische Niederungen des Menschlichen. Eine Ahnung unerhörter Gewalten weht uns daraus entgegen, orgiastischer Triebe, die der verwegene Haß des Orients seit alters gegen den Westen mobilisiert hat." — Zu Max Fischers „Der Antichrist" bemerkt Hans Friedeberger: „Das Buch ist ein groß gedachter Versuch, die Revolution der letzten Jahre als religiöse oder doch wenigstens stark mit religiösen Empfindungen durchsetzte Bewegung zu begreifen und aus dieser Wesensart heraus ihre weiteren Bahnen voraus zu denken." — Wenig anerkennend äußert sich R. Paulsen über Essigs „Taifun": „Es ist bedauerlich, daß der begabte Hermann Essig nichts Erfreulicheres hinterlassen hat als diesen Roman, hinter dessen Titel ‚Der Taifun' man sehr schnell die Welt einer ähnlich berühmten berliner Kunstgruppe findet. Gewiß, man

wird dieses Werk neben Bierbaums ‚Prinz Kuckuck‘ und Heinrich Manns ‚Untertan‘ später in die Dokumentensammlung stellen; ist aber mit einem Dokument für die Kunst eigentlich viel getan? Oder zuletzt nichts? Hätte Essig nicht einen allzu frühen Tod gefunden, ich bin sicher, er würde sein Bestes noch gegeben haben, und zwar in Anknüpfung an die bei ihm vorhandenen Ansätze zum Märchen, zur Überwirklichkeit.“ — Der besseren Unterhaltungsliteratur rechnet Paul Leppin den Roman „Der weiße Adler“ von Richard Skowronnek zu: „Nicht alle Figuren sind mit demselben Gleichmaß in ein glückliches Licht gestellt; bei manchen tritt allzu deutlich die Regie in Sicht, die um die Situation bemüht ist. Aber die Auswirkung eines Willens, der ausschließlich dem Stoff zuliebe am Werke ist, macht das ostpreußische Romanbuch Skowronneks zum bemerkenswerten Beispiel für die Ertüchtigung einer Kunst, die vormals allzu sorglos im Gewässer der schönen Belletristik segelte.“ — Zu Stefan Großmanns „Partei“ bemerkt Paul Friedrich: „Das Romanhafte ist nur Folie. Die Hauptsache bleibt die Schilderung des Parteilebens von der stillen, entsagungsreichen Aufopferung eines Weiner bis zu dem großen Protestdemonstrationszug und seinem blutigen Zusammenstoß mit Militär und Polizei. — Das Ganze ist wienerisch-gemütlich, etwas zu freundlich und liebenswürdig für norddeutsche Verhältnisse, ohne die furchtbare Schärfe des Klassenkampfs, der Intrigue und der persönlichen Fehden und ohne die zähen und hartnäckigen Duelle um einen Platz als ‚Favorit‘. — Trotzdem spiegelt es auch im engen Rahmen das ganze Getriebe, nicht ohne den Außenstehenden in seinem negativen Verhältnis zu bekräftigen und insofern ‚destruktiv‘ für die Fanatiker, amüsant für die stillen Zuschauer.“

Aus der Fülle der historischen Romane seien diesmal nur wenige hervorgehoben:

22. Luise. 2. Band der Trilogie „Ein Volk wacht auf“. Von Walter von Molo. München 1918, Albert Langen. 312 S. M. 5,— (8,—).

23. Der Roßtäuscher. Von Emil Scholl. München 1920, Georg Müller Verlag. 2 Bde. 352 und 307 S. M. 16,— (26,—).

24. Bertrade. Die Chronik des Mönchs von Le Saremon. Von Benno Rüttenauer. München 1919, Georg Müller.

Walter von Molos Roman „Luise" rühmt Hans Friedeberger: „Hier ist der Versuch gemacht, darzustellen, wie ein innerlicher Mensch sich und das Beste in ihm zu lebendiger Äußerung befreit, wie die Not eines Volkes und die Glut der Ideen seiner Besten in einer tiefempfindenden Natur die Schlacken der Äußerlichkeit schmelzen. Es ist mit außerordentlich scharfem und tiefgreifendem Blick gesehen worden, was an den Personen, die in der preußischen Tragödie von 1806 handelten, wesentlich war, und es ist prachtvoll, wie bei aller Individualisierung der Menschen immer der letzte Nachdruck nicht auf dem Einzelnen ruht, sondern auf den sich bildenden und wandelnden allgemeinen Ideen, deren Träger die Einzelnen sind." — Hans Friedrich anerkennt die Vorzüge von Emil Scholls „Der Roßtäuscher": „Die Sprache Scholls ist hart, ohne Scheu vor dem Stoffe angemessener Derbheit, doch ebensosehr auch ohne jegliche, jener gärenden Zeit fremde Sentimentalität. Die Linienführung ist sicher, episch breit, aber trotz einer Unmenge von Menschen und kaleidoskopartig durcheinanderwirbelnder Einzelschicksale niemals zerfließend. Die Einzelschicksale selbst wachsen wuchtig aus der bewegten, verderbenschwangeren Atmosphäre des Bürgerkrieges empor: gierige Scholaren, prassende Bettler, hungernde Handwerker, blutrünstige Landsknechte, fette, aber noch ehrgeizige Bürger, von Parteiung zerspalten." — Zu Benno Rüttenauers „Bertrade" äußert sich Hans Friedeberger: „Es ist ein buntes, unterhaltsames und gescheites Buch, aber es ist mehr absonderlich als grausig und eher lasterhaft als sündig."

Einige Romane, in denen das Interesse am Landschaftlichen besonders hervortritt, seien hier angeschlossen:

25. Der Schlund. Roman. Von Alfred Bock. Berlin 1920, Egon Fleischel & Co. 176 S. M. 7,— (12,—).
26. Das Licht der Heimat. Roman. Von August Hinrichs. Leipzig, Quelle & Meyer. 400 S. Geb. M. 12,—.
27. Der Mensch des Rechts. Erzählung eines Schicksals. Von Robert Walter. Berlin, Egon Fleischel & Co. 168 S. M. 4,— (6,—).
28. Hüttenheimat. Ein Roman aus dem Isergebirge. Von Gustav Leutelt. Berlin, S. Fischer. 172 S. M. 4,50 (7,—).

Von Alfred Bocks „Der Schlund" sagt R. Krauß: „Überall schonungsloser Realismus, aber nirgends pessimistische Verzweiflung. Redlichkeit und Treue sind auf der Welt doch noch nicht ausgestorben, und gerade vom Land erwartet Bock den Ausgang unserer Wiedergeburt. Die Neumühle, deren vom Schicksal verfolgte Bewohner im Mittelpunkt der Handlung stehen, bleibt aufrecht in den festen Händen einer leidgeprüften, aber über das Leid hinausgewachsenen Frau. Das wird naturfrisch und schlagkräftig in Bocks gedrungener stilistischen Methode, in seiner mit volkstümlich sprichwörtlichen Redewendungen gesättigten Sprache dargestellt. Kunst, die es nicht weniger ist, weil man ihr den Kunstaufwand ganz und gar nicht anmerkt." — Josef Kliche rühmt August Hinrichs Roman „Das Licht der Heimat": „Das vorliegende Werk ist die erste selbständige Prosaarbeit des Verfassers. Hinrichs, der Autodidakt ist und in Oldenburg den Tischlerberuf ausübt, ist bereits vor einigen Jahren mit einem dramatischen Werk hervorgetreten, dem die Anerkennung nicht versagt blieb. Was dem ‚Licht der Heimat' zu einem reinen Kunstwerk fehlt, das ist eine straffere Konzentration des Stoffes auf deutsche Erde (der Held langt erst auf dem Umwege über Argentinien an seinem Endziel an) und eine tiefere dichterische Beseelung des Ganzen. Aber wie wenige Romane selbst unserer ‚ersten Erzähler' entsprechen diesen Bedingungen. Und so stellen wir gern fest, daß es August Hinrichs

durch dieses Buch gelang, gleich mit beiden Beinen in die Reihe unserer geachteten Belletristen zu springen." — Zu Robert Walters „Der Mensch des Rechts" äußert sich Heinz Stolz: „Mit dem Glauben an den Zwang in dem verblendeten Tun des dithmarschen Bauern steht und fällt die Wirkung des Buches. Robert Walter gibt diesen Glauben. Er ist klug genug, nicht über das Handeln, sondern nur von dem Handeln des Helden zu sprechen. Er macht sich weder zum Advokaten, der das Tun des Bauern verteidigt, noch zum Gelehrten, der es seelisch zu deuten versucht. Er berichtet nur. Er will ja nur, wie er im Untertitel auch sagt, ein Schicksal erzählen. So wählt er den klaren, epischen, nur durch die Tatsachen wuchtigen Ton. Die Sprache ist nicht überladen. Sie zeigt keine Schnörkel. Doch jeder Buchstabe ist mit der Hand geschnitzt, jeder Satz bedächtig zusammengefügt. So entsteht eine sehr gediegene, haltbare Chronik. Und doch ist es die Chronik einer Leidenschaft. An die Buchstaben pocht wie an Stäbe das Herz eines Helden. Durch das Dunkel brennen die Augen. Durch die Worte wühlt sich ein Antlitz. Die Nähe des Menschen ist es, die siegt." — Erich Freund würdigt Gustav Leutelts Roman aus dem Isergebirge „Hüttenheimat": „Das Schönste in dem sinnigen Buch ist aber nicht diese von Wirrnissen nicht immer freie Handlung — auch eine überflüssige ‚Sensation' von einem Goldschatze, der einem sterbenden Zigeuner entwendet wird, spielt hinein —, sondern die von innigster Heimatliebe förmlich durchglühte Naturschilderung, die herzliche Stimmungskraft mit eindringlicher Anschaulichkeit in holdselig zarten Bildern vereint."

Es folgt eine Zusammenstellung weiterer wichtiger Romane:

29. Die Löffelstelze. Roman. Von Wilhelm Weigand. München 1919, Georg Müller. (Romane der Völker.) 475 S. M. 12,— (15,—).
30. Sylvester Dinglein und seine Eltern. Roman. Von Helene v. Mühlau. Berlin, Egon Fleischel & Co. 238 S. M. 4,50 (7,—).

31. Die Galeere. Roman von Ernst Weiß. Berlin 1919, S. Fischer. 296 S. M. 5,—.
32. Steuermann Holk. Roman. Von Kurt Küchler. Hamburg und Altona 1920, Hammerich & Lesser. 361 S. M. 8,— (10,—).
33. Die Weisheit der Liebe. Roman. Von Jakob Schaffner. Leipzig, Grethlein & Co. 478 S. M. 9,— (12,—).
34. Die stillen Wunder. Roman. Von Max Glaß. Leipzig 1918, L. Staackmann. 320 S. M. 5,— (7,—).
35. Bernhard Hirzel. Roman. Von Adolf Frey. Zürich 1918, Rascher & Co. 393 S. Geh. M. 10,—.
36. Die Wundmale. Roman. Von Friedrich v. Gagern. 2 Bde. Leipzig, L. Staackmann. 460, 394 S. M. 16,— (20,—).
37. Holger Korreland. Von Hans Gustav Wagner. Die Komödie eines Überflüssigen. Stuttgart-Berlin 1919, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 215 S. M. 4,—.
38. Das vergitterte Fenster. Roman. Von Heinrich Wolfgang Seidel. Berlin, G. Grote. 364 S. M. 4,— (5,75).
39. Eckerlein. Roman. Von Victor von Kohlenegg. Berlin, Ullstein & Co. 440 S.
40. Paganini. Ein Roman von alten Göttern und Hexentänzen. Von Jules Siber. Berlin 1920, Morawe & Scheffelt. 297 S. M. 10,50.
41. Fräulein. Roman. Von Paul Enderling. Stuttgart und Berlin 1920, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 372 S. M. 10,— (14,—).
42. Gewalten. Roman. Von Felix Franz Hornstein. München, Parcus & Co. 111 S.
43. Schießl. Der Roman eines Gauners. Von Hermann Wagner. Berlin, Egon Fleischel & Co. 164 S. M. 6,— (10,—).
44. Irrfahrten des Lebens und der Liebe. Roman. Von Arthur Babillotte. Leipzig 1919, Fr. Wilh. Grunow. 497 S.

45. Peter der Tor und seine Liebe. Erzählt nach seinen Tagebüchern. Von Alfred Fankhauser. München 1919, Delphin-Verlag. 275 S.

46. Zweie und der liebe Gott. Roman. Von Julius Levin. Berlin 1919, S. Fischer. 259 S. M. 6,— (8,—).

47. Die Macht des Bösen. Roman. Von Hermann Wagner. Leipzig, Sally Rabinowitz. 299 S.

48. Die neue Judith. Roman. Von Ed. P. Danszky. Berlin, S. Fischer. 275 S. M. 10,— (13,—).

49. Schnurpels. Roman. Von Hellmuth Unger. Leipzig, Th. Weicher. 284 S. M. 7,— (9,—).

50. Jan Krebsereuter. Seine Taten, Fahrten und Meinungen. Von Hans Müller-Schlösser. Berlin, Erich Reiß. 243 S. M. 9,— (12,—).

51. Ein Experiment des Doktors Sargillac. Roman in zwei Teilen. Von Balduin Reichenwallner. Wiesbaden 1919, Ed. Voigts Nachf. (Prüß & Werner). 382 S. M. 8,50 (10,75).

52. Die Tänzerin. Roman. Von Erich K. Schmidt. Berlin, Oesterheld & Co. 211 S. M. 7,—.

53. Dienerin. Roman. Von Werner Schendell. Berlin 1919, S. Fischer. 354 S.

54. Das Haus Duncker. Ein Buchhändlerroman aus dem Biedermeier. Von Dora Duncker. Mit 7 Lichtdrucken nach alten Familienbildern, einem Brieffaksimile und dem Dunckerschen Wappen. Berlin 1918, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel).

55. Mutter. Ein Roman. Von Albert Geiger. Umschlag und Buchschmuck von Hella Fackler. Konstanz, Reuß & Itta Verlagsanstalt. 344 S.

56. Heidentum. Die Geschichte eines Vereinsamten. Von Rudolf Hans Bartsch. Leipzig, L. Staackmann. 364 S. M. 7,— (9,50).

57. Der neue Blaubart. Von Georg Frhrn. von Ompteda. Berlin, Egon Fleischel & Co. M. 6,— (10,—).

Sehr anerkennend spricht Friedrich Th. Körner über Wilhelm Weigands „Die Löffelstelze": „Der Roman ist ein feines, tiefes Erlebnis. Reichtum an Gedanken, eine tiefe, bildkräftige Schönheit stehen, wie hingezaubert, vor unserer Seele. Die Menschen muten wie dramatische Gebilde an, die wir handelnd und lebendig vor uns sehen. Über alles ist ein so feiner Hauch, so viel zarte Empfindung gebreitet, daß man dies Buch Weigands mit Recht unter die Romane der Völker aufgenommen hat." — W. E. Oeftering lobt „Sylvester Dinglein und seine Eltern" von Helene v. Mühlau: „Der stille Held dieser beschaulichen Geschichte, von dem sie Wärme und Licht bezieht, ist Dinglein der Vater. Ein Mann, der es durch eigene Kraft zu etwas gebracht und sich doch sein bescheidenes schlichtes Wesen bewahrt hat. Ihn hat Helene v. Mühlau mit Liebe gestaltet, aber mit einer Liebe, die zurückhält und nicht in Sentimentalität oder Schwärmerei ausartet. Ganz unsentimental, ja mit einer kühlen Objektivität, die bei Frauen eine seltene Gabe ist (wenn sie nicht ins Gegenteil, in Ironie und Sarkasmus umschlägt), betrachtet und gestaltet sie die Frau Mama des ebenfalls ohne jede Pose vorgeführten, ganz durchschnittlichen Sylvester. Diese kluge, dabei keineswegs nüchterne, sondern doch von einer bestimmten Fraulichkeit erwärmte Menschenbetrachtung bildet den Hauptvorzug dieser Erzählung." — Alfons Petzold sagt zu Ernst Weiß' „Galeere": „Endlich wieder einmal ein Roman, der eine festgeschlossene Form hat, reich an Handlung und abenteuerlichem Geist ist. Die Gegenspieler sind scharf herausgezeichnet, die wiener Landschaft ohne Kitschigkeit geschildert, und die Sprache ist von anschaulicher Klarheit. Ernst Weiß, sein Dichter, bedeutet sohin eine Zukunft für den neuen deutschen Roman." — Kurt Küchlers Roman „Steuermann Holk" wird von Wilhelm Lobsien empfohlen: „Kurt Küchler, der sich in den letzten Jahren als flotter Novellist einen Namen gemacht hat, hat sich mit dieser neuen Arbeit zum erstenmal an einen größeren Stoff herangemacht, und dieser erste Versuch ist ihm glänzend gelungen." — Hanns Johst faßt

sein Urteil über Jakob Schaffners „Weisheit der Liebe“ in die Worte zusammen: „Dieser Roman hat etwas von jenem Tuch der heiligen Veronika: Schleim, Schaum und Tränen geben ein unendliches Gesicht.“ — Sehr anerkennend äußert sich Heinz Michaelis über die „stillen Wunder“ von Max Glaß: „Einen Menschen schildert dieses Buch, der angeekelt von der modernen Kultur in die Einsamkeit des Gebirges flüchtet, um dort zur Einheit mit sich und der Natur zu gelangen. Aber, nachdem er dort seine innere Läuterung empfangen, zieht es ihn wieder zu den Menschen, und so steigt er hinab aus seinen Bergen ‚in das Leben, um zu lindern, zu erheben, zu beglücken‘. Die Haltung des Verfassers ist nicht ganz frei von Pose, aber in seiner Sprache ist stellenweise ein Klingen von echter Schönheit, und aus dem Buch leuchtet uns eine seelische Reinheit entgegen, die es heraushebt aus der Masse bloßer ‚Literatur‘, die nicht im Erlebnis der Seele, sondern im kalten Intellekt ihren Ursprung hat.“ — Zu Adolf Freys „Bernhard Hirzel“ bemerkt Friedr. Th. Körner: „Der feine seelische Gehalt des Romans liegt in der zweiten Hälfte, in der die inneren Kämpfe Hirzels und sein erschütternder Ausgang mit tiefer Menschenkenntnis dargestellt werden. Der ganze Roman ist ein historisches Stimmungsbild der Schweiz, in dem uns besonders die schwer ringenden Menschen, wie sie von Frey geschildert werden, nahe treten.“ — Sehr warm empfiehlt Fedor v. Zobeltitz Friedrich v. Gagerns Roman „Die Wundmale“: „Aber auch der einzige Fehler des Romans soll nicht verschwiegen werden: gerade unter der Fülle der Gesichte leidet die Komposition. Wie Rollands ‚Johann Christof‘ ist auch dies Buch mehr eine Chronik als ein festumrissenes episches Bild geworden, bei dem freilich die innige Freude an schönen Einzelheiten das kritische Kopfschütteln überwiegt. Mir wenigstens ist es so ergangen. Ich habe den Roman in ländlicher Einsamkeit langsam gelesen und mit so großem Genuß, daß ich überzeugt bin, ich werde wieder nach ihm greifen. Denn eines Dichters Werk ist er selbst in seinen Mängeln.“ —

Nicht ohne Bedenken steht Paul Bourfeind Gustav W a g - n e r s „Holger Korreland" gegenüber: „Nur insofern rechtfertigt sich der Untertitel ‚Komödie eines Überflüssigen', als Holger Korreland den Verhältnissen sich zum Opfer bringt, ohne die Kraft zu besitzen, die Dinge und sich selbst zu zwingen. Er krankt an den Verhältnissen —, uns aber tun Menschen not, an denen die Verhältnisse gesunden. Wir müssen den kleinbürgerlichen Pessimismus abtun und jene Weltfreudigkeit zu gewinnen trachten, deren Tragik erhebend wirkt. Was hilft eine Anklage wie Holger Korreland, die nicht einmal durch ihre Leidenschaftlichkeit hinaufreißt — oder doch vernichtet? Das Buch ist nicht aufwühlend —, nicht anklagend genug, um die Menschheit vor Gericht zu fordern, wie es der Verfasser gern möchte. Gewiß, er hat Gedanken, die ‚zum inneren Besinnen sprechen' können, feine Stimmungen schwingen durch seine Ausführungen —, aber wer als Staatsanwalt der Menschheit gegenübertreten will, muß vernichten und aufbauen." — Über Heinrich Wolfgang S e i d e l s „Das vergitterte Fenster" äußert sich Wilhelm Lobsien: „Was diesen neuen Roman Seidels von all den viel zu vielen Büchern angenehm unterscheidet, ist der glatte Fluß einer wohlgepflegten Sprache, die feine Art einer guten Charakterschilderung und der köstliche Humor, der versöhnend über manchen Kapiteln ausgebreitet liegt." — Den Fontane-Schüler begrüßt Fritz Carsten in Victor von K o h l e n e g g und seinem Roman „Eckerlein": „L'Adultera und Effi Briest, Unwiederbringlich und Frau Jenny Treibel geben sich in diesem Buch Rendezvous. Fontanesche Gestalten tauchen auf, fontanesche Konflikte verwickeln und entwirren sich, fontanesche Plauderstunden werden behaglich abgehalten, fontanesche Weisheit, milde und abgeklärt, aber auch streng und leidenschaftlich, wird ausgesprochen. Der Geist des Alten schwebt über Kohleneggs Schreibtisch. Aber unähnlich seinem Helden Eckerlein verleugnet er nicht seinen Meister und bekennt frei und offen, was er ihm verdankt." — Eine eigenartige Stellung weist Kurt Münzer Jules S i b e r s „Paganini" zu: „Es ist

ein dämonisches Leben, und es wird glaubhaft, weil das Buch selbst dämonisch ist. Es ist vom Geiste Paganinis darin. Ich weiß nicht, ob Siber wie Paganini spielt, daß Frauen hinknien, junge Männer für ihn sterben, die Erde stille steht. Aber sein Buch ist Paganini. Und man muß Dichter und Künstler sein, um so restlos überzeugen zu können." — Zu Paul Enderlings „Fräulein" bemerkt Auguste Hauschner: „Die Gestalten haben Plastik, ‚Fräuleins' Dienstherrschaft, Familie Görke, eine frei nach dem Vorbild Buddenbrock gewählte Sammlung von Härte, Lächerlichkeit, Degeneration, Leichtsinn, kraftloser Güte stehen lebendig vor der Wahrnehmung des Lesers. Dichterisches ist über die Umgebungsschilderung gebreitet." — Mit Einschränkung bekennt sich Hans Sturm zu Felix Franz Hornsteins „Gewalten": „Ein Bekenntnisbuch ist's wohl, voller Klage und Anklage, Schmerz und Empörung. Und zugleich ein Weg zu innerer Befreiung, allerdings nur ein Wegbeginn." — Hermann Wagners Gaunerroman „Schießl" lobt Hermann Weick: „Man findet sogenannte ‚zweifelhafte Existenzen' oft in Hermann Wagners Schriften, besonders jenen kleinen Formats. Er hat entschieden eine Vorliebe für sie. Ihr Wesen, ihr Tun und Gebaren scheint ihn immer wieder zur Gestaltung zu locken. Er ist auch, zumal dank seiner scharfen Satire, wie nicht viele außer ihm imstande, diese mehr oder weniger ‚leichten Brüder' mit dem erforderlichen Witz und der ihm eigenen Treffsicherheit zu schildern. So begegnen wir auch Herrn Schießl, dem Gauner, mit gebührendem Interesse, ja sogar mit einer gewissen Anteilnahme, und die Freude, daß all seine Schiebereien und Gaunereien ihm gelingen und er sein Ziel, aus nichts etwas zu werden, erreicht, ist nicht abzuweisen. Wesentlich ist: durch das ganze lustige Buch klingt ein ernster Unterton, der uns Schießl näher bringt — weil wir in ihm einen durch Geburt und widrige Verhältnisse geknechteten Menschen sehen, der sich, begabt mit stahlhartem Willen und reichlicher Skrupellosigkeit, unter allen Umständen emporringen will aus Armut und Bedeutungslosigkeit zu einem Leben

des Reichtums und der Macht. Was auch gelingt." — Des verstorbenen Arthur Babillotte Roman „Irrfahrten des Lebens und der Liebe" würdigt Franz Graetzer: „Enge und Weite, Bürgerlichkeit und Boheme, Pflichtgefühl und unzähmbare Neigung in schrankenlose Freiheit, Spiegelfechterei und unverschütteter Drang in vollkommene Selbstenthüllung, Treue und Abenteurersverlockungen liefern den Stoff für eine lange Kette von Irrfahrten, die, Träumer auch er im Tiefsten, der Romantiker von Babillottes, keines Logikers, neckischen Gnaden zu bestehen hat. Daseinsbejahung, rückhaltloses Bekenntnis zur Fülle irdischen Lebens, also auch gerade zur Weltstadt, endgültige Auslieferung an fruchtbare Aktivität krönen ein Werk, das von einem noch nicht in Vollreife gediehenen, auch dann, sicherlich, nicht zu überragender Größe berufenen, doch kernechten und, in aller Begrenzung und Nüchternheit, nicht armen Dichter stammt und in vielem ihn lobt." — Beachtenswerte Begabung erkennt derselbe Referent in Alfred Fankhausers „Peter der Tor und seine Liebe": „Alfred Fankhauser, beeinträchtigt öfters noch durch die engende Form der Tagebuch-Aufzeichnungen, nicht bereits fähig zu geschlossener epischer Formung, bekundet, durch die Zeichnung der Hauptgestalten sowohl als auch durch viele verstreute kluge Bemerkungen und die kernige Realistik der meisten Episoden, eine höchst beachtliche Begabung, mit bürgerlichen Mitteln Unbürgerliches, obschon nicht Widerbürgerliches, auszudrücken." — Über Julius Levins „Zweie und der liebe Gott" berichtet Rudolf Paulsen: „Dieser Roman gibt die Tragödie der religiösen Verirrung eines vortrefflichen jüdischen Kaufmannes alter Art in einem deutsch-polnischen Landstädtchen. Das Trauerspiel eines Familienunterganges wird hier rein geistig gegeben, d. h. die Sensationen, die der Weltkrieg in das kleine Städtchen trägt, werden äußerlich nur gestreift, wandeln sich aber im Innern des frommen Handelsmannes Reb Salme Guttmann zu einer furchtbaren Verstrickung, aus der es keinen Ausweg gibt." — Zu Hermann Wagners „Macht des Bösen" äußert

sich Paul Leppin: „Ich begrüße das Buch des deutschböhmischen Landsmannes mit Freude. Seine Kunst, immer respektgebietend, wuchs in der ‚Macht des Bösen' steilaufwärts zur Höhe." — Kühler bemerkt derselbe Referent zu Ed. P. Danszkys „Die neue Judith": „Ed. P. Danszky wird mit seiner gescheiten, klug gezügelten Manier weder entflammen noch beseligen; Leser, denen keines von beiden nottut, denen Thema und Aufschluß als bevorzugter Gewinn erscheinen, wird er gewiß durch die Technik des Stils verpflichten: durch die Intensität des Gegenständlichen." — Auf Hellmuth Ungers „Schnurpels" weist Hans Sturm: „Des jungen leipziger Dramatikers neues Prosawerk — sein Novellenbuch ‚Blocksberg' war ein verheißungsvoller Anfang — zeigt entschieden eine Fortentwicklung in der Form. Die Komposition ist straff, die Charakteristik lebendig, die Empfindung selbständig und sicher, nur die Sprache hätte reicher, eigenwilliger sein dürfen." — Anerkennend äußert sich Heinz Stolz über Hans Müller-Schlössers „Jan Krebsereuter": „Müller-Schlösser nennt dieses Buch einen Denkstein auf das Grab seines Vaters. Dies und vieles andere macht es wahrscheinlich, daß das lustig erzählte Dasein des Jan, der nach mancherlei Irrfahrt und Kreuzfahrt endlich zum Wams kommt, ein wirklich gelebtes Dasein bedeutet. Natürlich ist Wahrheit mit Dichtung gemischt. Aber die Dinge bleiben doch stets der Wirklichkeit nahe. In dieser Wirklichkeitsnähe liegt Müller-Schlössers Kunst." — Über „Ein Experiment des Doktors Sargillac" von Balduin Reichenwallner schreibt Will Scheller: „Es handelt sich nicht so sehr um eine literarische Leistung als um die Manifestation einer Gesinnung, die allerdings an sich manche hohe literarische Leistung weit überragt. Es ist füglich zu bedauern, daß der Autor, dem es, wenn auch noch an darstellerischer Kraft, so doch keineswegs an erzählerischer Technik mangelt, sich nicht zu einer literarischen Leistung aufgeschwungen, sondern sich mit einem Ungefähr begnügt hat, das für die Erquickung Bildungsbedürftiger vielleicht ausreicht, in höheren Bezirken jedoch seine

Unzulänglichkeit nicht verhehlen kann." — Abwägend urteilt Hans Teßmer über Erich K. Schmidts Roman „Die Tänzerin": „Der Verfasser vieler kleiner, leicht pointierter Skizzen gibt hier seinen ersten Roman, — der freilich noch keiner ist. Zwar: ein Problem ist da, — die Tänzerin. Doch Schmidt gibt nur die äußeren Umrisse des Sujets. Es kommt ihm nicht so sehr auf Psychologie an, als auf Schilderung der ‚interessanten' Umwelt, die unter dem Einfluß der heutigen Tanzwut das Odium der ‚Aktualität' genießt. Also ein — Ullsteinbuch? Ja und nein. Ja: denn es fesselt zweifellos die Masse durch die breit getragene Spannung; durch die Seichtigkeit, mit der diese zelebriert wird; und durch schillernde Erotik. Aber auch nein: denn es hat seinen eigenen Stil; eben den der Skizze." — Worte der Anerkennung findet Guido K. Brand für Werner Schendells „Dienerin": „Nun bleibt Schendell die Rettung vor dem Literaten: der überladene Satzbau, belastet mit unwesentlichen Bildern, Zerrissenheit der Vergleiche, einer gewissen Sucht nach Vergleichen, die noch nie da waren, und anderen, die aus allen Höhen stürzen machen, ist häufig nur sehr viel Klingen, Schale nur. Einer gewissen Dynamik des Schwärmens, jugendlicher Begeisterung fehlt noch Selbstzucht; formale Leichtigkeit des Schreibens bangt nicht zurück vor einer Breite, die an jene der großen Russen denken läßt, aber es fehlt die Füllkraft noch zum Dom, die Spannkraft zu den Riesenbogen. Es kommt daher manchmal etwas Ungleichmäßiges hinein (am Anfang öfters als gegen Mitte und Ende), etwas Unausgereiftes, bewußtes Barock, nicht dem Innern entwachsen. Aber das Ganze ist Ausblick, Hoffnung, ist Aufweg." — Entschiedenes Interesse kommt nach Hans Friedebergers Urteil Dora Dunckers „Das Haus Duncker" zu: „Es ist eine Darstellung von dem Leben dreier Generationen der berliner Buchhändlerfamilie Duncker, begonnen von dem Nachfahren Dora Duncker und nach deren frühem Tode vollendet von ihrer Tochter Eva Duncker. Der Roman enthält wohl viel Authentisches, geschöpft aus Tagebüchern, Briefen und ähnlichem. Aber

auch abgesehen davon ist die Figur des älteren Duncker, des Mitbegründers der Buchhandlung von ‚Duncker und Humblot' und die seiner Frau von guter Plastik und ausreichend abgetönt, nicht zu stark idealisiert, aber liebenswert mit allen Fehlern." — Des verstorbenen Albert Geiger „Mutter" würdigt R. Krauß: „In dem Nachlaßwerk des badischen Dichters gelangt dessen poetische Wesensart nochmals zu reinem Ausdruck. Sie ist in der Hauptsache auf Lyrik gestellt. Aber das lyrische Element überwuchert hier nicht, wie bei so manchen Dichtern seines Gepräges, die Handlung, wirkt vielmehr gewissermaßen latent, so daß dem Roman sein epischer Charakter gewahrt bleibt. An ihm erfreut in erster Linie der Adel der Gesinnung, die Klarheit der Komposition, die Kultur des Stils." — Zu Rudolf Hans Bartsch' „Heidentum" bemerkt Otto Schabbel: „Schubert und Stifter sind zugleich in dieser Naturphilosophie, die ein göttliches Heidentum aufrichtet aus tiefster Andacht vor allem Lebendigen. Das Ethos und seine innigbeseelte Melodie klingt zeugend und rein aus diesem gefühlsstarken Buch." — Fedor v. Zobeltitz ist um eine freundliche Aufnahme, die Omptedas Roman „Der neue Blaubart" finden werde, nicht bange: „Auch mir klingt hier und da eine Wendung zu gewollt, ein Satz verfehlt, eine gesuchte Verschönerung nur wie ein lockeres Spiel mit Worten. Aber die alte Kraft der Darstellung ist doch noch da, in warmblütiger Lebendigkeit tritt diese und jene Gestalt uns entgegen, auch das Aphoristische hat seine Reize, und bei manchem Bilde von großer Schönheit verweilt man gern."

Romane aus Frauenfeder bilden den Beschluß:

58. Familie Brake. Roman. Von Clara Ratzka. Berlin 1919, Egon Fleischel & Co. 400 S. M. 9,— (14,—).

59. Die Sendung der Rohrmosers. Roman. Von Elisabeth Brönner. Leipzig 1919, H. Haessel. 224 S. M. 6,— (7,—).

60. Nanni G'schaftlhuber. Ein Wiener Roman. Von Anna Hilaria von Eckhel. Breslau, Wilhelm Gottl. Korn. 289 S. M. 6,— (8,50).
61. Der Traum. Roman. Von Katharina Botsky. München, Albert Langen. 279 S. M. 5,— (8,—).
62. Gefängnis. Von Emmy Hennings. Berlin 1919, Erich Reiß. 178 S. M. 5,— (7,—).
63. Die Insel der Diana. Roman. Von Martha Karlweis. Berlin 1919, S. Fischer. 439 S. M. 7,50 (10,—).
64. Die Romfahrt des Franz Desolatis. Das Erwachen einer Mannesjugend. Von Bernhardine Schulze-Smidt. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta. 421 S. M. 9,50 (14,50).
65. Die Helden von Spatzenbühl. Von Josefine Siebe. Berlin, Carl Flemming & C. T. Wiskott. 292 S. Geb. M. 8,—.
66. Liebe, Diplomatie und Holzhäuser. Eine Balkanphantasie von einst. Von Elisabeth v. Heyking. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta. 346 S. M. 6,50 (9,50).
67. Frühe Schatten. Das Ende einer Kindheit. Roman. Von Vicki Baum. Berlin, Erich Reiß. 277 S. M. 6,— (9,—).
68. Homo. Der Roman einer Zeit. Von Maria delle Grazie. Wien-Berlin 1919, Wiener literarische Anstalt. 416 S. M. 8,—.

Von Clara Ratzkas „Familie Brake" sagt Heinz Stolz: „Sie liebt den Westfalen, so wie er ist. Sie braucht weder die Karikatur noch die Steigerung ins Ideale, um seine Eigenart deutlich zu machen. Sie schildert die Menschen, so wie sie sind. Wie in ein Tor münden die Straßen von Münster in dieses Buch und tragen die Bürger des Städtchens ihm zu. Man sieht sie sehr deutlich und glaubt sie zu kennen. In der Beobachtung ist Clara Ratzka unübertrefflich." — Über Elisabeth Brönners „Die Sendung der Rohrmosers" äußert sich Heinz Michaelis: „In die Welt ostpreußischen Volks-

tums führt uns Elisabeth Brönners Roman ‚Die Sendung der Rohrmosers‘. Das Ringen eines ostpreußischen Bauerngeschlechtes um seine Existenz wird in schlichter und darum unmittelbar ergreifender Art und Weise gestaltet, und zugleich wird das Problem von der Zwiespältigkeit des ostpreußischen Menschen angerührt: den Ostpreußen treibt es fort von der Heimat, und in der Ferne verzehrt ihn die Sehnsucht nach ihr. Es ist im weiteren Sinne die Tragik des deutschen Menschen überhaupt, die hier berührt wird, aber vielleicht ist kein anderer Deutscher wie gerade der Ostpreuße in der Ferne so mit dem Kainszeichen der seelischen Heimatlosigkeit behaftet. Unter den Erzeugnissen der Heimatkunst steht dies Buch unbedingt mit an erster Stelle." — Zu Anna Hilaria von E c k h e l s „Nanni G'schaftlhuber" bemerkt Michaelis: „Eine ursprüngliche Begabung zeichnet hier Gestalten von Fleisch und Blut, und eine tiefe Menschlichkeit, die von herzenswarmem Humor durchpulst ist, macht das Buch trotz der bei österreichischen Dichtern traditionellen Begrenztheit des Weltbildes zu einem Werk, das uns seelisch bereichert. Es ist eins von jenen Büchern, die uns für eine kurze Spanne Zeit in eine umfriedete Welt entführen, die dem von innerer Unrast umhergetriebenen Menschen von heute mehr und mehr entschwindet." — Derselbe Referent sagt zu Katharina B o t s k y s „Traum": „In das Zwischenreich der Seele sucht Katharina Botsky in ihrem Roman ‚Der Traum‘ den Weg zu finden. Wie in den Tiefen des Unterbewußtseins der Mordgedanke entspringt, sich in der Seele eines Menschen ihm selber unbewußt festkrallt und ihn zwingt, im Traume eine Tat zu begehen, an die er sich im wachen Zustande nicht mehr zu erinnern vermag, ist der Gegenstand des Buches." — Die blutvolle Natur schätzt Michaelis in Emmy H e n n i n g s „Gefängnis": „Das Gefängnis, das Emmy Hennings schildert, ist nicht irgendeine beliebige Strafanstalt, sondern d a s Gefängnis schlechthin, das irdische Inferno, das die Qual eines gewöhnlichen Alltags gewissermaßen in konzentrierter Form zusammen-

faßt. Die Verfasserin hegt sicher nicht den Ehrgeiz, eine Künstlerin zu sein, bringt es aber trotz der Kunstlosigkeit der Form zu künstlerischer Wirkung: weil nämlich eine blutvolle Natur aus ihr spricht, und seelische Notwendigkeiten dieses Buch aus ihr herausgeschleudert haben." — Sehr hoch bewertet Michaelis Martha Karlweis' „Insel der Diana": „In ihrem Roman ‚Die Insel der Diana' behandelt Martha Karlweis das Problem der Frau, der es auf Grund bestimmter physischer und psychischer Eigenschaften versagt ist, sich dem Manne restlos hinzugeben und so zur Menschlichkeit im vollen und wahrsten Sinne den Weg zu finden. Ihr gegenüber steht der Mann, dem das Dasein ständig entgleitet, weil er es nicht zu meistern vermag, der Mensch, der nicht über den Dingen, sondern außerhalb der Dinge steht. Dieser Mann, der sich als Lebenskünstler erscheint, ist in Wahrheit ein Dilettant, der am Leben zerbricht. Mit meisterhaften knappen Strichen sind diese beiden Gestalten gezeichnet, und meisterhaft ist auch die Umwelt gestaltet, eine Welt der internationalen Geburts- und Finanzaristokratie, die den Keim des Verfalls in sich trägt. Und trotzdem läßt das Buch in künstlerischer und menschlicher Hinsicht einen Rest. Es entstammt der Welt jenes kühlen Intellektualismus, den wir überwinden müssen, um zu einer neuen deutschen Kunstkultur zu gelangen, jenes Intellektualismus, der die Seele tötet." — Zur „Romfahrt des Franz Desolatis" von Bernhardine Schulze-Smidt bemerkt Michaelis: „Die an besten Mustern deutscher Erzählungskunst geschulte Verfasserin gestaltet den Stoff mit überlegenem Können. Die Art, wie sie die Form der Selbstbiographie durchzuführen vermag, beweist den hohen Grad ihrer Künstlerschaft, denn nur wer einen Stoff bis ins letzte innerlich durchlebt hat, vermag zu diesem Grad der Objektivierung zu gelangen." — An Josefine Siebe und ihren „Helden von Spatzenbühl" rühmt Michaelis den Humor: „Josefine Siebe besitzt die Gabe, plastisch zu gestalten, und jenen überlegenen Humor, der im Mikrokosmus den Makrokosmus zu enthüllen weiß." — Elisabeth von Heykings

„Balkanphantasie" charakterisiert Michaelis mit den Worten: „Elisabeth v. Heyking schafft nicht aus elementarem Erleben heraus, sondern formt ihre Bücher mit kühl überlegenem Kunstverstand, der mit Geschmack jede Trivialität vermeidet und sich mit feiner stilistischer Begabung vereint. Sie gibt eigentlich nicht ein Geschehnis, sondern Arabesken zu einem Geschehnis. Aber innerhalb seiner Grenzen hat dieser intellektualisierte Feuilletonroman Anspruch auf ernstliche Beachtung." — „Eine lautlose Tragödie" nennt Michaelis Vicki Baums Roman „Frühe Schatten": „Es ist eine lautlose Tragödie: die kleine Martha erkennt trotz ihrer Jugend, daß der Sinn des Daseins darin besteht, sich mit seinen unerbittlichen Notwendigkeiten abzufinden, und in dem Augenblick, in dem ihr diese Erkenntnis kommt, scheidet sie für immer aus dem Kindheitsparadies, das ja wohl überhaupt nur in der Phantasie der Erwachsenen vorhanden ist." — An Marie Eugenie delle Grazies Roman „Homo", den er eine Abrechnung mit dem Kriege nennt, rühmt Michaelis den tiefen ethischen Gehalt: „Abrechnung mit dem Kriege hält die wiener Dichterin Marie Eugenie delle Grazie in ihrem Roman ‚Homo'. Die tiefe Unsittlichkeit des Krieges, in dem die Hilfsmittel der Technik, die zur Verfeinerung der Zivilisation bestimmt sind, dazu dienen müssen, diese Zivilisation zu zerstören, hat die Dichterin empfunden wie wenige unserer schreibenden Zeitgenossen. Und die Erlösung aus dem Wirrsal, in das ein barbarisches Machtstreben die Menschheit verstrickt hat, sieht sie nur in einem: in der Liebe, wie sie Christus gelehrt. Die Geschehnisse dieses Buches, seine künstlerischen Werte erscheinen wesenlos gegenüber dem tiefen ethischen Gehalt, der es erfüllt."

Erzählungen

Einige Erzählungsbücher, die den Legendencharakter anstreben oder doch irgendwie religiösen Einschlag dartun, seien vorangestellt:

1. Legenden. Von William Wolfensberger. Zürich 1919, Schultheß & Co. 94 S. Fr. 10,—.
2. Köpfe und Herzen. Geschichten aus dem Hochtal. Von William Wolfensberger. Zürich 1919, Schultheß & Co. 386 S.
3. Die Gotteswiese. Legenden aus der Natur. Von Peter Bauer. Essen 1919, Fredebeul & Koenen. 78 S. Geb. M. 3,—.
4. Waldsegen. Geschichten aus der Heimat. Von F. Schrönghamer-Heimdal. Augsburg, Haas & Grabherr. 234 S. M. 4,— (5,50).
5. Himmlische und irdische Liebe. Von M. Herbert. Regensburg 1919, Friedrich Pustet. 182 S. M. 3,50 (5,—).
6. Der wandernde Sonntag. Geschichten aus dem Alltag. Von Heinrich Zerkaulen. Kempten, Jos. Köselsche Buchhandlung. 79 S. M. 2,85 (3,60).
7. Die erfrorene Grimasse. Novellen. Von Viktor Friedrich Bitterlich. Aus dem Nachlaß. Heidelberg, Hermann Meister. 113 S.
8. Die Pest in Tulemont. Geschichte einer Katastrophe. Von Walter Harich. Berlin 1920, Erich Reiß. 193 S. M. 8,— (10,50).
9. Septemberschrei. Hymnen, Gebete, Lästerungen. Mit vierzehn Steindrucken. Von Ludwig Meidner. Berlin 1920, Paul Cassirer. 75 S. Geb. M. 25,—.
10. Die Heiligen. Legendäre Geschichten. Von Alfred Neumann. München 1919, Georg Müller. 82 S. M. 3,—.

Von Wolfensbergers Legenden sagt Kurt Münzer: „Dieser neun Geschichten Inhalt und Sinn ist: Liebe. Leben sei Dienen, des Lebens Ziel nicht Gemeinschaft, unsere Bestimmung nicht weite Wege; sondern daß wir lieben, geben, helfen. Und es gibt vor Gott nur eine Sünde: ohne Liebe gelebt zu haben. Etwas besseres als ein Pfarrer schlechthin schrieb diese Ge-

schichten: ein wahrer tiefer ganzer liebender Mensch." — In ähnlicher Weise spricht sich Münzer über Wolfensbergers „Köpfe und Herzen" aus. — Bauers Legenden rühmt Max Fischer: „Die Legenden Bauers sind so einfach und schön, so anschaulich und gebändigt wie kaum ein Buch in dieser Zeit nervöser Differenziertheit. Kinder werden sich von diesen hübschen, anschaulichen Geschichten angezogen fühlen; reife Menschen werden sie lesen mit stiller Heiterkeit und religiöser Ergriffenheit. Nur wer den Sinn für die Kraft der Einfalt verloren hat, wird dieses Dichters Stimme nicht vernehmen. Stark und klar ist die Sprache, packend anschaulich sind die Bilder." — F. Schrönghamer-Heimdals „Waldsegen" wird von Karl Huber empfohlen: „Aus den Blättern dieses Buches blickt uns ein starker, abgerundeter Charakter entgegen, der, unabhängig von marktgängigen Strömungen, seinen Stoff wählt und seinen Stil schafft. Der Grundzug seines Wesens ist eine bewußte Deutschheit, verschmolzen mit einer warmen, fromm (katholischen), von der süddeutschen Art genährten Gemüthaftigkeit. Diese Wesensseite mündet hinüber in eine ausgeprägte, aber nicht übertriebene Neigung zu sittlicher Fragestellung und volkserziehlicher Betrachtung. Man erinnert sich dabei an das Ethos in Roseggers Weltdarstellung. Schrönghamer ist ein Heimwehkranker." — Zu M. Herberts „Himmlische und irdische Liebe" bekundet Heinz Michaelis Sympathie: „Aus der Sphäre katholischer Frömmigkeit sind die Erzählungen hervorgegangen, die M. Herbert in dem Band ‚Himmlische und irdische Liebe' vereinigt hat. In schlichter, volkstümlicher Weise werden Legenden sowie Ereignisse des Alltagslebens wiedergegeben. Der Wert des Buchs liegt in der Einfachheit der Darstellung; eine geradlinige Persönlichkeit spricht sich aus in der Weise, die ihr gemäß ist." — Heinrich Zerkaulens „Der wandernde Sonntag" wird von Maria Fischer-Wingendorff willkommen geheißen: „Kritisieren kann man dieses jubilierende Büchlein nicht; ob des Umschlags im Gartenlaubenstil nimmt man es zögernd zur Hand, aber schon

bei den ersten Sätzen wird man warm: der wandernde Sonntag lockt einen an, man wandert mit, und die ganze Welt glitzert und flimmert von Sonne und Sommer." — Nachdrücklich weist Rudolf Paulsen auf Bitterlichs Erzählungsbuch „Die erfrorene Grimasse": „Ein Nachwort von Robert Müller, dem Werke Bitterlichs angefügt, sagt uns, welcher frühverstummte Mund hier aus heißem Herzen und glühendem Geiste zu uns sprechen wollte. Bitterlich fiel im russischen Feldzug, so verloren, daß sein Leib unfindbar blieb. Sein Geist, der eines ‚Soldaten aus Philosophie', Prototyps einer neuen aufrichtig geistigen Jugend, die aus Alexandria ernsthaft heraus wollte, läßt sich in zwei Novellen und einem Vers-Mysterium noch auf dieser Seite hören. Ein kleiner Nachlaß, der aber lohnt. Wir dürfen bedauern, daß dieser Jüngling zu schnell versank." — Walter Harichs „Die Pest in Tulemont" nennt Hans Sturm „eine Legende aus vergangenen Tagen, ein Symbol unserer niedergehenden Zeit, einen Ruf in einen neuen schöneren Tag". — Meidners „Septemberschrei" kennzeichnet Hans Sturm: „Der Maler-Dichter schildert in derben, treffenden Worten seine feldgraue Zeit, im schlimmsten Elend des Krieges. ‚Dennoch freut sich die Feder, denn das Böse ist pittoresk . .' Wehmütig gedenkt er seines Zusammenseins mit seinem Freunde, dem (gefallenen) Dichter Ernst Wilhelm Lotz. Multscher, Grünewald und Breughel werden ihm zum Erlebnis. Programmworte wachen auf in ihm und münden in Wissenswertes über die Maltechnik. Im Gefangenenlager bedrängt ihn der ‚große Weltunsinn'. Er erkennt in jedem Bewachten den Bruder und träumt von der ‚zukünftigen Menschenheimat'. — Starke Sympathie empfindet Hans Sturm für Alfred Neumanns Legenden „Die Heiligen": „Der Dichter der ‚Lieder vom Lächeln und der Not' ist einer von eigenen Gnaden. Seine fünf ‚legendären Geschichten' zeigen eine Empfindungsskala mit einem inneren Scharfblick, der wie bewußte Exemplifizierung nicht auf experimentell, sondern psychologisch ermittelte Gesetze wirkt. Und trotzdem verlieren die Dichtungen nichts von ihrer

zarten Ursprünglichkeit und ihrem tiefmenschlichen Eigengefühl."

Erzählungsbücher in expressionistischer Stilgebung oder mit stark phantastischem Einschlag seien hier angegliedert:

11. Den ermordeten Brüdern. Von Albert Ehrenstein. Zürich 1919, Max Rascher Verlag A.-G. 32 S.
12. Bericht aus einem Tollhaus. Von Albert Ehrenstein. Leipzig 1919, Insel-Verlag. 154 S. M. 4,— (7,—).
13. Das Füllhorn Gottes. Pastelle von Arthur Silbergleit. Berlin-Steglitz 1919, Hesperiden-Verlag. 125 S. M. 5,—.
14. Das Gebirge. Novellen. Von H. Sandmeier. München, Georg Müller. 60 S. M. 3,—.
15. Potsdamer Platz. Ekstatische Visionen. Von Curt Corrinth. München 1919, Georg Müller. 90 S. M. 3,—.
16. Das Aprikosenbäumchen. Novellen. Von Hans Kyser. Berlin 1920, S. Fischer. 159 S.
17. Die Bockreiter. Novelle. Von Joseph Ponten. Stuttgart 1918, Deutsche Verlagsanstalt. 135 S. M. 3,— (5,—).
18. Märchen. Von Hermann Hesse. Berlin 1919, S. Fischer. 182 S. M. 4,— (6,—).

Von Ehrensteins Buch „Den ermordeten Brüdern" sagt Rudolf Paulsen: „Ehrenstein fügt kleine Prosastücke und eine Reihe Gedichte zu einem . . . Ehrenstein für die ermordeten Brüder? Ich glaube, das Gefüge ist doch zu locker, als daß man so sagen könnte. — Von vornherein sei zugestanden, daß Ehrenstein Witz in ziemlich reichem Maße hat, weniger vielleicht jenen überlegenen Geist, der Versöhnung und Liebe ist." — Albert Ehrensteins „Bericht aus einem Tollhaus" rühmt Franz Graetzer: „Dies ist ein entzückend schaudervolles Buch, voll Weltleids und grimmigster Abwehr, voll Anmut und grazilsten Witzes. Das Tollhaus, aus dem

rapportiert wird, ist vulgo Menschenleben genannt; und der — unter all seinen jüngstösterreichischen Belauschern — schwärzeste Pessimist befreit, berichtend, sich in sublimem, kosmisch verwurzeltem Sarkasmus." — Warm tritt Guido K. Brand für Arthur Silbergleits Pastelle „Das Füllhorn Gottes" ein: „Ganz abseits vom Brausen und Lärm. Mit dem Rücken gegen das Tor, durch das Zerstörung, Vernichtung, Haß und Wut des Lebens einbrechen könnte. In einem Garten, der voll Licht ist, voll wundersamen Duftes, voll zarter Dinge, die schattenlos sind. Gesicht und überhelle Augen sind in die Milde Gottes getaucht." — H. Sandmeiers Novellen „Das Gebirge" charakterisiert Rudolf Paulsen: „Drei unzweifelhaft sehr gekonnte Geschichten, die aber nicht überall der Gefahr entgehen, Stilübungen zur Verherrlichung der Art eines Sternheim oder Edschmid zu werden. Die Erinnerung an andere wird mitunter so stark, daß man fast sagen möchte: ‚Jetzt macht man das eben so.' Dann fürchtet man, nahe an modischem Kitsch zu sein (statt an veraltetem)." — Zu Curt Corrinths „Potsdamer Platz" bemerkt Franz Graetzer: „Curt Corrinth ist der am stärksten Begabte, daher am schwersten Gefährdete; im jüngsten Dichtergeschlecht der vielleicht Einzige, dessen genialisches Stürmertum ganz im Konkreten zu bleiben begnadet ist. Aber dem Fünfundzwanzigjährigen, den Snobismus von Tagesblättern, Erfolgsgier findiger Verleger in überhitzte Modeschreiberei jagen möchten, tut Raffung und Straffung not." — Hans Kysers „Aprikosenbäumchen" rühmt Wilhelm Hegeler: „Hans Kyser, der mit dem ungestaltigen, aber lyrisch reichen Roman, ‚Der Blumenhiob', begann, seine chaotisch eruptive Gefühlswelt im Drama bändigte und formte, zugleich aber auch in die Gefahr geriet, sich an lebensfremde Stoffe zu verlieren, tritt mit dem Geschichtenbuch ‚Das Aprikosenbäumchen' zum erstenmal als Novellist auf und zeigt, daß ihm — und gewiß nicht ihm allein — das Chaos des Krieges zum Boden einer neuen, zukunftsreichen Kunst geworden ist. Die einfache Freude des Epikers am vielgestaltigen Menschensein ist ihm nicht

gegeben, was dieses komplizierte, intellektuell gerichtete und doch wieder naturhaft ursprüngliche Temperament reizt und bewegt, ist das Ungewöhnliche, Abseitige, Seltsame, das dann doch wieder gerade allereinfachste Grundgefühle wachruft." — Joseph Pontens „Bockreiter" nennt Hans Friedeberger „eine echte Novelle im Sinne der seltsamen unerhörten Begebenheit". — C. F. W. Behl meint, es gebe in Hermann Hesses „Märchen" eigentlich nur zwei Märchen. Um ihretwillen aber lohne sich die Bekanntschaft.

Erzählungen, in denen das landschaftliche Interesse vorherrscht und bestimmend wird, seien im folgenden zusammengestellt:

19. Ho Rüd' hoh! Von Hermann Löns. Hannover, Adolf Sponholtz. 190 S. M. 7,50 (9,—).
20. Des Heilands zweites Gesicht. Eine Erzählung aus der Heide. Von Hans Christoph Kaergel. Furche-Verlag. 217 S. M. 4,50.
21. Tragödien im Tann. Geschichten von Jägern und Tieren. Von Felix Wilfried Freitag. Berlin, Egon Fleischel & Co. 181 S. M. 5,— (9,—).
22. Hinter dem Pflaster. Von Bernhard Flemes. Hannover, Adolf Sponholtz. 204 S. Geb. M. 6,80.
23. Die Straße meiner Jugend. Berliner Skizzen. Von Arthur Eloesser. Berlin 1919, Egon Fleischel & Co. 177 S. M. 6,— (10,—).
24. Mondschein und Giebeldächer. Von Ludwig Bäte. Osnabrück 1919, J. G. Kiesling. 78 S.
25. Im Lande der Finsternis. Novellen und Skizzen aus dem alten und neuen Rußland. Von Egon Frhr. von Kapherr. Berlin 1919, Egon Fleischel & Co. 225 S. M. 7,50 (12,50).
26. Bergluft. Erzählung. Von Johannes Jegerlehner. Berlin 1919, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 218 S.
27. Maria am Rain. Novellen. Von Josef Friedrich Perkonig. Berlin 1919, Egon Fleischel & Co. 299 S. M. 8,— (11,—).

28. Die heimliche Macht. Geschichten auf der Heubühne. Von Alfred Huggenberger. Leipzig 1919, L. Staackmann. 242 S.
29. Erste Liebe. Erzählungen. Von Wilhelm Schussen. Stuttgart, Strecker & Schröder. 199 S. M. 4,— (6,50).
30. Wenn der Ginster blüht . . . Schwarzwalderzählungen. Von Walther Burk. Stuttgart 1920, Strecker & Schröder. 160 S.

Von Hermann Löns' „Ho Rüd' hoh!" sagt Karl Huber: „In dem neuen Lönsbuch sind Stücke zusammengebunden, die treulich alle Wesenszüge einer unübertroffenen Schilderungskunst widerspiegeln. Wir haben es hier nicht mit zweckstrebig ausgeformten Erzählergebilden zu tun, sondern wohl mit lose und gelegentlich hingeworfenen Skizzen von Jagd und Fischerei, die offenbar unmittelbar aus stärksten Erlebnisstimmungen herausgewachsen sind." — Worte der Anerkennung findet Heinz Stolz für Kaergels Erzählung aus der Heide „Des Heilands zweites Gesicht": „Eigen und schön ist die Sprache, in der Christoph Kaergel erzählt, groß und eindringlich ist die Linie in seiner Landschaft, herb und keusch ist die Erde, der seine Menschen entstammen, glaubhaft und zwingend sind seine Menschen. Wir folgen zögernd, aber wir folgen." — Freitags „Tragödien im Tann" charakterisiert Karl Huber: „Ein Neuer versucht sich in der lockenden, aber schwierigen Kunst der Tierschilderung; er wagt sich als Vertreter einer Kunst, deren Erschwerungen darin liegen, daß die breitere Masse der Leser in einer Tierdarstellung mehr das Stofflich-Anekdotische als die kunstwertige Gestaltung will. Der Versuch Freitags ist wohl gelungen. Stofflich führt er uns bald durch die Heimat (Lüneburger Heide, Alpen, deutsches Mittelgebirge), bald nach den Karpathen, bald nach Rußland, bald ins Land der Balten." — Bernhard Flemes' „Hinter dem Pflaster" anerkennt Paul Friedrich: „Bernhard Flemes' Kunst ist ein erfrischendes und idyllisches Abseits. Sie stammt aus niederdeutscher

Erde, aus dem Heideland Hannovers, das uns den unvergeßlichen Hermann Löns geschenkt hat. An Flemes lönssche Maßstäbe anzulegen, wäre aber durchaus falsch und ungerecht." — Arthur Eloessers Skizzen „Die Straße meiner Jugend" rühmt Ernst Heilborn: „Zwischen zwei berliner Straßen hat sich ein gut Teil des Lebens von Arthur Eloesser, dieses gewissenhaften und überlegenen Beobachters, abgespielt. Zwischen ihnen vermittelt ‚seine' Stadtbahn, bewegen sich die Gestalten, die er mit dichterischer Kraft ins Leben ruft, und die beides zugleich sind, eigenartig gesehene Individualitäten und breit behäbige berliner Typen, wie ‚Der Dicke' und ‚Der Mann ohne Schatten'. Zwischen ihnen erstehen die Probleme dieses Buches; denn dieses scheinbar zufällige Nebeneinander geistfunkelnder Skizzen birgt Probleme, die freilich in eins zusammenwachsen, und das heißt: Berlin." — Heinz Michaelis sagt zu Ludwig Bätes „Mondschein und Giebeldächer": „In reinem Naturgefühl wurzelt die Kunst dieses Dichters. Der Zauber der mitteldeutschen Landschaft, die stumme Poesie der Kleinstadt ist in den anspruchslosen Stimmungsbildern eingefangen, die er in diesem Band vereinigt hat." — Zu Kapherrs „Im Lande der Finsternis" bemerkt Arthur Luther: „Diese Geschichten schrieb kein Büchermensch, sondern ein Jäger und Forscher, der frisch umherspäht mit gesunden Sinnen. Fast alles ist aus lebendiger Beobachtung und unmittelbarem persönlichen Verkehr geschöpft. Kapherr ist in Rußland weit herumgekommen, hat Land und Leute sehr genau kennen gelernt und weiß ungemein lebendig und anschaulich von ihnen zu erzählen." — Jegerlehners „Bergluft" nennt Kurt Münzer ein Kinderbuch, doch eins von den wenigen, die auch wir unverständigen Großen lesen können. — Zu Perkonigs „Maria am Rain" sagt H. W. Keim: „Die große Stille der Natur, die Gottnähe des Pangläubigen, die Hingegebenheit an Liebe und Schönheit, die Befriedigung des Lärmabgewandten, im kleinen Kreise beglückt Lebenden spricht aus den fünf Novellen in echter Klarheit und glückseliger Finderfreude.

Eine süße Reife, eine frühlinghafte Güte ist über diese Welt ausgebreitet, die, von der kärntnerischen Heimat des Verfassers ausgehend, auch da, wo sie diesen Rahmen überschreitet, immer österreichisch, immer kulturfroh, immer ein klein wenig resigniert bleibt." — Kurt Münzer rühmt Huggenbergers „Die heimliche Macht": „Wo Menschen leben, die der seelenlosen Tändelei unseres heutigen Stadiums nicht verfallen sind, sind seine Novellen Paradigmata von Chaos und Klärung des Herzens." — Wilhelm Schussens „Erste Liebe" wird von Anselma Heine warm anerkannt: „Die Sprache ist manchmal an Schussens Landsmann Mörike erinnernd: einfach und zugleich poetisch. Was dieser helläugige Erzähler auch schildert, immer und überall bleibt man im Zusammenhange mit der Natur. Da ist nirgends Phrase oder Konstruiertes." — R. Krauß gefällt die Landschaftsschilderung in Walther Burks „Wenn der Ginster blüht": „Echte Schwarzwaldluft weht in diesen kleinen Geschichten und Skizzen. Unverfälscht wie die landschaftliche Szenerie treten uns die eigentümlichen Sitten und Bräuche der süddeutschen Gebirgsbewohner mit dem Restbestand eines in die Heidenzeit zurückreichenden Aberglaubens entgegen. Man fühlt diesen Gestalten und Originalen an, daß sie unmittelbar aus ihrer Schwarzwaldheimat in die Literatur versetzt worden sind."

Eine weitere Folge beachtenswerter Erzählungen schließt sich an:

31. Der Weltkreis. Ein Novellenbuch. Von Emil Lucka. Berlin 1919, Schuster & Loeffler. 293 S.
32. Das Feuerwerk. Eine Rahmenerzählung. Von Paul Zifferer. Berlin, S. Fischer. 221 S.
33. Herr und Hund. Gesang vom Kindchen. Zwei Idyllen. Von Thomas Mann. Berlin 1919, S. Fischer. 190 S. M. 5,50 (7,50).
34. Kleine Erlebnisse. Von Georg Hermann. Berlin 1919, Egon Fleischel & Co. 206 S. M. 5,—.

35. Der Meister. Novelle. Von Josef Ponten. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 125 S. Geb. M. 5,50.
36. Kleiner Garten. Erlebnisse und Dichtungen. Von Hermann Hesse. Leipzig und Wien 1919, E. P. Tal & Co. 141 S.
37. Die Beichte. Novellen. Von Wilhelm v. Scholz. München, Georg Müller. 316 S. M. 6,— (8,—).
38. Versprengte Edelleute. Von Hans v. Hülsen. Berlin 1919, Morawe & Scheffelt. 288 S. M. 6,— (8,—).
39. Der Prinz und der Tiger. Erzählung. Von Oskar Loerke. Berlin, S. Fischer. 181 S. M. 5,— (7,—).
40. Von Freude Frauen sind genannt. Novellen. Von Leo Sternberg. Berlin-Leipzig, B. Behr's Verlag (Friedrich Feddersen). M. 6,— (8,—).
41. Das Inselmädchen. Novelle. Von Robert Müller. München, Roland-Verlag, Dr. Albert Mundt. (Die neue Reihe Bd. 14.) 58 S.
42. Brachland. Erzählungen. Von Hans Reyhing. Stuttgart 1919, Strecker & Schröder. 211 S. M. 4,— (7,—).
43. Der Nobelpreis. Eine Novellensammlung. Von Paul Ernst. München, Georg Müller. 306 S. M. 5,50 (7,—).
44. Katharina. Drei Novellen. Von Carl Bulcke. (Die Zeitbücher Bd. 91.) Konstanz 1919, Reuß & Itta. 80 S. M. 0,90.
45. Die Herzogin von Imola. Novellen. Von Kurt Münzer. (Zeitbücher Bd. 93.) Konstanz 1919, Reuß & Itta. 67 S. M. 0,90.
46. Gefallene. Von Wilh. Andr. Schramm. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 64 S. M. 2,50.
47. Der vereitelte Weltuntergang. Satiren und Skizzen. Von Rudolf Jeremias Kreutz. Wien-Leipzig, Ed. Strache. 225 S.

48. Der Widerspenstigen Zähmung. Von Karl Ettlinger. München 1919, Georg Müller. 156 S. M. 4,—.

Von Emil Lucka „Weltkreis" sagt Franz Strunz: „Man könnte an Strindbergs ‚Historische Miniaturen', Walter Paters ‚Imaginäre Porträts' denken oder aus fernerer Zeit an W. H. Riehls ‚Kulturgeschichtliche Novellen', Gustav Freytags Dichtungen und ähnliches, wenn man Emil Luckas neues Buch ‚Der Weltkreis' in die Hand bekommt. Und doch ist es bei vieler Stilähnlichkeit etwas ganz anderes, anders in der Weise Geschichtliches zu sehen und nachzuerleben, anders in der Innigkeit, wie ihm Gewesenes im Gedächtnis aufsteigt, und vor allem anders in der Zusammenfassung des Geschehens als eines geistigen Zusammenhanges." — Paul Leppin rühmt „Das Feuerwerk" von Paul Ziffer: „Vielleicht liegt es an der Form, die hier einige mehr oder weniger gleichartige Erzählungen zu einem Ganzen verbindet, und in der Aufmachung unwillkürlich an große Vorbilder der Weltliteratur erinnert, daß wir ihr Ebenmaß, ihre streng zugemessene Beweglichkeit als klassisch empfinden." — Zu Thomas Manns neuem Werk bemerkt Ernst Heilborn: „Dies Buch fordert durchaus keine literarische Würdigung heraus, und dem ist gut so. Es mutet viel eher wie ein Brief an, den man von einem wertgeschätzten Freund empfängt: man liest mit zwiefacher Anteilnahme, etwaige Sorgen sieht man beseitigt, man ist sich erneut bewußt, daß alles bei ihm und um ihn zum besten bestellt ist." — Georg Hermanns „Kleine Erlebnisse" werden von Heinz Stolz warm empfohlen: Schweres und Leichtes werde darin zu harmonischer Klarheit und Schönheit verbunden. — Derselbe Referent erkennt Pontens Novelle „Der Meister" innere Werte zu: „Die Menschen sind tot: aber das Werk, um das sie ringen, hat Seele, hat Leben. Um einen Dom geht der Kampf. Er ist die Blume, blühend in Schönheit zwischen den Kämpfern. Er gibt dem Buche einigen Glanz. Tief senkt sich sein Bild in den Spiegel,

den ihm die klare, strömende Sprache des Dichters schenkt." — Hermann Hesses „Kleiner Garten" kennzeichnet C. F. W. Behl: „Das einfach und geschmackvoll ausgestattete Bändchen vereinigt eine Reihe kurzer Prosastücke, gewissermaßen aus dem Skizzenbuch des Dichters. Manches darunter mutet vertraut an: man las es schon irgendwo in einer Tageszeitung. In seiner Gesamtheit verleiht das Büchlein der literarischen Erscheinung Hermann Hesses kaum eine neue Färbung. Charakteristisch immerhin tritt ein wehmütig-träumerisches Verlorensein in Jugendeindrücke hervor — wie überhaupt die Phantasie Hesses Traumgesichte gern grüblerisch umspielt." — Zu Wilhelm v. Scholz' Novellen „Die Beichte" bemerkt Conrad Schmidt: „Die meisten dieser Novellen sind kleine, sinnig stimmungsvolle Momentbilder, Eindrücke und Einfälle, die mit raschen Scheinwerferstrahlen ins Dunkel rätselhaft verschlungener Lebenspfade leuchten. Durch irgendeinen Zufall aus ihrem Schlafe aufgestört, steigen Erinnerungen an längst Vergangenes, Fremdgewordenes vom Seelengrund empor: der Nachklang einer Neigung, einer Liebe, deren Reiz und seelisch fördernde Bedeutung gerade darin lag, daß ihr die Erfüllung versagt geblieben ist." — Hans v. Hülsen, den Verfasser von „Versprengte Edelleute", nennt Franz Graetzer einen „äußerst bemerkenswerten Beherrscher epischer Kleinkunst". — Von Oskar Loerkes Erzählung „Der Prinz und der Tiger" sagt Heinz Stolz: „Loerke ist Dichter genug, an die passive Tragik eines Verschmähten, an die fast russische Seele eines nur leidend Verklärten glauben zu machen. Er fühlt sehr zart, und er schreibt sehr zart. Aber es fehlt ihm ein Gegengewicht: die formende Kraft. Man vergißt seine Menschen sehr bald. Denn gesehen hat man sie nicht: man hat nur von ihnen gelesen." — Leo Sternbergs Novellen „Von Freude Frauen sind genannt" beurteilt Hans Roselieb: „Der Dichter will zuviel deuten, zuviel Sinn hinein legen, während wir, von einzelnen Bildern und von einer stellenweise köstlichen, zum Teil schelmischen, zum Teil anmutig reinen

Darstellung verführt, mehr flotte Handlung, mehr seelische Schönheiten, mehr von der heute, ach, so seltenen Musik heiterer Erzählung begehren. — Am besten scheint mir die im Plauderton gehaltene Erzählung ‚Das Reh' gelungen, denn hier erscheinen Form und Bedeutung natürlich, eins aus dem andern und eins durch das andere selbstverständlich hervorgewachsen." — Zu Robert Müllers Novelle „Das Inselmädchen" bemerkt Paul Bourfeind: „Dieses Buch entwickelt die Tragödie zweier Rassen — oder wenn wir wollen, einseitig gesehen, die Tragödie des Europäers in den Tropen. Aber die Geschichte des Belgiers Raoul Donckhard, der in seiner Liebe zu einer Eingeborenen an dem Gegensatz der Rassen beinahe scheitert, ist nicht die Hauptsache des Buchs, sondern nur der Kern für eine Reihe von erd- und kulturgeschichtlichen Ausführungen, die das Rätsel des dunkeln Menschen ergründen sollen. In den Zusammenhang und die Beleuchtung dieser Gedanken gesetzt, stellt die Handlung eine psychische Analyse der Seelen verschiedener Rassen unter der Tropensonne dar. Die Ausführungen zeugen von scharfer Beobachtung und Verständnis für die Zustände in den Ländern unter dem Äquator. Dazu kommt eine künstlerisch bildkräftige, wohlgemessene Sprache." — Einen Fortschritt zu früheren Leistungen anerkennt Rudolf Krauß in Hans Reyhings „Brachland". — Paul Ernsts Novellensammlung „Der Nobelpreis" rühmt A. v. Gleichen-Rußwurm: „Reizende Stücke sind die Novellen im historischen Gewand, besonders die Hundegeschichte von Kupparos, der seiner Treue wegen zum Lohn öffentliche Speisung erhielt. In flüssigem, wohldurchgearbeitetem Stil wird alles erzählt, lebhaft schreitet die Handlung zum Schluß, und mir scheint, daß in Behandlung der Stoffe Paul Ernst wohldurchdacht und erfolgreich in Goethes Schule gegangen ist. Das Buch liest sich leicht und regt an zu weiterer Vertiefung in das Werk des Dichters." — Hohes Lob spendet Paul Nikolaus Carl Buckes Novellen „Katharina": „Diese drei Novellen eines wahrhaft dichterisch empfindenden Menschen sind von einer tiefen

Innigkeit erfüllt und von einem wahrhaften Glauben an das Echte und Gute im Menschen. Mit einer wunderbar milden Hand sind hier zarte Kindheitserinnerungen aufgezeichnet, umspielt von einem strahlenden Humor, der selbst dort nicht eine zeitliche Grenze findet, wo er in einer Pointe endet." — Derselbe Referent bemerkt zu Kurt Münzers Novellen „Die Herzogin von Jmola": „Kurt Münzers Stärke ist, wie es die guten und schlechten Seiten seines Romans ‚Der Ladenprinz' beweisen, die Aufzeichnung seelischer Entwicklungen mehr oder minder bourgeoiser Menschen; die Zartheit, mit der er letzte Empfindungen, geheimste Winkel solcher Seelchen aufdeckt. Dort aber, wo er versucht, in mystische Verborgenheiten hineinzuleuchten, tiefste Zusammenhänge und Verwicklungen zu entwirren, bleibt er an der Oberfläche und bietet Mittelmäßiges." — Ein „heiß aufrüttelndes Werk" nennt Artur Brausewetter W. A. Schramms „Gefallene": „‚Stimmen der Toten an die Lebendigen' nennt der Verfasser im Untertitel sein Werk. Es ist ein heiß aufrüttelndes Buch, Gedanken voller Mark und Nachdruck, die ganze unmenschliche Grausamkeit des Krieges widerspiegelnd. Verheilte Wunden werden mit offenbarer Grausamkeit schonungslos aufgerissen, daß ihre Spur nicht vertrockne, sondern frisch betaut werde. Ein flammender Mahn- und Weckruf an die Gleichgültigen und Lauen, an die in das Behagen eines unerhörten Friedens sich Lullenden. Es braust und brandet und brodelt in ihm wie in einem Hexentanz aufgepeitschter Wogen." — „Den vereitelten Weltuntergang" von R. J. Kreutz empfiehlt Erik Krünes: „Kreutz war vor dem Kriege österreichischer Offizier, und seine literarischen Gehversuche blieben unter einem Pseudonym versteckt. Dann hat ihn sein erlösendes Buch von der ‚großen Phrase' berühmt gemacht. Die letzten Rücksichten fielen, Kreutz darf sprechen, wie er denkt und, da er sich zu einem wahren, aufrichtigen Menschentum bekennt, wird jedes seiner Worte willkommen sein. Auch diese kleinen, anspruchslosen Novellen, die mehr sind als ein heimliches Verspotten der blutigsten aller Vergangenheiten." — Sehr

anerkennend spricht sich Heinz Michaelis über Karl Ettlingers „Der Widerspenstigen Zähmung" aus: „Nie zuvor ist dem ‚Karlchen' der münchener ‚Jugend' eine so gerundete künstlerische Schöpfung gelungen wie diese rührende Geschichte von dem armen Ausläufer Adolf Borges und seiner bösen Ehehälfte Katharina. Alle Lichter eines wehmütigen Humors spielen um die Gestalt dieses armen Schluckers, der sein Leben durch Botengänge fristen muß, obwohl eine Dichterseele in ihm steckt."

Erzählungen, die von Frauen herrühren, mögen den Beschluß bilden:

49. Allerlei Schicksale. Aus der Emigrantenzeit. Von Charlotte Niese. Hamburg 1919, Richard Hermes. 124 S. M. 3,50 (4,50).

50. Vom Kavalier und seiner Nichte. Geschichte eines Frauenlebens. Von Charlotte Niese. Hamburg 1919, Richard Hermes. 88 S. M. 3,80 (4,80).

51. Zwischen Roggenfeld und Hecken. Von Judith Stamm. Jena, Landhausverlag. 69 S. M. 2,50 (4,—).

52. Meister Schicksal. Erzählungen. Von Ella Triebnigg. Innsbruck-Wien-München, Verlagsanstalt Tyrolia. 205 S. M. 5,— (7,—).

53. Narrenstücke. Novellen. Von Olga Amberger. München 1919, Georg Müller. 212 S.

54. Die gelbe Kette. Novelle. Von Esther Odermatt. Zürich 1919, Rascher & Co. 88 S.

55. Wonnen und Wunden aus der Lebensschlacht. Drei Erzählungen. Von Asta Burchardt-Nienstein. Leipzig, Theodor Gerstenberg. 294 S. M. 3,50 (5,—).

56. Erzählungen. Von Ricarda Huch. 2 Bde. Leipzig 1919, H. Haessel. 279 S. M. 14,—.

57. Das Ergebnis. Lyrische Essays. Von Nadja Strasser. Berlin 1919, S. Fischer. 155 S. M. 5,50 (7,50).
58. Das Peter-Hille-Buch. Von Else Lasker-Schüler. Berlin 1919, Paul Cassirer. 109 S.
59. Der Malik. Eine Kaisergeschichte. Von Else Lasker-Schüler. Berlin 1919, Paul Cassirer. 102 S.
60. Der gläserne Garten. Zwei Novellen. Von Claire Studer. (Die Neue Reihe Bd. 17.) München 1919, Roland-Verlag. 44 S. M. 2,— (3,50).
61. Legenden. Von Thea v. Harbou. Berlin, Ullstein & Co. 228 S.
62. Einfache Herzen. Von Alice Berend. Leipzig-Gaschwitz 1920, Dürr & Weber. 94 S. M. 5,—.
63. Die ferne Geige. Von Hermine Cloeter. Wien-Berlin 1919, Wiener literarische Anstalt. 90 S. M. 4,50.
64. Die Verirrten. Zwei Novellen. Von Emma Bonn. Stuttgart, Strecker & Schröder. 209 S. M. 5,— (9,50).
65. Nachtgespräche. Von Auguste Hauschner. (Der Bücherlese 1. Bd.) Leipzig, Paul List. 232 S. M. 5,50 (7,50).
66. Bauern. Bayrische Geschichten. Von Lena Christ. Leipzig, Paul List. 242 S. M. 5,50 (7,50).

Von Charlotte Nieses Büchern „Allerlei Schicksale" und „Vom Kavalier und seiner Nichte" sagt Heinz Michaelis: „In die Emigrantenzeit entführt uns Charlotte Niese in ihren Büchern ‚Allerlei Schicksale' und ‚Vom Kavalier und seiner Nichte'. Mit feinen Bleistiftstrichen werden versunkene Zeiten vor uns zum Leben erweckt, werden wir zu Vertrauten von Menschen gemacht, deren Fühlen nicht unser Fühlen, deren Sprache nicht unsere Sprache ist, und die artige Kunst der Verfasserin weiß uns so anmutig in die Zauber jener verschollenen Welt einzuspinnen, daß in uns fast Sehnsucht

nach jenen Sphären erwacht. Denn diese Menschen hatten etwas, was wir erst wieder suchen müssen: Kultur der Persönlichkeit." — Derselbe Referent lobt Judith Stamms „Zwischen Roggenfeld und Hecken": „Ein pantheistisches Weltgefühl beseelt diese Dichterin. Hier ist keine Zeile in der bloßen Schilderung stecken geblieben, sondern die Natur wird gestaltet, weil die Dichterin in ihr lebt. Judith Stamm besitzt jene letzte Gabe, ohne die es eine Künstlerschaft im tiefsten Sinne überhaupt nicht gibt: die Welt, mit dem Auge des ersten Menschen zu sehen." — Eine bodenständige Begabung nennt Heinz Michaelis Ella Triebnigg aus ihren Erzählungen „Meister Schicksal" heraus: „Ein kerniges Fabuliertalent, das seine kleine Welt mit sicherem Griff zu gestalten weiß." — „Eine Erzählerin von Geblüt, die es versteht, mit wenigen Strichen Menschen und ihre Umwelt lebendig zu machen" nennt Michaelis Olga Amberger (Narrenstücke). — Esther Odermatt, die Verfasserin von „Die gelbe Kette", zeichnet sich nach Michaelis' Urteil durch eine reine, klare Linienführung aus: „Welche seelischen Revolutionen das Erlebnis der Liebe in einer spröden keuschen Jünglingsseele auslöst, ist der Gegenstand der Novelle ‚Die gelbe Kette' von Esther Odermatt. Die Novelle zeigt den typischen Kampf des vollwertigen Menschen gegen eine Leidenschaft, die ihm einen Teil seiner Individualität zu rauben droht, bis er schließlich erkennt, daß nur die Vereinigung mit einem gleichgestimmten Wesen die besten Kräfte in uns entbindet. In reiner, klarer Linienführung, ohne alle psychologisierenden Schnörkel hat die schweizer Dichterin diese Entwicklung aufzuzeigen vermocht." — Anerkennung findet auch Asta Burchardt-Nienstein durch Michaelis: „Asta Burchardt-Nienstein zeigt sich in ihrem Novellenband ‚Wonnen und Wunder' als feine Erzählerin, die, ohne eine starke künstlerische Persönlichkeit zu sein, durch eine feine individuelle Note das Durchschnittsniveau überragt." — Ricarda Huchs Erzählungskunst („Erzählungen") widmet H. W. Keim die Zeilen: „Ihre Erzählungen durchlaufen alle Gefühls-

bahnen; da stehen hoffnungslos tragische neben schalkhaft übermütigen. Doch auch über der heitersten liegt ein dünner Schleier von Wehmut und Geheimnis. Das trifft wiederum besonders für die Werke ihrer frühen Zeit zu. Denn sie rückt da die Menschen stärker als später in Typen auseinander, stellt den Gottbewußten dem Bewußtheitslosen und dem Selbstbewußten klärlich gegenüber und erreicht damit einen Grad von Unwirklichkeit, der die romantische Stimmung dieser Werke wesentlich ausmacht." — „Einen Weckruf" nennt Michaelis Nadja Strassers „Lyrische Essais": „Dies Buch ist ein Weckruf an alle, die nicht erschlafft sind in Trägheit der Seele. Es ist jener Genialität des Herzens entsprungen, die schwerer wiegt als alle Kraft des Geistes. Hier erklingen Posaunentöne auf einer Harfe." — In Hinblick auf Else Lasker-Schülers Erzählungen bemerkt Michaelis: „Ob sie in ihrem Peter-Hille-Buch in diesem Urtyp des modernen Bohemiens die Apostelseele aufzeigt, ob sie in ihrer Kaisergeschichte ‚Der Malik' die Tafelrunde ihres Stammcafés in ein Traumland versetzt, es ist stets die nämliche Erscheinung: Visionen reihen sich aneinander, ohne daß die Dichterin ihnen blutvolles Leben einzuhauchen vermöchte. Jene letzte Gabe, die zwar nicht den Dichter, wohl aber den Künstler macht, seine Gesichte in feste Form zu bannen, ist Else Lasker-Schüler versagt." — Derselbe Referent schätzt den „Gläsernen Garten" von Claire Studer hoch ein: „Das ist das Spezifische bei dieser Dichterin: das dionysische Element ist nicht ertötet in ihr, es braust in den Rhythmen ihrer hymnischen Prosa, aber es ist gebändigt von einer überlegen formenden Künstlerhand. Ihre Gestalten haben nicht die letzte Plastik, aber dafür sind sie von einer Transparenz, die uns den Urgrund ihres Wesens offenbart." — Auch für Thea von Harbous Legenden findet Michaelis Sympathie: „In ihrem Buch ‚Legenden' zeigt Thea v. Harbou eine beachtenswerte Begabung, sich in versunkene Welten hineinzufühlen. Biblische und mittelalterliche Motive geben ihr den Grundstoff zur Herstellung geschmackvoller,

literarischer Gobelins." — In „Einfache Herzen" gebe Alice Berend, meint Michaelis, im knappsten Rahmen runde, abgeschlossene Menschenschicksale. — Hermine Cloeters „Die ferne Geige" rühmt Michaelis: „Zartgetönte Stimmungsbilder gibt Hermine Cloeter in ihrem Buch ‚Die ferne Geige'. Sanfte Mollklänge läßt sie ertönen, und einen Flor breitet sie gleichsam über die Dinge, der etwas wie Dämmerstimmung erzeugt. Kein starker eigener Ton, der elementarem Erleben entspringt, klingt in diesem Buch an, aber eine Persönlichkeit von feiner seelischer Kultur spricht sich aus in der Weise, die ihr gemäß ist." — Nachdrücklich weist Michaelis auf Emma Bonns Begabung: „Die Dichterin fühlt romantisch und gestaltet realistisch; hierin liegt die Eigenart ihrer künstlerischen Individualität begründet, die uns in ihren Novellen noch ausgeprägter als in ihrem Roman entgegentritt." — In Auguste Hauschner schätzt Michaelis die dichterische Kraft, die auch in den „Nachtgesprächen" lebt: „Nicht alles in diesem Buch ist gleichwertig, aber jede Zeile ist durchblutet von der Stärke eines Gefühls, das alle Dinge dieser Welt gleichsam aus sich heraus zu erschaffen vermag, und dies ist eben die Gabe, die den Dichter macht." — Lena Christ, der jüngst freiwillig aus dem Leben Geschiedenen, gelten Michaelis' Worte: „Eine saftvolle Gestalterin ist Lena Christ, die mit einem neuen Geschichtenband ‚Bauern' hervortritt. In seiner ganzen Bodenständigkeit, seiner Fülle und seiner Kargheit, seiner Treuherzigkeit und seiner Verschlagenheit wird der bayrische Bauer modelliert."

Persönlichkeitsdokumente

Einige Werke, für die das Persönlichkeitsinteresse entscheidend wird, mögen hier folgen:

1. Julius Rodenberg. Aus seinen Tagebüchern. Berlin 1919, Egon Fleischel & Co. 191 S. M. 5,— (7,50).
2. Briefe an einen Freund. Von Emil Gött. Nebst einer literarischen Nachlese herausgegeben

von Gustav Manz. München 1919, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 184 S. M. 6,—.

3. Taschenbuch und Briefe an einen Freund. Von Otto Weininger. Hrsg. von Artur Gerber. Leipzig 1919, E. P. Tal & Co. 102 S. M. 5,50 (7,50).
4. Stufen. Eine Entwicklung in Aphorismen und Tagebuchnotizen von Christian Morgenstern. München 1918, R. Piper & Co. 272 S.
5. Aus dem Nachlaß. Von Frank Wedekind. Lyrik, Versepik, erzählende Prosa. (Gesammelte Werke. 8. Bd.) München und Leipzig 1919, Georg Müller. V, 331 S. Geb. M. 12,—.
6. Menschlichkeiten. Aus dem Nachlaß hrsg. von Ernst Heilborn u. Elsa Herzog. Von Felix Poppenberg. Berlin 1919, Fritz Gurlitt. 280 S. M. 6,— (9,—).
7. Otto Braun, aus nachgelassenen Schriften eines Frühvollendeten. Hrsg. von Julie Vogelstein. Stuttgart u. Berlin, Deutsche Verlagsanstalt. 306 S. Geb. M. 10,—.
8. Kinderzeit. Erinnerungen von Paul Oskar Höcker. Berlin 1919, Ullstein & Co. 294 S. M. 5,— (7,50).
9. Mehr Wahrheit als Dichtung. Memoiren von Alberta v. Puttkamer. Leipzig, Schuster & Loeffler. 340 S.
10. Traumland. Von Isolde Kurz. Stuttgart und Berlin 1919, Deutsche Verlagsanstalt. 131 S. Geb. M. 5,50.
11. Die Welt im Licht. Von Alfred Kerr. 1. Bd.: Verweile doch! 2. Bd.: Du bist so schön! 2. Reihe in 2 Bdn. Berlin 1920, S. Fischer. 380 u. 392 S. Geb. M. 20,—.

Mit tief menschlicher Anteilnahme spricht Harry Maync über Julius Rodenbergs Tagebücher: „Diese Tagebücher eröffnen den Blick in ein reichgesegnetes Leben stiller geistiger Arbeit und in eine adelig-bescheidene

Persönlichkeit. Wer jemals dem kleinen, liebenswürdigen Greise mit den grauen Locken und den klugen, gütigen Augen in seinem vornehm-traulichen Heim in der berliner Margaretenstraße im Gespräch gegenüber gesessen hat, dem wird die Gabe seiner Witwe nicht nur einen sachlichen, sondern auch einen gemütlichen Gewinn vermitteln." — Von Emil Götts Briefen an seinen Freund sagt Paul Friedrich: „Diese Sammlung von Briefen des zu früh gestorbenen badischen Dichters der ‚Verbotenen Früchte' an seinen Freund, den bekannten Leiter der Beilage der ‚Täglichen Rundschau', sind das ergreifende Zeugnis eines ruhelos Strebenden, eines Menschen, dem es mit dem Leben fast noch mehr ernst war, als mit der Kunst, den ein starkes inneres Ethos trieb, sein Leben durch die Tat auf eine ureigne und gesunde Grundlage zu stellen, um als ein auf eigener Scholle stehender Freier dann seine ganze Muße der Muse weihen zu können. Aber ein allzu großer Idealismus des Wollens band sich nicht mit einer gleich starken praktischen Begabung. So war denn Götts Lebensweg von Dornen überwuchert, die in Gestalt von ewigen Hindernissen, Geldnöten, Vorschüssen und Krankheit ihm den Aufstieg zu sich selbst äußerlich fast unmöglich machten, wenn sie ihn auch durch viele Wunden und Enttäuschungen vertieften." — Weiningers „Taschenbuch" gelten Erik Krünes Worte: „Sein Taschenbuch, das nun vorliegt, enthüllt Weiningers letzte Ideen. Es ist dieselbe klare, noch immer moderne Charakterologie, die er begründet hat. Es ist dieses starre, konsequente, unerbittliche Vorwärtsdenken, das alle Menschheitsrätsel besiegen will. Es ist der faustische Drang nach allerletzter Wahrheit, es ist — wenn man so will — ein Triumph über das Helenaproblem." — Ernst Lissauer setzt sich warm für Morgensterns nachgelassenes Werk „Stufen" ein: „Eigentlich führt das Wort ‚Aphorismen' in dem Untertitel dieses Buches irre. ‚Aphorismen' sind bewußt geformte, zugeschliffene Formeln, Glasstücke, weithin spiegelnd, körperlich kleinen Randes, aber vermögend, weite Horizonte zu ergreifen, vorwärts und rückwärts in die

Zeit und aufwärts und niederwärts in den Raum. Diese Sätze aber sind gar nicht bereitet, sondern unmittelbar getreten aus dem Innern eines Menschen, organische Substanz von seiner Substanz, erquollen alltäglich; nicht geschaffen in Pfingststunden des kreißend aufgerissenen Geistes, sondern ausgeschieden in stillster Kristallisierung. Kein Buch aus Stunden oder Wochen der Gnade, ein Tagebuch, ein Stundenbuch; das Wachstum eines Menschen." — Zu Wedekinds Nachlaß bemerkt Joseph Sprengler: „Man wird diesem Band gewiß nachrühmen dürfen, daß er alles irgendwie Bedeutsame aus dem Nachlaß aufgenommen hat, zumal er auch des an sich Unbedeutsamen genug enthält." — Auf Poppenbergs „Menschlichkeiten" weist Max Meyerfeld mit den Worten: „Nun bereichert ein Buch unsere Kenntnis des Menschen Felix Poppenberg und sammelt die letzten geschliffenen Gaben des Schriftstellers. ‚Menschlichkeiten' haben es die Herausgeber Ernst Heilborn und Elsa Herzog genannt. Ein umfassenderer, zugleich passenderer Titel ließ sich für den ‚Witterer psychologischer Raritäten' kaum finden. Er, der sich mit künstlerischer Leidenschaft ins Dämmerreich der Seelen versenkte, der so oft und so gern, fast bis zur Aufgabe des eigenen Ich, Menschlichem, Allzu-Menschlichem bei andern nachspürte, wird jetzt Objekt. Durch die Mitteilung eines Tagebuchs aus der Jugendzeit fallen aufschlußreiche Schlaglichter auf seinen Werdegang. In abgerissenen Aufzeichnungen aus den Jahren der das Ende beschleunigenden Krankheit verrät sich der zwischen Hoffnung und Verzweiflung jäh Schwankende. Briefe von seiner letzten, ägyptischen Reise, die für ihn der Anfang ägyptischer Finsternis wurde, sind daneben belangloser, weil sie trotz ihrem amoureusen Grundton nicht über ein gewisses chaudfroid hinauskommen. Alle diese Bekenntnisse eines Edelhedonisten finden Widerschein und Würdigung in Heilborns tiefschürendem Essai, der, mit durchaus billigenswerter Rücksicht auf Lebende, sich kleine Retouchen gestattet." — Otto Brauns nachgelassene Schriften empfiehlt Rudolf Paulsen: „Der zwanzigjährig im Westen ge-

fallene Sohn des Sozialistenpaares Heinrich und Lily Braun, den wir schon aus seiner Mutter ‚Memoiren einer Sozialistin' ein wenig kannten, wird uns hier in einem Auszug aus seinen Tagebüchern, in einigen Gedichten und in einem dramatischen Spiel vorgestellt. Ein unerhört reicher Bildungsweg offenbart sich, der vorzeitig abgebrochen wurde. Das Schöpferische stand, als der Jüngling starb, noch vor der selbstgetriebenen Frucht. Siebzehnjährig ins ungeheuerste Erleben gerissen, dem Phäakenland feinster Kultur enthoben, in das Wurzelreich der Tat und Wirklichkeit verpflanzt, konnte der preußische Leutnant, so früh über die Grenze des Lebens entführt, unmöglich letzthin eigenartige Erträge bringen." — Höckers Erinnerungen aus der Kinderzeit werden von Ernst Heilborn warm empfohlen: „Dies Buch ist eins der liebenswürdigsten seiner Art. Denn indem hier ein Mann aus seiner Kindheit erzählt, fällt alles Licht nicht auf ihn selber, sondern auf einen andern, seinen Vater. Wer das vermag, der muß seinen Wert nun doch schon in sich tragen." — Von Alberta v. Puttkamers Memoiren sagt Anselma Heine: „Was diesen Erinnerungen der siebzigjährigen Dichterin ihren Wert gibt, ist vor allem die reinlich klare Spiegelung der Zeitereignisse." — „Traumland" von Isolde Kurz wird von Lou Andreas-Salomé gerühmt: „Ein Traumbuch; eins indessen, das sich in mancher Hinsicht klarer herunterliest als so manches Wachbuch von heutzutage. Für das Träumerische daran könnte dies ja sogar einen Tadel bedeuten, jedoch gilt es hier nur im Guten." — Von Alfred Kerrs „Welt im Licht" sagt Guido K. Brand: „Es ist kein Reisebuch, keine Beschreibung von Eisenbahnfahrten, Segelflitzen und Kamelritten; es ist keine Schilderung von Domen, Museen, Pyramiden, Moscheen, keine Aufzeichnung von Sprachbeobachtungen in Schleswig, Bayern, Bretagne, keine Erinnerung an Hotelrechnungen, Kellner, Wirte und Reisebekanntschaften. Aber es ist alles, in unendlicher Fülle, immer neu quellend drin. Es ist von einer kleinen Muschel mehr erzählt als von einem Dom; von einem Ausblick auf den See mehr

als vom Donner der Gebirge. Er faßt alles zusammen in die Prägnanz seiner Spiegelung. Die Sätze steigern sich zur Fülle ihrer Gegebenheit draußen."

Literaturwissenschaftliches

Von der auf literarhistorischem Gebiet geleisteten Arbeit geben die folgenden Bücher Zeugnis:

1. Lessing und seine Zeit. Von Waldemar Oehlke. In zwei Bänden. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). XIV u. 478; VII u. 603 S. M. 27,—.
2. Die Frauen rings um Hebbel. Neue Materialien zu ihrer Erkenntnis. Mit einem Anhang: Aus Hebbels Freundeskreis. Von Albrecht Janssen. (Hebbel-Forschungen, hrsg. von R. M. Werner (†) und W. Bloch-Wunschmann Nr. VIII.) Berlin-Leipzig 1919, B. Behr's Verlag (Friedrich Feddersen). 144 S. M. 3,—.
3. Nietzsche. Versuch einer Mythologie. Von Ernst Bertram. Berlin, Georg Bondi. 366 S. M. 16,50 (20,90).
4. Conrad Ferdinand Meyer. Leben und Werke. Von Max Nußberger. Frauenfeld 1919, Huber & Co. 288 S.
5. Neue Gänge mit Ludwig Anzengruber. Von Anton Bettelheim. Wien, Prag, Leipzig 1919, Ed. Strache. XI, 320 S.
6. Über neue Prosa. Von Max Krell. (Tribüne der Kunst und Zeit Bd. VII.) Berlin, Erich Reiß. 80 S. M. 2,60.
7. Das deutsche Nationaltheater. Von Julius Petersen. Mit 44 Abbild. im Text und auf 8 Tafeln. Leipzig 1919, B. G. Teubner. 106 S. M. 4,—.
8. Das Jahr der Bühne. Von Siegfried Jacobsohn. Bd. VIII, 1918/19. Berlin 1919, Oesterheld & Co. 237 S. M. 10,— (13,—).

9. Produzentenanarchie, Sozialismus und Theater. Von Julius Bab. Berlin 1919, Oesterheld & Co. 32 S. M. 1,20.

10. Klassisches Schauspielbuch. Ein Führer durch den deutschen Theaterspielplan der älteren Zeit. Von Rudolf Krauß. Stuttgart 1920, Muth'sche Verlagshandlung. 390 S. Geb. M. 6,—.

11. Das Lichtspiel im Dienste der Bildungspflege. Von Erwin Ackerknecht. Berlin 1916, Weidmannsche Buchhandlung. 161 S.

12. Die Charakterprobleme bei Shakespeare. Eine Einführung in das Verständnis des Dramatikers. Von Levin L. Schücking. Leipzig 1919, Bernhard Tauchnitz. XVI, 286 S. M. 7,—.

13. Robert Burns. Leben und Wirken des schottischen Volksdichters, dargestellt von Hans Hecht, a. o. Professor der englischen Philologie an der Universität Basel. Heidelberg 1919, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 304 S. M. 8,50 (11,—).

14. Russische Literaturgeschichte. Von Alexander Brückner. I. Von den Anfängen bis 1866. II. 1867—1914. Berlin und Leipzig 1919, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Walter de Gruyter. (Sammlung Göschen.) 116 und 132 S. Jeder Bd. M. 2,40.

15. Vom Geist des Barock. Von Wilhelm Hausenstein. Mit 73 Tafeln. München 1920, R. Piper & Co. 135 S. M. 18,— (25,—).

H. Jantzen kargt Oehlkes „Lessing" gegenüber nicht mit Anerkennung: „Es gehörte ein kühner Wagemut dazu, nach Erich Schmidts gewaltigem Werke mit einer neuen, ähnlich groß angelegten Lebensgeschichte Lessings hervorzutreten. Aber während Schmidt mit seinem erstaunlichen Reichtum an Gelehrsamkeit und Belesenheit seine wundervolle Geschichte von ‚Lessings Leben und Schriften' schrieb, betont Oehlke schon durch die Wahl seines Titels ‚Lessing und seine Zeit', daß ihm bei seiner

Arbeit ein anderes Ziel vorgeschwebt hat. Es kam ihm nicht darauf an, nach analytischer Methode den großen Mann und seine Werke philosophisch, kritisch, literargeschichtlich zu zergliedern, sondern er will ‚rein wissenschaftlich, rein lessingisch aufsuchen, was er seiner Zeit war, was er der unseren und jeder anderen zu sein vermag, das Bleibende seines Schaffens herausarbeiten und ihm dadurch weitere Kreise gewinnen, ihn seinen Lesern menschlich näher bringen'. Das ist wertvollste synthetische Arbeit, und der Verfasser darf stolz darauf sein, wie ihm die Lösung dieser nicht leichten Aufgabe gelungen ist." — Albrecht Janssens „Frauen rings um Hebbel" gegenüber macht Georg Witkowski starke Bedenken geltend, meint aber auch: „Janssen hat ein nicht geringes Maß von Fleiß und Scharfsinn aufgewendet, um unser Einzelwissen von diesen weiblichen Schutzgeistern zu mehren und dadurch auch die Kunde, die der Dichter selbst gibt, auf ihre Zuverlässigkeit zu prüfen." — Bertrams „Nietzsche" rühmt Karl Strecker: „Zu einem solchen Werk genügt weder Wissen noch Scharfsinn, obwohl beides zu Bertrams tüchtigem Rüstzeug gehört; ihn beruft dazu die rechte Ehrfurcht und das rechte Feingefühl, der Instinkt und der nervöse Reiz des innerlich Verwandten." — Max Nußbergers „C. F. Meyer" anerkennt Harry Maync: „Aus Meyers Lyrik heraus schreibt uns Nußberger eine treffliche Seelenbiographie des Dichters. Vor allem gelingt es ihm, und darin erblicke ich sein Hauptverdienst, die Legende zu entkräften, als sei Meyer ein weltfremder Ästhet gewesen; er zeigt dagegen überzeugend den bisher stark unterschätzten oder ganz geleugneten großen Erlebnisgehalt der meyerschen Dichtung auf. Der Anhang des Buches bringt einige ungedruckte Gedichte und Quellennachweise." — Zu Bettelheims „Neuen Gängen mit Ludwig Anzengruber" bemerkt Hans Knudsen: „Der tätige Freund Anzengrubers, A. Bettelheim, der des Dichters Biographie schrieb, für die Ausgabe seiner Werke sorgte und seine Briefe herausgab, stellt ältere und neuere Arbeiten über den doch noch viel zu wenig

ins Publikum gedrungenen echten und kraftvollen wiener Volksdichter zusammen. Nicht gerade umstürzend für unsere Kenntnis des Dichters, aber doch unübergehbar sind diese neuen Mitteilungen, die Bettelheim vereinigt vorlegt." — Max Krells Büchlein „Über neue Prosa" beurteilt Otto Schabbel: „Auf achtzig Seiten in der von Kasimir Edschmid herausgegebenen Schriftensammlung gibt Max Krell einen Querschnitt durch die jüngste, will heißen: expressionistische Literatur. Kühn als Wagnis, lebendig als Zeugnis, aber nicht überzeugend als Prophetenwort, wenn auch mitreißend durch die Vehemenz seines Tempos. Expressionismus als Weltgefühl, als Ausdruck der Vision, bewiesen an Edschmid, Däubler, an Heinrich Mann, Lehmann, Döblin, Leonhard Frank, an Schickele, Sternheim und Meyrink — das ergibt Blitze, grelle, farbige Blitze, einzelne treffende Wertungen, zeugt für Jugend voll stürmischer Kraft und bleibt — natürlich — subjektiv. Die kleine Schrift könnte als notwendige Aufklärung gute Dienste tun, wenn Krell auf einen expressionistisch sich gebärdenden Stil, der hier ganz unangebracht erscheint, verzichten würde." — Das Wesentliche an Julius Petersens vortrefflicher Schrift „Das deutsche Nationaltheater" erblickt Hans Knudsen darin, daß man einem Führer anvertraut sei, der ein wissenschaftliches Verhältnis zur Theatergeschichte besitzt. — Jacobsohns „Jahr der Bühne" lobt Hans Knudsen: „Es ist nunmehr, beim Erscheinen des achten Bandes, eigentlich müßig, noch einmal zu sagen, was mit den sieben früheren Bänden des ‚Jahres der Bühne' bewiesen war: daß es kein besseres Buch gibt, aus dem die Leistungen oder Nicht-Leistungen eines berliner Theaterjahres kennen zu lernen wären; und daß der sehr gebildete Jacobsohn nicht nur einen ungemeinen Theaterinstinkt besitzt, sondern, wo es ihm für ein Stück lohnend oder nötig erscheint, auch ein erstaunliches Maß von Kenntnis und Eindringlichkeit aufbringen kann. Und er hat den Nerv für das Theater ebenso wie für die Dichtung." — Derselbe Referent bemerkt zu Julius Babs „Produzentenanarchie, Sozialismus und Theater":

„Die Anschauung, daß der Sozialisierungs-Rummel, so wie er betrieben wird, gerade beim Theater schlechterdings katastrophal wirken müsse, läßt (den in seinen politischen Anschauungen doch keineswegs reaktionären) Julius Bab mit bemerkenswerter Deutlichkeit aussprechen: Der Sozialismus hat nicht gehalten, was er versprochen hat; mindestens nicht, soweit es das Theater angeht. Das aber, was wir beim Theater erleben, erscheint Bab als ein besonders warnendes Beispiel im Kleinen für das größere Weltbild." — Das „Klassische Schauspielbuch" von Rudolf Krauß empfiehlt Heinrich Lilienfein: „Seinem mit Recht beliebten ‚Modernen Schauspielbuch' hat der bekannte Literarhistoriker Rudolf Krauß unter dem Titel ‚Klassisches Schauspielbuch' ein Seitenstück gegeben. Nicht weniger als achtzig Dramen, die zum ‚unveräußerlichen Besitzstand der gesamten deutschen Schaubühnen' gehören, sind nach ihrem Inhalt aktweise dargelegt, mit je einer kurzen Würdigung des Dichters als Vorwort und einer kritischen Wertung des betreffenden Werkes als Nachwort. Wer aus Erfahrung weiß, wie wenige, auch zünftige Beurteiler imstande sind, die Vorgänge eines Dramas knapp und anschaulich wiederzugeben, wird diese Leistung nach Gebühr einschätzen: sie erfordert erst recht Geschmack und Gewandtheit, wenn es sich um zum großen Teil bekannte Werke handelt. Rudolf Krauß ist seiner ausgedehnten und heiklen Aufgabe vollauf gerecht geworden." — Warmes Lob spendet Franz Strunz Erwin Ackerknechts Schrift über das Lichtspiel: „Erwin Ackerknechts Buch über das Lichtspiel zähle ich zu den besten Arbeiten, die wir heute über das Kino haben. Er sagt wirklich Gegenständliches, reich an tiefer psychologischer Einsicht, ohne die Träume und Einbildungen der Bildungsutopisten und dennoch ganz vom Standort bildungspfleglicher Erfahrung." — „Ein inhaltreiches Buch" nennt Albert Ludwig Schückings Werk „Charakterprobleme bei Shakespeare": „Das ist der Gang von Schückings inhaltreichem Buch; er wendet sich damit nachdrücklich gegen die ältere Shakespearekritik, deren Bestreben seit der Zeit der Romantik war,

Shakespeare von den vorgeschrittensten Seiten seiner Kunst zu beurteilen und ihn modernem Empfinden dadurch mundgerecht zu machen, daß man die tiefsinnigsten Ideen in ihn hineinlegte; anstatt dessen wünscht er eine literargeschichtlich sicher begründete Methode zu setzen, die davon ausgeht, daß man es mit einer Kunst des Ausgesprochenen zu tun hat, und zwar in einem Maße, die allen unsern Begriffen von Realismus, von als selbstverständlich angestrebter Bühnenillusion widerspricht. Es sei gleich gesagt, daß Schücking die Früchte umfassender und eindringender Studien, die Ergebnisse einer ganzen Reihe fachwissenschaftlicher Vorarbeiten hier zu einem Buch zusammenfaßt, das die ganze große Shakespearegemeinde angeht; an einer Reihe der hervorragendsten Schöpfungen des Dichters veranschaulicht er seine Beobachtungen, er rollt eine nach der andern der großen Shakespearefragen auf und gibt immer fesselnde, häufig ohne weiteres überzeugende Lösungen umstrittener Probleme — ohne Zweifel haben wir es mit dem hervorragendsten Buch der Shakespeareliteratur seit langen Jahren zu tun, einem Buch, das weithin fördernd und anregend zu wirken berufen ist." — Max Meyerfeld lobt das Buch über Robert Burns von Hecht: „Hans Hecht hat sich das Ziel gesetzt, ‚die Persönlichkeit und die Werke des schottischen Nationaldichters aus dem Ganzen seiner Umgebung und der zeitgenössischen Literatur heraus darzustellen und zu erklären'. Die Abhängigkeit vom englischen Schrifttum des achtzehnten Jahrhunderts, die uns Seminaristen so wichtig dünkte, ist auf das richtige Maß zurückgeführt, die Ursprünglichkeit der burnsschen Begabung in den Vordergrund gerückt. Am wertvollsten scheint mir der Abschnitt über den Liederdichter und seine Technik." — Über Alexander Brückners „Russische Literaturgeschichte" äußert sich Arthur Luther: „Die neue Literaturgeschichte Brückners, die in gedrängterer Form, aber unter größerer Berücksichtigung auch der jüngsten literarischen Erscheinungen, denselben Stoff behandelt wie das umfangreiche Werk von 1908, besitzt alle Vorzüge und Mängel jener älteren Darstellung: aus-

gezeichnete Beherrschung des Stoffes, klare Disposition, zahlreiche Feinheiten in der Einzelcharakteristik bei im ganzen doch nur geringem Verständnis für das Wesentliche und Eigentümliche der russischen Seele: ihre Mystik, ihr Gottsuchertum." — Heinrich Lilienfein rühmt Wilhelm Hausensteins Schrift „Vom Geist des Barock": „Das hausensteinsche Buch hat seinen Stil dem Gegenstand angepaßt. Es handelt nicht nur vom Barock, es ist barockisch geschrieben. Mitunter überschlägt es sich in allzu sprudelnder Geistreichigkeit. Was tut's? Es fesselt, regt an, ist fruchtbar. Besonders das letzte ist doch wohl das Beste, was überhaupt von einem Buch gesagt werden kann . . ."

Geschichtswerke

Auf einige umfassende geschichtswissenschaftliche Werke sei im folgenden hingewiesen:

1. Georg Webers Allgemeine Weltgeschichte in 16 Bänden. 3. Aufl. Vollständig neu bearbeitet von Ludwig Rieß. 1. Bd.: Die ägyptisch-mesopotamische Kulturgemeinschaft und die Herausbildung des Gegensatzes von Europa zu Asien (bis 494 v. Chr.). Leipzig 1919, Wilhelm Engelmann. XV, 673 S. M. 25,— (30,—).

2. Griechische Geschichte. Von Ettore Cicotti. Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung. In Verbindung mit G. Bourgin, E. Cicotti, E. Hanslik und sechs anderen hrsg. von Ludo Moritz Hartmann. 2. Bd. Gotha 1919, Friedr. Andr. Perthes A.-G. VI, 222 S. M. 10,—.

3. Geschichte des deutschen Mittelalters. Von Hubert Rausse. Regensburg 1920, Josef Habbel. 384 S. M. 7,50 (10,—).

4. Ein Vierteljahrhundert Weltgeschichte (1894—1919). Von Hans F. Helmolt. Charlotten-

burg 1919, Deutsche Verlags-Gesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. 152 S.

Von der Neubearbeitung der Weberschen Weltgeschichte sagt Helmolt: „Mit einer geradezu vorbildlichen Entsagung hat der berliner Historiker Rieß sein fast fabelhaftes Vertrautsein mit allen einschlägigen Sonderuntersuchungen oder den entsprechenden Rezensionen in den Dienst der von ihm nun einmal übernommenen Riesenaufgabe gestellt." — Derselbe Referent schreibt zu Cicottis „Griechischer Geschichte": „Es darf jetzt freudig festgestellt werden, daß sich Programm und Ausführung in hohem Grade decken. D. h.: der Professor der alten Geschichte an der Universität zu Messina, dessen Mitarbeit selbstverständlich vor Italiens Eintritt in den Weltkrieg gewonnen war, macht es wie der Herausgeber: Hauptsache sind ihm nicht die dynastischen Ereignisse, an denen sich die Mehrzahl der Geschichtsschreiber zu orientieren pflegte, sondern die Massenerscheinungen, der Boden, die Wirtschaft, die Gesellschaft. Nitzsch und Lamprecht, Comte und Marx haben Pate gestanden." — Rausses „Geschichte des deutschen Mittelalters" lobt Helmolt: „Eine im besten Sinne volkstümliche Geschichte Deutschlands bis 1500. In gutem Deutsch geschrieben, der Gesinnung nach gut deutsch und nach seiner Weltanschauung gut katholisch, wird das mit sechzehn charakteristischen Federzeichnungen Walter Bertrams geschmückte Buch ganz von selber seinen Weg machen." — Über Helmolts eigene Schrift „Ein Vierteljahrhundert Weltgeschichte" schreibt Clemens Klein: „„Ursprünglich wohl als Fortsetzung der bekannten Weltgeschichte in Umrissen des Grafen Yorck von Wartenburg gedacht, verdient das kleine Buch den Namen eines Leitfadens im wortwörtlichsten Sinne. Was in anderen Darstellungen verschlungenstes Getriebe scheint, ist hier auf wenige klare Linien gebracht; was anderwärts von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, ja verzerrt ist, erscheint hier in leidenschaftsloser, ruhig wägender Darstellung, der trotzdem die vaterländische Note nicht fehlt."

Werke zur Zeitgeschichte

Aus der einschlägigen Literatur verdient hervorgehoben zu werden:

1. Meine Kriegserinnerungen von 1914—1918. Von Erich Ludendorff. Mit zahlreichen Skizzen und Plänen. Berlin 1919, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. VIII, 628 S. M. 30,—.
2. Erinnerungen. Von Alfred v. Tirpitz. Leipzig 1919, K. F. Koehler. XII, 526 S. M. 20,— (25,—).
3. Erlebnisse und Betrachtungen aus der Zeit des Weltkrieges. Von Dr. v. Stein, General der Artillerie z. D., Kriegsminister a. D. Leipzig 1919, K. F. Koehler. 196 S. M. 10,— (14,50).
4. Des Generaloberſten Frhrn. [Max] von Hausen Erinnerungen an den Marnefeldzug 1914. Mit einer einleitenden kritischen Studie hrsg. von Friedrich M. Kircheisen. Leipzig 1920, K. F. Koehler. 246 S. Geb. M. 20,—.
5. Ein Jahr in der Reichskanzlei. Erinnerungen an die Kanzlerschaft meines Vaters. Von Karl Graf von Hertling. Mit zwei Bildern und einem Faksimile. Freiburg i. B. 1919, Herdersche Verlagshandlung. VII, 192 S. M. 12,—.
6. Die geistigen Aufgaben der Zukunft. Eine Ansprache an die Leipziger Buchhandlungsgehilfen. Von Eugen Diederichs. Leipzig 1920, Verlag „Die Eule". 16 S. M. 1,20.
7. Im kommunistischen Rußland. Briefe aus Moskau. Von Alfons Paquet. Jena 1919, Eugen Diederichs. III, 203 S. M. 8,— (10,—).

Zu Ludendorffs „Kriegserinnerungen" bemerkt Helmolt: „Seine Denkwürdigkeiten zeichnen sich nicht bloß durch eine vorbildlich klare Schreibweise aus, deren Sätze größtenteils wie in Erz gegossen dastehen, sondern auch durch eine Offenheit der Denkweise, die nichts be-

schönigt oder vertuscht. Wie man hört, soll die erste Niederschrift (in Schweden) im Tone wesentlich schärfer, subjektiv verbitterter und aggressiver gewesen sein gegenüber der vorliegenden Fassung, die auf den Rat von wirklich guten Freunden (in Deutschland) dem Ganzen seine endgültige Gestalt gegeben hat. Wie dem auch sei: bei aller Prägnanz des Ausdrucks ist die Form musterhaft." — „Imponierende Geschlossenheit der Weltanschauung" rühmt derselbe Referent den „Erinnerungen" von Tirpitz nach. — Zu v. Steins „Erlebnissen und Betrachtungen" bemerkt er: „Sachlich gibt sich dies Buch, wo es erzählt, als Plauderei, wo es urteilt, als Bekenntnis. Man lernt den Verfasser kennen als einen Offizier von altem Schrot und Korn. Königstreue und Gottesfurcht sind von ihm nicht zu trennen. Bei aller sozialen Gesinnung, die er ja als Kriegsminister vom 29. Oktober 1916 bis zum 9. Oktober 1918 in unzähligen Einzeldingen betätigt hat, ist er von Standesvorurteilen nicht frei." — Über v. Hausens „Erinnerungen" äußert sich Helmolt: „Obwohl aus zwei selbständigen Teilen bestehend, ist das Buch als Ganzes genommen eine einzige Anklage gegen die Oberste Heeresleitung in ihrer Zusammensetzung vom September 1914 und gegen den preußischen Großen Generalstab. Kircheisen, vormalen in Genf, jetzt in Berlin, hatte schon im Dezember 1915 eine Broschüre über die Schlachten an der Marne veröffentlicht, die wenige Tage nach Erscheinen verboten wurde. Obwohl (oder: gerade weil?) sich über die Gründe für unsern unfreiwilligen Rückzug vom 10. September 1914, seine Vorgeschichte und Nachwehen ringsum Legenden auf Legenden türmten, tat der deutsche Generalstab nichts, an ihre Stelle das wahre Bild zu setzen. Es sollte eben dabei bleiben: Max von Hausen und seine Sachsen waren schuld am Verlieren der Marneschlacht. Bei seinen weiteren Untersuchungen und Forschungen geriet Kircheisen in Briefwechsel mit den siegreichern Führern der Ersten und der Dritten Armee; schließlich betraute Hausen ihn mit der Herausgabe seiner wegen ihrer Objektivität eine durch-

schlagende Überzeugungskraft atmenden Aufzeichnungen, einer Ehrenrettung, wie sie sein soll." — Über v. Hertlings „Ein Jahr in der Reichskanzlei" schreibt Helmolt: „Anfänglich wurde ich beim Lesen dieser Erinnerungen von und an Hertling wiederholt an den Ausspruch des Papstes Julius III. erinnert: ‚Wenn ihr wüßtet, mit wie wenig Aufwand von Verstand die Welt regiert wird!' Denn manche Bemerkungen des Grafen Hertling jr. machen einen recht kindlichen Eindruck (so auf S. 9, 15, 18, 26 f., 37). Aber es wächst der Mensch mit seinen größeren Zwecken: das bewährt sich auch hier. Jedenfalls ist das Buch zur Abrundung des Bildes, das sich auch eingeweihte Leute von den Motiven und Kulissen machen mußten, die gewissen Vorkommnissen zwischen Sommer 1917 und Herbst 1918 die Richtung gegeben haben, nicht zu entbehren." — Eugen Diederichs' Schrift „Die geistigen Aufgaben der Zukunft" mißt Guido K. Brand entschiedene Bedeutung bei: „Die kleine Schrift des jenaer Verlegers Eugen Diederichs — eine der wertvollsten aus positivem Optimismus — ist ‚eine Ansprache an die leipziger Buchhandlungsgehilfen'. Aber sie ist mehr als das. Sie ist in formfüllendem Inhalt, in Gerichtetheit ihres Zieles und Weges, in zwingender, umfassender Bindung des Eigen-Erfahrenen und Erlebten eine Rede an alle werktätigen Menschen, an Aufbauende." — Sehr anerkennend spricht Helmolt über Alfons Paquets Schrift „Im kommunistischen Rußland": „Woher auch immer A. Paquet Reisebriefe schreiben mag — stets wird er in vollendeter Form Bedeutendes zu sagen wissen. Sind sie nun gar so wichtigen Ereignissen gewidmet, wie er sie im Jahre 1918 zu Moskau miterlebt hat, so wird man ihnen außer dem ästhetischen Gehalt ohne weiteres den Wert historischer Zeugnisse zubilligen."

Vier weitere Werke, mit teilweise religiösem Einschlag, seien hier angeschlossen:

8. Deutsches Tat-Denken. Anregung zu einer neuen Forschung und Denkweise. Von Willy

Schlüter. Dresden 1919, Oscar Laube. 260 S. M. 18,70 (20,—).

9. Persönlichkeit und Weltanschauung. Psychologische Untersuchungen zu Religion, Kunst und Philosophie. Von Richard Müller-Freienfels. Leipzig 1919, B. G. Teubner. M. 6,— (7,50).

10. Mehr Liebe! Ein Wegweiser zum wahren Menschentum. Von Arthur Brausewetter. Leipzig, Max Koch. 111 S. M. 3,— (4,50).

11. Unsere Evangelien. Akademische Vorträge von Hermann J. Cladder S. J. Erste Reihe: Zur Literaturgeschichte der Evangelien. Freiburg i. B. 1919, Herdersche Verlagsbuchhandlung. VII u. 262 S. M. 7,60 (9,—).

Willy Schlüters „Deutsches Tat-Denken" empfiehlt Paul Feldkeller: „Fichtescher Geist durchweht dieses ‚nach lauter, lebendiger Rede' niedergelegte, hervorragend ausgestattete Werk eines deutschen Selbstdenkers und Sprachschöpfers. Die Welt ist ihrem Wesen nach kein Sein, sondern ein Tun. Die Wahrheit ist nichts fertig Vorhandenes, sondern wird geschaffen durch Handeln und praktisches Können. So ist das Weltbild eines Menschen nichts bloß Theoretisches, sondern unaufhörlich sich erzeugendes Können, das zugleich Wollen und Denken ist. Indem der Verfasser das Ich und den Gedanken als weltbildende Mächte faßt, sucht er dem Leben wie dem Kosmos von innen her beizukommen." — Auch das Buch von Müller-Freienfels anerkennt derselbe Referent: „Aus dem Reichtum der seelischen Typen hebt der Verfasser als wichtigste die der Subjektiven und der Objektiven, der Statiker und Dynamiker, der Typendenker und der Pluralisten, des gesteigerten und des herabgesetzten Ichgefühls usw. heraus. Hier findet der Literarhistoriker wie der Religions- und Kunstpsychologe reiches Material — auch Abbildungen — zur Erkenntnis des höheren Seelenlebens. Besonders wertvoll ist die ausführliche Herleitung der Weltanschauungen Luthers, Goethes, Richard

Wagners, Dürers und Kants aus einer Analyse ihrer Persönlichkeiten selbst." — Sympathisch äußert sich Paul Friedrich über Brausewetters „Mehr Liebe!": „In diesem kleinen hellblauen Büchlein hat der Archidiakonus der altehrwürdigen Kirche Sankt Marien zu Danzig kluge und herzenswarme Betrachtungen über die Liebe, die ‚Krone des Lebens', niedergelegt. Er geht davon aus, daß gerade diese Zeit des jahrelangen Hassens sich nach nichts mehr sehne als nach Liebe. Wer die Dinge mit den Augen der Liebe sieht, der kann nie verarmen; aber die Liebe fordert mehr als nur äußere Liebenswürdigkeit. Brausewetter verfolgt die Liebe durch alle ihre Verästelungen im Leben, sei es die eheliche, die Kindes-, die Mutter- oder Geschwisterliebe." — Cladders Vorträge „Unsere Evangelien" kennzeichnet Franz Strunz dahin: „Aus der Feder eines gelehrten und trotz seines strenggläubigen theologischen Standpunktes nicht unmaßgeblichen Kenners der Evangeliumfrage wird hier eine beachtenswerte Einführung in die urchristliche Literaturgeschichte geboten, soweit sie sich auf die Synoptiker und von der johanneischen Literatur auf das Johannesevangelium bezieht. Er behandelt jedes Evangelium als ein Ganzes, begreift die ‚großen Linien seines Aufbaues aus seiner Entstehungsgeschichte', er zeigt ferner, wie alle vier Evangelien, ‚erst nachdem sie einzeln als das Werk ihrer Verfasser nach Zweck, Quellen und Eigenart, also literargeschichtlich erfaßt sind, als Quellen des Lebens Jesu Verwendung finden dürfen'. Das gut geschriebene Buch will nur Synthese geben."





Nachrichten

August 1919:

Adolf Bonhoeffer ist einundsechzigjährig in Stuttgart gestorben. Er stammte aus Eschelbach in Württemberg, hatte zunächst Theologie und Philosophie studiert, war achtzehn Jahre lang im geistlichen Amt tätig gewesen und im Herbst 1900 als Bibliothekar an die Landesbibliothek in Stuttgart berufen worden. Er war ein ausgezeichneter Kenner der stoischen Philosophie und hat besonders über Epiktet und das Verhältnis seiner Ethik zum Christentum geschrieben.

Ludwig Doczi ist vierundsiebzigjährig in Budapest gestorben. Er entstammte Deutsch-West-Ungarn, hatte in Wien studiert, sich frühzeitig als Journalist betätigt und war dann unter Andrassys parlamentarischer Regierung ins Presse-Departement eingetreten, auch mit Andrassy ins Ministerium für Äußeres nach Wien übergesiedelt, wo er es bis zum Sektionschef brachte und in den ungarischen Adelsstand erhoben wurde. Doczi war der Librettist von Johann Strauß und hat sich namentlich durch sein gefälliges Lustspiel „Der Kuß" sowie durch die Komödie „Letzte Liebe" bekannt gemacht. Schillers „Wallenstein", Goethes „Faust" und goethische Gedichte hat er ins Ungarische übertragen.

Emil Hildebrand ist einundsiebzigjährig in Stockholm gestorben. In ihm verliert die schwedische Geschichtsforschung einen ihrer hervorragendsten Vertreter. Er hat die „Historik Tidskrift" fünfundzwanzig Jahre hindurch herausgegeben und zum großen Teil mit eigenen

Beiträgen bestritten. Seine Arbeiten galten Wallenstein und dessen Verbindung mit den Schweden, als sein Hauptwerk ist „Die historische Entwicklung der schwedischen Staatsverfassung von den ältesten Zeiten bis zur Jetztzeit" anzusehen. Hildebrand, der sich auch als Herausgeber von Urkunden hervorgetan hat, war schwedischer Reichsarchivar.

Karl Kjerulf ist einundsechzigjährig gestorben. Er hat sich in Dänemark sowohl als Tonsetzer wie als Journalist bekannt gemacht und, mit Holger Drachmann eng befreundet, dessen Werke zum Teil komponiert.

Friedrich Naumann ist am 24. August neunundfünfzigjährig in Travemünde einem Schlaganfall erlegen. Er war am 25. März 1860 zu Störmthal, Kreis Leipzig, geboren, hatte die Fürstenschule in Meißen besucht, in Leipzig und Erlangen seinen Studien obgelegen, war 1886 Pfarrer in Langenberg (Bezirk Glauchau), 1890—94 Vereinsgeistlicher für Innere Mission in Frankfurt am Main gewesen, war dann 1897 nach Berlin übergesiedelt, wo er als freier Schriftsteller und Herausgeber der „Hilfe" gelebt hatte. Unter Naumanns zahlreichen Schriften verdienen hier die religiösen Problemen gewidmeten besonders hervorgehoben zu werden, schon deshalb, weil sie aller Wahrscheinlichkeit nach das Bleibende seines Werkes darstellen: „Jesus als Volksmann" (1894), „Gotteshilfe" (1895—1902), „Briefe über Religion" (1903). In seinem Gesamtwerk, zu dem neben den vielen politischen Schriften auch Reisebeschreibungen und Kunstbetrachtungen gehören, macht sich eine eigentümliche Verbindung von Rationalismus und Neigung zu phantastischer Schlußfolgerung bemerkbar. Als religiöser Schriftsteller aber hat Naumann die ihm eigentümliche rationalistische Phantastik zurückzudrängen gewußt und vielfach rein und innig zu Herzen gesprochen. Naumann war eine gütige, sehr liebenswürdige Persönlichkeit, die keineswegs ohne einen gewissen Zug zur Größe blieb.

Eugène Secretan ist einundachtzigjährig in Lausanne gestorben. Er hatte in Paris und Bonn studiert

und seine Lebensarbeit der gegenseitigen Durchdringung germanischer und romanischer Kultur gewidmet. Er hat zahlreiche literarhistorische Studien und eine Dissertation über vergleichende deutsche und französische Sprachforschung veröffentlicht und sich besonders durch seine „Galerie suisse de biographies nationales“ hervorgetan.

Hermann Wette ist dreiundsechzigjährig in Heidelberg gestorben. Er war am 16. Mai 1857 in Herbern in Westfalen geboren, hatte sich 1881 als Arzt in Köln niedergelassen und war dann 1912 nach Eisenach übergesiedelt. Sein Erziehungsroman „Krauskopf“ (3 Bände, 1903—1905) hat mehrere Auflagen erzielt, auch seine späteren Bücher, „Spökenkieker“ (1907), das von eigenartiger Mystik erfüllt ist, und der soziale Töne anschlagende „Jost Knost“ (1908) haben ihre Wirkung nicht verfehlt.

September 1919:

Ernst Lemberger ist dreiundfünfzigjährig gestorben. Er hat sich als einer der ersten in Deutschland mit der Bildnis-Miniatur eingehend beschäftigt, ein kleines Handbuch darüber, zunächst als Manuskript gedruckt, veröffentlicht, dann grundlegende, reich illustrierte Werke darüber gegeben. Lemberger war aus dem Handel hervorgegangen, wußte aber seinen Darstellungen peinlichste Genauigkeit und wissenschaftlichen Wert zu verleihen.

Frederic William Moorman, Professor an der Universität Leeds, ist am 8. September, seinem siebenundvierzigsten Geburtstage, beim Baden verunglückt. Sein Buch über den englischen Dichter Robert Herrick (1591—1674) ist seine ausschlaggebende Leistung. Moorman hat in Teubners Schultexten eine recht brauchbare „Introduction to Shakespeare“ geliefert.

August Niemann ist am 17. September achtzigjährig in Dresden verschieden. Er war ursprünglich Offizier gewesen und hatte eine Geschichte des deutsch-französischen Feldzuges 70/71 sowie die Geschichte eines thüringischen Infanterie-Regiments veröffentlicht. In seinen zahl-

reichen Romanen bekundet Niemann eine gute Beobachtungsgabe und ein ausgesprochenes Erzählertalent. Am bekanntesten waren die „Geheimnisse der Mumie", „Das Flibustierbuch", „Des rechten Auges Ärgernis", „Der Günstling des Fürsten" und „Maskenspiel des Lebens".

Ernst Rauscher-Stainberg ist fünfundachtzigjährig in Klagenfurt gestorben. Er war am 9. September 1834 ebenda geboren und hat mehrere Gedicht- und Erzählungsbände veröffentlicht. Von letzteren sind „Weiße Rose" und „Hochwasser" zu nennen.

Franz von Reber ist fünfundachtzigjährig gestorben. Er war am 10. November 1834 in Cham in der Oberpfalz geboren, hatte ausgedehnte Studienreisen durch ganz Europa und einen Teil Kleinasiens unternommen, sich dann 1899 als Privatdozent an der technischen Hochschule in München habilitiert, wo er 1863 zum außerordentlichen, 1868 zum ordentlichen Professor der Ästhetik ernannt worden war. v. Reber wurde 1875 die Leitung der bayrischen Staatsgalerien anvertraut, die er bis zum Jahre 1907 geführt hat. Er war Mitherausgeber des „Klassischen Bilderschatzes" und des „Klassichen Skulpturenschatzes" und gehörte der bayrischen Akademie der Wissenschaften als ordentliches Mitglied an.

Johann Sigurjonsson ist am 1. September neununddreißigjährig einem Herzleiden erlegen. Er nahm unter den isländischen Dramatikern die führende Stellung ein und ist auch mit einem Drama „Berg Eyvind und sein Weib" auf deutsche Bühnen gedrungen, ohne freilich einen nachhaltigen Erfolg damit zu erzielen. Ein weiteres Drama „Garden Hraun" ist in Kopenhagen zur Uraufführung gelangt. Sigurjonsson war in Laxamyri auf Island geboren, hatte die Veterinärschule in Kopenhagen besucht und ebendort später als Schriftsteller gelebt.

Friedrich Thomae, der lange Jahre an der tübinger Universitäts-Bibliothek als Bibliothekar gewirkt hatte, ist im Alter von siebenundsiebzig Jahren in Tübingen verschieden.

Georg Zimmermann ist vierundsechzigjährig in seinem Heim auf der Loschwitzer Höhe bei Dresden gestorben. Er hat sich als sächsischer Dialektdichter sehr vorteilhaft bekannt gegeben und hat zahlreiche Zaubermärchen, Gesangspossen und Komödien verfaßt, von denen die bekannteste die im Verein mit Oskar Wagner geschriebene „Der keusche Josef" ist. Seine Dialektgedichte, die er selbst vorzutragen pflegte, haben ihn in weiten Kreisen bekannt gemacht. Er war am 12. Januar 1855 in Wernsdorf bei Oschatz geboren und hatte sich frühzeitig der Schriftstellerei zugewandt.

Oktober 1919:

Sir Edward Tyas Cook, einer der hervorragendsten Journalisten Englands, ist in den ersten Oktobertagen in London gestorben. Er gehörte der liberalen Partei an und hat seine journalistische Laufbahn unter Lord Morley, der damals die „Pall Mall-Gazette" herausgab, angetreten. Er wurde später als Steads Nachfolger Herausgeber dieser Zeitung und leitete darauf als Chefredakteur die „Westminster-Gazette" und „Daily News". Während des Krieges stand er dem englischen Kriegspresseamt vor. Cook hat sich auch als Herausgeber der momumentalen Ruskin-Ausgabe, die sich durch philologische Genauigkeit auszeichnen soll, hervorgetan.

Der belgische Schriftsteller Eugen Demolder ist, nach einem Bericht aus dem Haag, gestorben. Demolder gehörte zu jenen Flamen, die, obwohl sie französisch schreiben, die eigene Rasse nie vergessen. Jenes Wort, das er über die belgischen Schriftsteller einst äußerte: „Bei vielen unter ihnen verwandelt sich die Feder auf dem Papier oft in einen Pinsel. Sie übertragen auf das Wort die Wärme der Farbe, die Vibration des Blutes, die Begeisterung für die Palette ihrer Vorfahren", kann auf ihn selbst volle Anwendung finden. Sein Werk „La Route d'Emerande", das zu seinen bedeutendsten gezählt wird, führt mitten in die holländische Malerwelt des siebzehnten Jahrhunderts. Andere Werke von ihm, die Abenteuer und

Abenteurer schildern, sind: „Véridique Histoire du Grand Saint-Nicolas“, die Erzählung „Cœur des Pauvres“. In die phantastische Welt eines Breughel und des achtzehnten Jahrhunderts führen die Werke „Les Patins de la Reine de Hollande“ und der „Jardinier de la Pompadour“. Erwähnenswert ist noch „L'Espagne en Auto“, ein Reisebuch aus Spanien. Demolder hat ein Alter von siebenundfünfzig Jahren erreicht. Am Anfang seiner Laufbahn widmete er sich der Juristerei, die er jedoch 1895 aufgab, um als freier Schriftsteller zu leben.

Heinrich Flach, der Hauptschriftleiter des „Dresdner Anzeigers“, ist am 5. Oktober einem Schlaganfall erlegen.

Frau Professor Flex, die Mutter des im Kriege gefallenen Dichters Walter Flex, ist gestorben. Sie hat sich als Vorkämpferin in der Frauenfrage und mit eigenen schriftstellerischen Versuchen betätigt.

In Königsberg ist der Arzt und Dichter Paul Gerber gestorben. Neben seiner wissenschaftlichen Bedeutung hat er sich auf dem Gebiet der Kunst und Literatur Verdienste erworben. Unter dem Pseudonym Heinrich Garibert veröffentlichte er zwei Gedichtbände, „Aus der Jugendzeit“ und „Die alte Geschichte“. Im Jahre des Goethe-Jubiläums, 1899, veröffentlichte er eine beachtenswerte Studie über „Goethe und die Medizin“. Ferner sind wissenschaftliche Abhandlungen in der teubnerschen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ von ihm erschienen.

Karl Gjellerup, der in Dänemark geboren wurde, in Deutschland aber seine eigentliche Heimat gefunden hatte, ist dreiundsechzigjährig am 13. Oktober in Dresden gestorben. Seine Romane tragen ein eigenartiges philosophisches Gepräge. Gjellerup war bestrebt, über das Christentum hinaus in buddhistischer Vertiefung eine Welterlösung anzubahnen. Unter seinen Romanen ragen „Der Pilger Kamanita“, „Reif für das Leben“ und die Erzählung „Pastor Mors“ hervor. Bemerkenswert ist auch das Legendendrama „Das Weib des Vollendeten“. Gjellerup hatte anläßlich seines sechzigsten Geburtstages von der Kantgesellschaft eine Ehrengabe erhalten, im

Jahre 1917 war er durch Verleihung des Nobelpreises für Literatur ausgezeichnet worden.

Ludwig Heller ist am 1. Oktober nach längerem schweren Leiden in München gestorben. Er war am 9. Juli 1872 in Nürnberg geboren und hat als Schauspieler und Spielleiter am münchener Schauspielhaus eine erfolgreiche Laufbahn zurückgelegt. Heller hat aber auch in die Lustspieldichtung der Gegenwart nicht unerheblich eingegriffen. An zahlreichen Lustspielen Karl Rößlers, auch an den „Fünf Frankfurtern" hat er mitgearbeitet. Lustspiele von Korfiz Holm und Max Bernstein, die erfolgreich über die Bühnen gingen, sind durch seine Hilfe wesentlich gefördert worden. Auch Hellers eigenes Stück „Majolika" hat sich eines guten Bühnenerfolges erfreuen dürfen.

In London starb der bekannte Schauspieler, Theaterdirektor und Schriftsteller Henry Brodrikle Irving. Bis zum Jahre 1911 hatte er dort das Shaftesbury- und Queenstheater geleitet, dann große Gastspielreisen nach Australien und Südafrika unternommen, sowie auch in Berlin Gastspiele gegeben. Seine schriftstellerische Tätigkeit erstreckte sich hauptsächlich auf das kriminalistische Gebiet. Er schrieb unter anderem ein Buch über den Prozeß der Giftmörderin Florence Maybrick. Irving stand im fünfzigsten Lebensjahr.

Der Schriftsteller Moritz de Jonge ist gestorben. Er hat sich auf den verschiedensten Gebieten des Schrifttums betätigt; so sind eisenbahntechnische, religions-philosophische, kulturhistorische, nationalökonomische und staatswissenschaftliche Bücher von ihm erschienen. Eine Napoleon-Dramen-Trilogie und andere geschichtliche Dramen machten seinen Namen einem weiteren Publikum bekannt. De Jonge ist am 3. November 1864 in Köln geboren worden und hatte in Heidelberg, Leipzig, Bonn und Berlin Jura studiert.

Kuno Meyer ist am 13. Oktober während eines kurzen Aufenthalts in Leipzig im einundsechzigsten Lebensjahr verschieden. Er hat sich um Verständnis und Wertschätzung irischer Literatur in Europa die denkbar größten

Verdienste erworben. Von anglo-amerikanischer Seite ist von ihm gesagt worden: „Ein deutscher Professor, der besser englisch spricht als irgendein Engländer, der besser gaelisch spricht als irgendein Matrose aus Stornoway, und der mehr von Irland weiß als irgendein Ire." Kuno Meyer hat die „Zeitschrift für keltische Philologie" und das „Archiv für keltische Lexikographie" herausgegeben. Er war 1858 in Hamburg als Sohn eines Gymnasiallehrers geboren worden, hatte das Johanneum besucht, in Edinburg, dann in Leipzig studiert und hatte 1884 eine Stellung als Lektor für deutsche und keltische Philologie an der neugegründeten Universität Liverpool erhalten, wo er 1895 ordentlicher Professor wurde. 1910 war ihm die Würde eines Ehrendoktors of letters von der oxforder Universität, später die gleiche Würde von der schottischen Universität St. Andrews zuteil geworden. 1911 war er als Nachfolger Heinrich Zimmers an die berliner Universität berufen worden. Er hatte sich während des Krieges als Austauschprofessor in Amerika bemüht, das Verständnis für Deutschland in Amerika zu fördern, und hatte alsdann nach seiner Rückkehr nach Berlin seine Tätigkeit an der berliner Universität und an der Akademie der Wissenschaften wieder aufgenommen. Nach seinem Scheiden aus Irland hatten ihm die Städte Dublin und Cork das Ehrenbürgerrecht verliehen.

Im Alter von einundsiebzig Jahren ist am 16. Oktober in Dresden der ehemalige Verlagsinhaber und Schriftsteller Edgar Pierson, der Sohn des Komponisten Hugo Pierson, gestorben. Nach dem Verkauf seines Verlages war Pierson als Korrespondent des „Berliner Tageblatts" tätig.

Johannes Reimers, der in früheren Jahren als Redakteur an der „Stuttgarter Süddeutschen Zeitung" tätig war, ist am 21. Oktober in Rostock gestorben.

Edgar Steiger ist am 24. Oktober in München einer Lungenentzündung erlegen. Mit ihm scheidet eine der eigenartigsten Persönlichkeiten, eine unverwüstliche Streiter- und Bohemien-Natur aus dem deutschen Literatur- und Parteileben. Steiger war der Sohn eines orthodoxen

schweizer Pfarrers. In den Achtzigerjahren kam er als junger Theologe nach Leipzig, um sich dort in den politischen und künstlerischen Kampf jener Tage zu stürzen. In dem damaligen Parteiblatt „Wähler" sowie in der Zeitschrift „Die Gesellschaft" stellte er sich dem Proletariat sowie der Dichtkunst zur Verfügung. Mit einer Broschüre „Der Kampf um die neue Dichtung" machte er seinen Namen zuerst weiten Kreisen bekannt. Als der „Wähler" später in die „Leipziger Volkszeitung" umgewandelt wurde, wurde Steiger an diesem Blatt Theaterkritiker und Mitarbeiter am Feuilleton. Er wurde ferner Redakteur an der „Neuen Welt"; in späteren Jahren in München Mitarbeiter an der „Jugend" und dem „Simplizissimus". Gleichzeitig war er auch hier als Theaterkritiker tätig, erst vorübergehend an den „Münchener Neuesten Nachrichten", dann als Korrespondent von berliner und hamburger Blättern. In verschiedenen deutschen Zeitungen und Zeitschriften war er regelmäßig durch Aufsätze ästhetischen und historischen Inhalts vertreten. Seine Hauptarbeit ist das sehr bemerkenswerte Werk „Das Werden des neuen Dramas" (Verlag Fleischel & Co.). Eine Sammlung seiner Gedichte erschien erst vor wenigen Jahren. Edgar Steiger war am 13. November 1858 in Engelshofen am Thurgau geboren worden.

November 1919:

Johann Georg Frimberger ist am 23. November in Wien plötzlich verstorben. Er war am 16. Dezember 1851 in Groß-Inzersdorf als Sohn eines dortigen Bindermeisters geboren und galt als der Dichter des niederösterreichischen Weinlandes. Der Traum seiner Jugend, Maler zu werden, ist ihm nicht in Erfüllung gegangen, dafür hat er sich mit seinen Gedichten, zumal mit der bei A. Bong erschienenen Erstlingssammlung „Wia d'Leut san und wia s' sein söll'n" durchgesetzt, nachdem er zum Vorleser seiner eigenen Dichtungen geworden war. Frimberger erfreute sich in seiner engeren Heimat einer besonderen Beliebtheit.

Eduard Jacobs, Ehrendoktor der Universität Halle und langjähriger Stolberg-Wernigerodescher Bibliothekar und Archivar, ist nach einer Meldung vom 2. November siebenundachtzigjährig gestorben. Er hat sich durch Forschungen über die Geschichte des Harzes einen Namen gemacht.

Wilhelm Klein, langjähriger Hauptschriftleiter der „Essener Allgemeinen Zeitung", ist am 8. November siebenundsechzigjährig gestorben.

Theodor Lindner ist sechsundsiebzigjährig am 26. November in Halle gestorben. Er war am 29. Mai 1843 zu Breslau geboren, hatte den Krieg von 1870/71 als Reserveleutnant mitgemacht, war an verschiedenen höheren Schulen, auch am Wilhelms-Gymnasium in Berlin, als Lehrer tätig gewesen, war dann 1874 außerordentlicher, 1876 ordentlicher Professor an der Akademie Münster und endlich 1888 Professor der Geschichtswissenschaft in Halle geworden, ein Amt, das er im Jahre 1913 unter dem Druck eines hartnäckigen Augenübels niedergelegt hat. Unter den modernen Historikern beanspruchte Theodor Lindner Bedeutung. Seine Lieblingsforschungen galten der Geschichte des frühen Mittelalters. Unter seinen Werken sind die „Weltgeschichte seit der Völkerwanderung", „Die deutsche Hanse", „Geschichtsphilosophie" an erster Stelle zu nennen.

Paul Marx, ein Neffe von Karl Marx, der langjährige Vorsitzende des Verbandes der deutschen Presse und Chefredakteur des im Verlage von Scherl erscheinenden roten „Tag", ist am 27. November in Berlin gestorben. Er hat sich, zumal in den letzten Jahren, fast ausschließlich auf seine redaktionelle Tätigkeit beschränkt, doch war er mit Recht als ausgezeichneter Stilist, der sich vielfach an Heine geschult hatte, anerkannt.

Julius von Pflugk-Harttung ist am 5. November einundsiebzigjährig verschieden. Er war als Sohn eines Gutsbesitzers zu Wernikow in der Priegnitz geboren, hatte sich zunächst dem kaufmännischen Beruf zugewandt und das Geschäftsleben in Hamburg und Nordamerika kennen gelernt, hatte auch 1870/71 als

Einjährig-Freiwilliger an dem Feldzug gegen Frankreich teilgenommen und sich erst nachträglich dem Studium der Geschichte und ihrer Hilfswissenschaften zugewandt. Er habilitierte sich 1877 in Tübingen und war dann der Nachfolger Jakob Burckhardts als ordentlicher Professor für allgemeine Geschichte in Basel geworden, eine Tätigkeit, die er freilich nur drei Jahre lang ausübte, um nachher als Privatgelehrter in Leipzig zu leben und 1903 als Archivar an das Geheime Staatsarchiv in Berlin einzutreten. Pflugk-Harttung hat sich auf dem Gebiet der mittelalterlichen Urkunden- und Quellenforschung hervorgetan. Die Ergebnisse dieses Studiums sind die „Acta Pontificum Romanorum inedita", die nahezu 1500 unbekannte Papsturkunden, die sich über einen Zeitraum von 1100 Jahren erstrecken, zum erstenmal bekanntgeben. Pflugk-Harttung hat sich dann der neueren Geschichte, in erster Linie der Kriegsgeschichte zugewandt, und über das napoleonische Zeitalter und die Geschichte der Freiheitskriege geschrieben. Er gab die umfangreichen Sammelwerke „Heer und Flotte der Gegenwart" und in den Jahren 1907—10 die im Ullsteinschen Verlag erschienene Weltgeschichte heraus, in der sein eigener Beitrag „Die Geschichte der Völkerwanderung" und der sich an ihn anschließende „Staatenbildungen" besondere Anerkennung fand.

Georg Q u e r i ist am 21. November einer nach einer Blutvergiftung eingetretenen Lungenentzündung im Alter von vierzig Jahren erlegen. Aus bäuerischen Verhältnissen stammend, war er ein urwüchsiger Gesell, der sich sein derbes Temperament auch in der journalistischen Laufbahn nicht verkümmern ließ. Zäh und bauernschlau, war er zugleich ein freudiger Zecher und ein Kenner dessen, was gut schmeckt. In weite Kreise sind seine volkstümlichen Schnurren und Schwänke gedrungen, die er in den Büchern „Weltliche Gesänge des Egidius Pfanzelter von Polykarpszell", „Die Schnurren des Rochus Rang", „Der bayrische Watschenbaum", „Von kleinen Leuten und hohen Obrigkeiten" zusammenfaßte. Er wußte den durchaus nicht einfachen Gefühlston des

Altbayern erstaunlich sicher zu treffen, bewährte sich auch durchaus als Kriegsberichterstatter für das „Berliner Tageblatt". Daneben entwickelte Queri einen gelehrten Sammeleifer, von dem seine Privatdrucke „Bauernerotik und Bauernfeme in Oberbayern", das Wörterbuch erotischer und skatologischer Redensarten, „Kraftbayerisch" und die Anthologie aus hundert bayrischen Autoren eines Jahrtausends, das „Bauernbuch", zeugen.

Laurent Tailhade ist einer Meldung vom 11. November zufolge fünfundsechzigjährig in Paris gestorben. Er galt als einer der temperamentvollsten unter den französischen Schriftstellern, hat denn auch bis zu seiner Todesstunde die Feder kaum aus der Hand gelegt. Er begann als Dichter im Kreise derer um Moréas und Maurice Barrès, ein strenger Verehrer der Form und mit ausgeprägter Hinneigung zum Symbolismus. Seine erste Gedichtsammlung „Jardin des Rêves" gilt zugleich als sein bedeutsamstes Werk. Tailhade, der formstrenge Parnassien, war zugleich leidenschaftlicher Anhänger vorgeschrittenster sozialer Theorien. Seinen theoretischen Anarchismus hat er zeitweise mit Gefängnis büßen müssen. Sein Wort nach dem Attentat Vaillants: „Was kommt es auf die Opfer an, wenn die Geste schön war!" ist für ihn immer kennzeichnend geblieben. Die Hinneigung zum Anarchismus hinderte Tailhade übrigens nicht, zwischen Katholizismus und Freigeisterei bedenklich hin und her zu schwanken. Eine Auswahl seiner Schriften in drei Bänden ist bei Messein in Paris erschienen.

Tolstois Witwe, Sofia Andrejewna, ist fünfundsiebzigjährig in den ersten Novembertagen in Jasnaja Poljana gestorben. Sie war siebzehnjährig die Frau Tolstois geworden, — man weiß aus Tolstois Bekenntnissen, wie sich die Ehe gestaltete, die trotz aller Schwierigkeiten durchaus nicht als eine unglückliche zu bezeichnen ist. Tolstois Witwe hat selbst Erinnerungen verfaßt. Ihre letzten Lebensjahre galten der Verwaltung von Tolstois Nachlaß.

Ella Wheeler-Wilcox ist nach einer Meldung vom 7. November vierundsechzigjährig auf ihrer Be-

sitzung bei New Haven im Staate Connecticut gestorben. Sie war im Jahre 1855 im Staate Wisconsin geboren, war sehr früh mit eigenen Dichtungen hervorgetreten und hatte im Jahre 1884 den Publizisten Mr. Wilrox geheiratet, mit dem sie große Reisen durch die ganze Welt unternommen hat. Sie war die Dichterin des gesunden Menschenverstandes und wußte in leichter Form allgemein zugängliche Gedanken poetisch auszudrücken. Ihre Gedichte standen dem Gassenhauer nicht fern und waren sowohl in Amerika wie in England auf allen Lippen. Man hat berechnet, daß in England mehr Exemplare ihrer Bücher verkauft worden sind, als der Absatz von Byron, Shelley und Browning zusammen beträgt. Als ihr bekanntestes und verbreitetstes Werk gelten die „Poems of Passion".

Dezember 1919:

Julius Cornu ist, nach einer Meldung vom 8. Dezember, in Leoben im Alter von siebzig Jahren gestorben. Er war zu Vilars-Mendraz in der französischen Schweiz geboren, hatte zunächst eine Lehrerstelle in Basel bekleidet, war dann an die deutsche Universität in Prag, später (1901) nach Graz gekommen. Seine wissenschaftliche Tätigkeit erstreckte sich in erster Linie auf zusammenhängende Darstellungen der Mundarten. Cornu hat auch das katalonische, spanische und portugiesische Sprachgebiet in seine Forschungen einbezogen. Eine Darstellung der portugiesischen Sprache in Gröbers „Grundriß der romanischen Philologie" gilt als sein Hauptwerk.

Alexander Ehrenfeld ist nach einer Meldung vom 11. Dezember nach kurzer Krankheit in Olten in der Schweiz verstorben. Ehrenfeld, der die bescheidene Stellung eines Bezirkslehrers inne hatte, später freilich auch als Privatdozent an der zürcher Universität tätig war, hat sich denkbar größte Verdienste um den Deutschunterricht in der Schweiz erworben. Er war der erste, der dem Schulaufsatz grundsätzlich neue Gebiete zuwies

und durch Veröffentlichung von Schülerarbeiten in Form von Märchen, dramatischen Szenen und Erzählungen das Interesse neu belebte. Aus Preßburg gebürtig, wird ihm nachgerühmt, sich mit gutherzigem österreichischen Humor in das Fühlen der oltener Jugend hineingelebt zu haben. Für seine Reform des Deutschunterrichts wurden seine 1899 veröffentlichten „Schulmärchen“ bedeutungsvoll. Wissenschaftlich hat sich Ehrenfeld durch Untersuchungen über das Wesen des Reims hervorgetan.

Richard J. Eichberg ist nach einer Meldung vom 21. Dezember fünfundsechzigjährig in Berlin gestorben. Er hat sich als Musikpädagoge, aber auch als Musikschriftsteller Beachtung zu sichern gewußt.

Amintore Galli ist nach einer Meldung vom 19. Dezember in seiner Vaterstadt Rimini gestorben. Er genoß als Musikästhetiker gutes Ansehen und soll sich auch als langjähriger Kritiker des „Secolo“ bewährt haben.

Hans Hilmer, Redakteur des „Westfälischen Anzeigers“, ist am 6. Dezember dreiundvierzigjährig in Hamm gestorben.

Luigi Illica ist nach einer Meldung vom 22. Dezember zweiundsechzigjährig in seiner Villa bei Piacenza gestorben. Als Verfasser der Texte zu Puccinis Opern „Bohème“ und „Tosca“ sowie zu Mascagnis „Isabeau“, galt er als bedeutendster Opernbuchdichter Italiens der Gegenwart. Illica scheint in der Tat über ausgesprochene dramatische Begabung verfügt zu haben. Sein soziales Drama „Die letzten Templer“ sowie seine politische Komödie „La Sottoprefettura di Roccanecca“ haben sich zwar nicht auf der Bühne behauptet, wohl aber für den Ernst seines Wollens und seine Veranlagung gezeugt.

Maurice Kufferath ist achtundsechzigjährig in Brüssel gestorben. Er entstammte einer deutschen Familie aus Mülheim a. d. Ruhr und war am 8. Januar 1852 in Brüssel geboren worden, hatte in Brüssel und Leipzig Jura und Kunstgeschichte studiert, war 1875 Mitarbeiter an der „Indépendance Belge“, später auch Korrespondent der „Frankfurter Zeitung“ geworden. Seine eigentliche

Tätigkeit begann er als Redakteur und späterer Eigentümer der Musikzeitschrift „Le guide musical". Kufferath hat sich als Übersetzer der Texte von Beethovens „Fidelio", wagnerscher und brahmsscher Tonwerke bekanntgegeben.

Ernst von der Nahmer, Redakteur der „Kölnischen Zeitung", in deren Diensten er dreißig Jahre lang stand, ist in Köln an den Folgen einer Operation gestorben.

Rudolf v. Scala ist nach einer Meldung vom 19. Dezember neunundfünfzigjährig in Graz gestorben. Er war in Wien geboren worden, hatte dort seine erste wissenschaftliche Ausbildung erhalten, hatte sich 1885 in Innsbruck habilitiert, war dort 1892 außerordentlicher, 1896 ordentlicher Professor geworden. Im Jahre 1918 war er einem Rufe an die Universität Graz gefolgt. Rudolf v. Scala hat neue selbständige Anschauungen über die Urgeschichte Italiens und Griechenlands entwickelt. Von seinen Werken verdienen die „Griechische Geschichte" in Helmolts Weltgeschichte und die „Umrisse zur ältesten Geschichte Europas" besondere Beachtung.

Maximilian Schmidt, genannt Waldschmidt, ist in den ersten Dezembertagen siebenundachtzigjährig in München gestorben, nachdem er in letzter Zeit das Augenlicht eingebüßt hatte. Er war zu Eschlkam im bayrischen Walde am 25. Februar 1832 geboren, hatte das Polytechnikum in München besucht, war 1850 in bayrische Militärdienste eingetreten und hatte mit Auszeichnung am Feldzuge 1866 teilgenommen, 1874 aber dem Dienst entsagt, um sich ganz seinen schriftstellerischen Arbeiten zu widmen, deren erste in den Jahren 1863—69 erschienen. Waldschmidt gebührt das Verdienst, der Dorfgeschichte den Dialekt zurückgegeben und ihr einen frischvolkstümlichen Charakter verliehen zu haben. Auch kulturgeschichtlich dürfen seine Erzählungen Bedeutung beanspruchen. Von seinen Schriften sind „Der Schutzgeist von Oberammergau", „Der Leonhardsritt", „Der Musikant von Tegernsee" am bekanntesten geworden, aber auch die Selbstbiographie „Meine Wanderung durch siebzig Jahre" ist in breite Kreise gedrungen. Für die Beliebtheit, deren

sich Waldschmidt, zumal in seiner engeren Heimat, erfreute, ist es bezeichnend, daß schon vor mehr als zwanzig Jahren an seinem Geburtshause in Eschlkam eine Gedenktafel angebracht wurde, auch ein Turm auf dem Riedelstein sowie ein Unterkunftshaus seinen Namen führen.

Weressajew ist nach einer Meldung vom 22. Dezember von den gegenrevolutionären Truppen Denikins erschossen worden, weil er sich auf Angebot der Sowjetbehörde bereit erklärt hatte, als Kommissar für Volksbildung in einer Stadt Südrußlands tätig zu sein. In seinem bekannten Buch „Skizzen eines Arztes“, das auch ins Deutsche übersetzt worden ist, hat er die Leiden des russischen Soldaten im Japanischen Kriege beschrieben und damit Aufsehen erregt.

Januar 1920:

Paul Adam ist am 1. Januar siebenundfünfzigjährig in Paris plötzlich gestorben. Er war Journalist, Romanschriftsteller, Bühnendichter, Soziologe, Politiker zugleich, ein Mann, der sich mit fieberhaftem Temperament jeder neuen Zeitbewegung zuwandte und mit derselben Inbrunst Mystiker wurde, mit der er zuvor Naturalist gewesen war, mit der er sich schließlich zum Gesellschaftskritiker entwickelte. Adam verfügte über glänzenden Stil und reiche Einbildungskraft; an Persönlichkeitsfestigkeit hat es ihm gemangelt.

Benito Pérez Galdós ist am 4. Januar vierundsiebzigjährig in Madrid gestorben. Trotzdem er gerade als nationaler Dichter Bedeutung gewonnen hat, hatte eine nationale Sammlung, die vor Jahren für den damals vorübergehend Erblindeten eingeleitet worden war, nur spärliche Ergebnisse gezeitigt, so daß Galdós, auch trotz seines umfangreichen Werkes, das etwa hundert Romane und zwanzig Dramen umfaßt, in Armut gestorben ist. Galdós, dem alles Literaten- und Ästhetentum zeitlebens sehr fern gelegen hat, und der sich aus einem Schüler Walter Scotts zu einem Mitstreiter Zolas

entwickelt hat, kann als Tendenzschriftsteller im besten Sinne des Wortes gekennzeichnet werden. Seine „Episodios Nacionales“, aber auch seine späteren Romane, unter denen „Gloria“ hervorragt, sind in der unverkennbaren Absicht geschrieben, den Volksgeist zu wecken und zu stärken.

Paul Güßfeldt ist nach einer Meldung vom 20. Januar neunundsiebzigjährig in Berlin gestorben, woselbst er auch geboren worden war. Güßfeldt hatte ergebnisreiche Forschungsreisen an den Kongo, nach Ägypten, in die Arabische Wüste und nach Südamerika, besonders in die Anden, unternommen und war nach der Rückkehr von seiner letzten Reise Generalsekretär der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin geworden. Als gewandter Stilist hat Güßfeldt von seinen Reisen interessante Kunde gegeben, er hat auch in den Jahren 1889—1910 Kaiser Wilhelm II. auf zweiundzwanzig Nordlandreisen begleitet.

Ernst Koppel, aus Hamburg gebürtig, ist am 11. Januar durch einen Automobilunfall ums Leben gekommen. Er war fast siebzig Jahre alt geworden, hatte lange Jahre in Florenz gelebt und zahlreiche Schauspiele, Operntexte und Gedichte verfaßt. Gemeinsam mit Eugen Zabel hatte er Dostojewskis „Raskolnikow“ für die Bühne bearbeitet.

Franz Koppel-Ellfeld ist nach einer Meldung vom 16. Januar im zweiundachtzigsten Lebensjahr in Dresden verschieden. Rheinländer von Geburt, lebte er seit fünfzig Jahren in Dresden, wo er in jüngeren Jahren Feuilleton-Redakteur an dresdener Blättern, von 1890—1896 Dramaturg am dortigen Schauspielhaus gewesen war. Mit Franz von Schönthan zusammen hat er vielverbreitete Lustspiele wie „Komteß Guckerl“, „Renaissance“, „Die goldne Eva“ verfaßt.

Ernst Kreowski ist am 14. Januar einundsechzigjährig im Kreiskrankenhaus Britz aus dem Leben geschieden. Als Sohn eines Gärtners im ostpreußischen Rossitten am 12. Juni 1859 geboren, hatte er sich nach kurzer Ausübung des Lehrerberufs an masurischen Dorf-

schulen der literarischen Tätigkeit zugewandt, war anfangs der Achtzigerjahre in München ansässig geworden und hatte dort Anschluß an Frank Wedekind, Heinrich von Reder und Liliencron gefunden. Auch als Literaturkritiker hatte er sich damals an der „Münchener Post" betätigt. Ein Ruf an die krönerschen Familienblätter „Gartenlaube" und „Vom Fels zum Meer" führte ihn Ende der Neunzigerjahre nach Berlin, doch suchte er sehr bald Anschluß an die sozialdemokratische Presse, trat auch als Kritiker für Musik und Theater in die Redaktion des „Vorwärts" ein. In seinen vier Bänden lyrischer Gedichte, „Von goldner Spindel" (1909), „Schlagende Wetter" (1898), „Rotfeuer" (1904) und „Auf der Barrikade", hat sich Kreowski als proletarischer Kampfdichter hervorgetan. Als sozialistischer Tendenzlyriker durfte er eine hervorragende Stellung beanspruchen. Kreowski hat auch mit Eduard Fuchs zusammen die Bildwerke „Richard Wagner in der Karikatur" und „Die Straße" herausgegeben, sowie eine Auslese der Lyrik des jung gestorbenen Franz Held veranstaltet.

Richard Maalke, Schriftsteller und Redakteur, ist am 11. Januar fünfundvierzigjährig einem Herzschlag erlegen.

Gustav Milchsack ist in Wolfenbüttel, wo er als Vorstand der Landesbibliothek amtiert hatte, im Alter von siebzig Jahren gestorben. Er war Literarhistoriker und Germanist von Fach und hat über die geistliche Poesie des Mittelalters, über den geschichtlichen Doktor Faust und Gutenbergs Leben und Werk geschrieben.

Max Müller, langjähriger Leiter der „Kasseler Allgemeinen Zeitung" und Vorsitzender der Ortsgruppe Reichspresseverband, ist nach einer Meldung vom 4. Januar in Kassel gestorben.

Ernesto Ragazzoni ist nach einer Meldung vom 13. Januar in Rom gestorben. Er war ausgesprochener Bohémien, pflegte Rom ruhelos zu durchwandern und als Redakteur der Tageszeitung „Il Tempo" über solche Wanderfahrten unter dem Titel „Romaneggiando" in originellen Feuilletons Bericht zu erstatten. Als witziger

Humorist und ausgezeichneter Satiriker, dem ein flotter Reim jederzeit zu Gebote stand, galt er als eine durchaus originelle Figur.

Josef Seemüller ist nach einer Meldung vom 29. Januar vierundsechzigjährig in St. Martin bei Klagenfurt gestorben. Er war ein Schüler Wilhelm Scherers gewesen, hatte sich 1879 in seiner Vaterstadt Wien habilitiert, war 1890 Professor in Innsbruck, dann in Wien geworden, hatte im Jahre 1912 das Lehramt niedergelegt, war aber nach Ablauf von zwei Jahren von neuem in den Lehrkörper der Universität eingetreten. Seemüller hat besonders auf dem Gebiet der Mundartenforschung Hervorragendes und Bleibendes geleistet. Sein Hauptwerk auf diesem Gebiet, „Deutsche Mundarten", erschien 1908/11 in drei Bänden.

August Spanuth ist nach längerem schweren Herzleiden nach einer Meldung vom 11. Januar einem Schlaganfall im Alter von dreiundsechzig Jahren erlegen. Er stammte aus Brinkum im Hannoverschen, hatte in Bremen und Frankfurt studiert, war 1886 nach Amerika gegangen, wo er als Klavierlehrer und Musikkritiker an der „Neuyorker Staatszeitung" wirkte, und war 1906 zurückgekehrt, um die Leitung der „Signale für die musikalische Welt" zu übernehmen. Bei aller polemischen Veranlagung galt er als einer der führenden Musikkritiker, dessen Urteil stets ein Gefühl erprobter Sachkunde gewährleistete. Mit Scharwenka gemeinsam hat Spanuth eine „Methodik des Klavierspiels" veröffentlicht.

Am Neujahrstage 1920 starb in Prag die führende tschechische Schriftstellerin Frau Ružena Swobodová. Geboren als Ružena Càpová am 10. Juli 1868 in Nikolsdorf bei Znaim (Mähren), heiratete sie den bekannten Schriftsteller F. J. Swoboda, mit dem sie nunmehr in Prag wohnte und einen Mittelpunkt des literarischen Lebens bildete. Gern unternahm sie Reisen ins Ausland, unter denen vornehmlich ihre italienischen Pilgerfahrten nennenswerte poetische Früchte zeitigten. Seit dem Anfange der Neunzigerjahre war sie schriftstellerisch ungemein tätig, in der letzten Zeit leitete

sie zwei wertvolle Zeitschriften, „Lipa“ und „Zvěstování“. Außerdem wirkte sie während der Kriegszeit und auch nachher organisatorisch an den großen tschechoslowakischen Wohlfahrtseinrichtungen. Ihre führende Stellung in der tschechischen Erzählungs- und Wortkunst wurde allgemein anerkannt.

Marie Wegner ist am 12. Januar sechzigjährig in Rostock gestorben. Sie galt als eine der markantesten Persönlichkeiten der Frauenbewegung und hatte die Zeitschrift „Die Frau der Gegenwart“ geleitet. Sie war die Mutter des Dichters Armin T. Wegner.

Februar 1920:

Richard Bauermeister, der dreizehn Jahre lang als Redakteur am „Berliner Lokalanzeiger“ tätig gewesen war, auch mehrfach feuilletonistische Plaudereien und Reisebriefe veröffentlichte, ist am 21. Februar vierundfünfzigjährig in Berlin gestorben.

P. Hermann J. Cladder S. J. ist am 5. Februar im Ignatiuskolleg zu Valkenburg in Holland gestorben. Seine Studien zur Literaturgeschichte der Evangelien, bei Herder in Freiburg erschienen, werden gerühmt.

Richard Dehmel ist am 8. Februar in Blankenese bei Hamburg gestorben. In ihm verliert die deutsche Literatur eine in gleicher Weise, menschlich wie künstlerisch, bedeutende Erscheinung. Es wird unvergessen bleiben, wie Richard Dehmel sich zu Beginn des Krieges als Freiwilliger in das Heer einreihen ließ, um seine Kämpfernatur auch für das Vaterland zu bewähren. Dehmel war am 18. November 1863 in Wendisch-Hermsdorf als Sohn eines Försters geboren worden, hatte bereits als Student eine Jagdzeitung „St. Hubertus“ geleitet, war dann mehrere Jahre lang als Sekretär des Verbandes deutscher Feuerversicherungsgesellschaften tätig gewesen, um sich darauf als freier Schriftsteller in Berlin niederzulassen. Bereits seine lyrischen Jugenddichtungen bekundeten starke Eigenart und brachten neue Töne auf dem Gebiet der Lyrik zur Geltung. Dehmel ist aber

keineswegs in seiner Jugendweise verharrt, sondern machte eine entschiedene Entwicklung durch, die den Werken seiner Mannesjahre, dem Epos „Zwei Menschen" und den „Verwandlungen der Venus", ein ganz eigenartiges Gepräge verleiht. Auch als Dichter für die Jugend hat Richard Dehmel in gemeinsamer Arbeit mit seiner ersten Gattin Paula Oppenheim Bleibendes geschaffen („Fitzebutze", „Der Kindergarten", „Der Buntscheck"). Von Dehmels Dramen haben sich die „Menschenfreunde" auf der Bühne behauptet, und es ist anzunehmen, daß sie auch in Zukunft immer wieder auf dem Spielplan erscheinen werden.

Am 1. Februar verschied in Prag der Begründer der tschechischen Orientalistik, der Universitätsprofessor Dr. Rudolf Dvořák; er erreichte ein Alter von neunundfünfzig Jahren. Seine umfassenden Studien erstreckten sich auf das ganze Gebiet der islamischen Kultur sowie auf das chinesische Geistesleben und liegen in zahlreichen deutsch geschriebenen Abhandlungen vor; allgemeinen Ruf genießen seine dreibändigen „Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristlichen Religionen". Seine mustergültigen Umdichtungen der alttestamentlichen Werke, vorzüglich der Psalmen, kamen der tschechischen Literatur sehr zustatten.

Adolf Frey ist am 12. Februar sechzigjährig in Zürich gestorben. Er hatte außer an den Universitäten Bern und Zürich vornehmlich in Leipzig und Berlin studiert und war zunächst Gymnasiallehrer in Aarau gewesen, 1898 war er an die Universität Zürich berufen worden. Frey hat sich bemerkenswerte Verdienste um die Literaturgeschichte erworben. Seine Werke über Keller, Conrad Ferdinand Meyer und Böcklin sind von bleibendem Wert. Frey hat sich auch dichterisch vielfach betätigt, Gedichte und Romane veröffentlicht und mehrfach die Festspiele zur schweizerischen Bundesfeier verfaßt.

Paul Geyer, der sich als Musikreferent des „Reichsboten" auch literarisches Ansehen zu verschaffen gewußt hatte, ist am 27. Februar sechsundfünfzigjährig in Berlin gestorben.

Stefania Goldenring, die sich lange Jahre hindurch als Übersetzerin aus dem Polnischen und Russischen bekanntgegeben hat, ist am 17. Februar den Folgen einer Operation erlegen.

Herbert Iversen ist in der zweiten Hälfte des Februar gestorben. In seiner 1918 veröffentlichten Schrift „Zwei Essays zu unserer Erkenntnis" hatte er ein vielversprechendes Talent bekundet.

Ernst Keller ist achtundsechzigjährig am 16. Februar in Frankfurt am Main gestorben. Er war ein eifriger Förderer der Volksbildungsbestrebungen gewesen und hatte eine geschätzte Ausgabe der Werke von Johann Peter Hebel veranstaltet.

Spyridon Lambros ist nach einer Meldung vom 17. Februar neunundsechzigjährig in Athen gestorben. Er hatte in Deutschland, zumal unter Mommsen und Curtius, studiert, 1873 in Leipzig promoviert, hatte seit 1878 an der Universität Athen gelehrt und war daneben Direktor der Abteilung für Volksschulwesen im griechischen Unterrichtsministerium gewesen, 1890 ordentlicher Professor der Geschichte und Mitglied der Athenischen Akademie geworden. Vom Oktober 1916 bis zum Mai 1917 hatte er als Ministerpräsident das griechische Kabinett geleitet, war beim Sturz des Königs von Anhängern des Venizelos verhaftet worden und hatte die letzten Jahre seines Lebens in griechischen Gefängnissen zugebracht. Neben eigenen wissenschaftlichen Arbeiten ist Lambros als Übersetzer von Curtius' „Griechischer Geschichte" und Gregorovius' „Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter" ins Neugriechische hervorgetreten.

Hans Landsberg ist fünfundvierzigjährig am 10. Februar einer Lungenentzündung erlegen. Er hatte in seiner Vaterstadt Breslau und in Berlin Germanistik studiert und mit einer Dissertation über Georg Büchner die philosophische Doktorwürde erworben, hatte sich dann aber einer rein publizistischen Tätigkeit zugewandt, die in erster Linie der Theatergeschichte und Literaturkritik galt.

Henriette v. Meerheimb, die Witwe des Generalleutnants von Bünau, ist nach einer Meldung vom

1. Februar in Weimar im sechzigsten Lebensjahr plötzlich verschieden. Unter ihren Romanen, die in ein breites Publikum drangen, sind in erster Linie der historische Roman „Die Kinder König Ludwigs XV." und der Kleistroman „Die Toten siegen" zu nennen.

Mario Pilo ist nach einer Meldung vom 5. Februar einundsechzigjährig in Mantua gestorben. Er galt nach oder neben Benedetto Croce für den einflußreichsten Ästhetiker Italiens, hatte auch den Lehrstuhl für Ästhetik der Universität Bologna inne gehabt. Seine Hauptwerke sind eine dreibändige Ästhetik (1894) und die „Psychologie der Musik". Pilo ist auch als Lyriker und Novellist mit eigenen Leistungen an die Öffentlichkeit getreten.

Ludwig Rubiner ist am 26. Februar achtunddreißigjährig in Berlin gestorben. Sein Hauptwerk, „Der Mensch in der Mitte", hat ihn zu einem der geistigen Führer der aktivistischen Bewegung gemacht. Sein Drama „Die Gewaltlosen" zeugt für gedankliche Tiefe. Die Gesellschaft „Das junge Deutschland" hatte Rubiner wenige Tage vor seinem Tode eine Ehrengabe zuerkannt. Neben zweifelloser literarischer Begabung kam Rubiner starkes Persönlichkeitswirken zu. Er galt für einen Geist von seltener Schärfe und Reinheit.

Rudolf Schlösser ist nach einer Meldung vom 26. Februar in Weimar gestorben. Er war am 11. Juni 1867 in Elberfeld geboren, hatte sich in Jena als Dozent für deutsche Sprache und Literatur habilitiert und bald darauf den Professortitel erhalten. Seinen vielfachen literargeschichtlichen Studien, die sich vorzugsweise auf dem Gebiet der Goethe-Forschung bewegen, ist Anerkennung nicht versagt geblieben. Schlösser war am 1. Juli 1919 zum Direktor des Goethe-Schiller-Archivs ernannt worden.

Leopold v. Schroeder ist nach einer Meldung vom 9. Februar achtundsechzigjährig in Wien gestorben. Er durfte als Sprach- und Literaturforscher einen hohen Rang beanspruchen. Balte von Geburt, hatte er in seiner Vaterstadt Dorpat indogermanische Sprachwissenschaft studiert und schon während seiner Studienzeit die goldene

Preismedaille der dortigen philosophischen Fakultät erhalten. 1859 war er ordentlicher Professor für Sanskrit und indische Altertumskunde in Innsbruck geworden, 1899 der Nachfolger Georg Bühlers in Wien. v. Schroeder hat nicht nur kritische Ausgaben wichtiger altindischer Literaturdenkmäler veranstaltet, er hat auch wertvolle Einzelstudien über die Poesie des indischen Mittelalters und über Pythagoras veröffentlicht. Die Kenntnis des Buddhismus ist durch ihn wesentlich gefördert worden. Auch eine Bühnenbearbeitung der „Sakuntala" rührt aus seiner Feder her. v. Schroeders Arbeit hat über sein engeres Gebiet hinaus auch auf die allgemeine Sagen- und Literaturforschung befruchtend eingewirkt.

Bernhardine Schulze-Smidt ist am 17. Februar vierundsiebzigjährig in Bremen gestorben. Unter ihren zahlreichen erzählenden Schriften sind die „Eiserne Zeit", die „Bremische Reformationschronik" sowie „Demoiselle Engel. Altbremer Hausgeschichte" in ein breiteres Publikum gedrungen.

Hermann Siebeck ist siebenundsiebzigjährig am 26. Februar in Gießen gestorben. Er war in Eisleben geboren, hatte in Leipzig und Berlin studiert, war zunächst im höheren Schuldienst tätig gewesen, hatte sich 1872 in Halle habilitiert, war als ordentlicher Professor nach Basel, dann 1883 nach Gießen berufen worden, wo er seither ununterbrochen gewirkt hatte. Seine bedeutendste wissenschaftliche Leistung ist das „Lehrbuch der Religionsphilosophie", in dem das religiöse Bewußtsein als Erlebnis stark betont ist. In einer Schrift über das Wesen der ästhetischen Anschauung war Siebeck von Herbarts Grundsätzen ausgegangen, um sich der idealistischen Ästhetik eines Friedrich Theodor Vischer und Schasler anzunähern. Seine Geschichte der Psychologie, die die Leistungen der Scholastik auf diesem Gebiete besonders und wohl zum ersten Male hervorhob, ist unvollendet geblieben. Auch über Goethe als Denker hat Siebeck geschrieben.

Sigurd Trier, einer der bekannteren dänischen Journalisten und Schriftsteller, ist Mitte Februar gestorben.

Friedrich Voigt, der sich noch bis in die letzten Wochen seines Lebens hinein mit einem Werk über die hamburger Siedlungsfrage beschäftigt hatte, ist am 14. Februar sechsundachtzigjährig in Hamburg gestorben.

März 1920:

Moritz Benedikt, der Herausgeber der „Neuen Freien Presse", Wien, ist nach einer Meldung vom 25. März einundsiebzigjährig gestorben.

Leo Birinski, der durch sein bühnenwirksames Drama „Moloch" bekannt geworden ist, ist nach einer Meldung vom 22. März freiwillig aus dem Leben geschieden, ein Schritt, zu dem uneinlösbare pekuniäre Verpflichtungen die Ursache abgegeben haben sollen. Birinski hieß mit bürgerlichem Namen Ottes und war aus Tschernowitz gebürtig.

Wilhelm Bousset ist nach einer Meldung vom 12. März fünfundfünfzigjährig in Gießen gestorben. Er war als Sohn eines Pastors in Lübeck geboren worden, hatte in Erlangen, Leipzig und Göttingen studiert, war 1889 Privatdozent in Göttingen, später Professor in Gießen geworden. Er war einer der überzeugtesten Führer der religionsgeschichtlichen Schule und hat mit Gunkel zusammen „Die Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments" herausgegeben. Sein Hauptwerk ist das 1903 erschienene Buch „Das Wesen der Religion".

Johannes Dierauer ist nach einer Meldung vom 16. März achtundsiebzigjährig in St. Gallen gestorben. Er entstammte einfachen ländlichen Verhältnissen, war zunächst Volksschullehrer gewesen, hatte dann an der Universität Zürich studiert und die Lehrtätigkeit für das Fach der Geschichte an der Kanton-Schule in St. Gallen ausgeübt. Seine fünfbändige Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft, eine Geschichte des Kantons St. Gallen, die St. Gallischen Analekten, die Biographie Müller-Friedbergs haben ihm unter den schweizer Historikern eine ansehnliche Stellung verschafft.

Charles Garvice ist nach einer Meldung vom 5. März in Richmond gestorben. Er war der Marlitt der englischen Literatur und hat in den Auflagen einiger seiner Werke die erste Million überschritten. Charakteristisch ist, daß Garvice erst als gereifter Mann im Jahre 1899 seine literarische Laufbahn angetreten hat.

Paul Haller ist achtunddreißigjährig nach einer Meldung vom 12. März in Zürich gestorben. Er war Lehrer im aargauischen Lehrerseminar in Wettingen und hat ein Mundartdrama, „Robert und Marie" (1916), verfaßt, das nach ernstem Bericht als Dichtung im strengsten Sinne des Wortes zu gelten hat.

Otto Neitzel, der seit 1887 als Musikkritiker an der „Kölnischen Zeitung" gewirkt hat, ist am 10. März achtundsechzigjährig in Köln gestorben. Er hatte das joachimsthalsche Gymnasium besucht, seine Doktorprüfung abgelegt und sich dann ganz seiner musikalischen Tätigkeit gewidmet. Doch ist er auch als Musikschriftsteller, abgesehen von seiner Rezensententätigkeit, bemerkenswert hervorgetreten, hat in Schriften und Büchern Beethovens Symphonien behandelt und eine Biographie von Saint-Saëns verfaßt. Sein Führer durch die Opern der Gegenwart ist in breite Kreise gedrungen.

Hermann Oldenberg ist fünfundsechzigjährig am 27. März in Göttingen gestorben. Er war 1854 in Hamburg geboren, wo sein Vater als Seelsorger und Inspektor am Rauhen Hause tätig war. Er hatte in Berlin unter Weber und Kirchhoff studiert, sich hier 1879 habilitiert, war zehn Jahre später Professor in Kiel und 1908 ordentlicher Professor in Göttingen geworden. Seine Hauptwerke sind „Buddha, sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde", „Religion des Veda", „Die Literatur des alten Indien", „Die Lehre der Upanishads und die Anfänge des Buddhismus". Oldenbergs darstellerische Kunst ist sehr hoch einzuschätzen, sein „Buddha" gehört zu den Büchern, auf die Deutschland auch in stilistischer Hinsicht stolz sein kann.

Fritz Oswald, der sich publizistisch und schrift-

stellerisch betätigt hat, ist nach einer Meldung vom 5. März zweiundfünfzigjährig gestorben.

Hans Heinrich Reclam, der Mitbegründer der Universalbibliothek, ist am 31. März neunundsiebzigjährig in Leipzig gestorben.

Georg Ruseler ist am 6. März fünfundfünfzigjährig in Oldenburg gestorben. Er hat sich als Sammler von Volksliedern, aber auch als Erzähler und Dramatiker bemerkenswert betätigt.

Vincent Arthur Smith ist nach einer Meldung vom 2. März zweiundsiebzigjährig in Oxford gestorben. Seine Werke zur indischen Geschichte, Kunst- und Kulturgeschichte gelten als die maßgebenden Leistungen auf diesem Gebiet.

Sophie Soemmerring ist nach einer Meldung vom 26. März zweiundachtzigjährig in Frankfurt a. M. gestorben. Sie war am 14. April 1838 in Mainz als Tochter des Naturforschers Theodor v. Soemmerring geboren und hat unter dem Pseudonym Artur Halding zahlreiche Romane und Novellen, die der Unterhaltungsliteratur angehören, verfaßt, auch eine Sammlung von Gedichten herausgegeben und ist mit ihrem Volksstück „Der verlorene Sohn" auf die Bühne gedrungen.

Federigo Tozzi ist nach einer Meldung vom 25. März einer Lungenentzündung erlegen. Er stammte aus Siena und hat sich als Redakteur der „Domenica del Messaggero" dann als Schriftleiter der in Siena erscheinenden katholisch-imperialistischen Zeitschrift „La Torre" kümmerlich durchs Leben geschlagen. Als Romanschriftsteller war Tozzi zuerst 1917 mit seinem Roman „Bestie" hervorgetreten. Seine späteren Bücher „Con gli occhi chiusi" und „Tre croci" haben sein literarisches Ansehen gefestigt.

Karl Trotsche ist nach einer Meldung vom 25. März ein Opfer der revolutionären Bewegung geworden. Er wurde in seiner Tätigkeit als Administrator auf dem Gut Bülow bei Crivitz von Männern, die auf das Gut eindrangen und die Auslieferung der Waffen

verlangten, niedergestreckt. Die mecklenburgische Litteratur verliert in ihm, trotzdem nur zwei Bände von ihm gedruckt vorliegen, einen hervorragenden Vertreter. Sein 1913 erschienener Roman „Söhne der Scholle“ darf als literarische Leistung bewertet werden.

Frau Humphrey Ward ist am 25. März neunundsechzigjährig in London gestorben. In den letzten Jahren weniger beachtet, hatte sie ihrerzeit zumal mit ihrem Roman „Robert Elsmere“ denkbar größten Erfolg errungen, der freilich weniger der literarischen Qualität des Buches, als dem gedanklichen Inhalt und der Tendenz zu danken war. Frau Humphrey Ward, die sich auch als Philanthropin ausgezeichnet und eine lebhafte Agitation gegen das Frauenstimmrecht entfaltet hatte, hat nach „Robert Elsmere“ noch eine Reihe größerer Romane, u. a. die „Geschichte des David Grieve“, veröffentlicht, die ihrerzeit viel gelesen wurden, den Erfolg des „Robert Elsmere“ aber nicht erreichen konnten. Mary Augusta Arnold, wie der Mädchenname Humphrey Wards lautet, war als Enkeltochter des bekannten Historikers Thomas Arnold am 11. Juni 1851 in Hobart (Tasmania) geboren, war aber bereits als fünfjähriges Kind nach England gekommen und hatte sich 1872 mit dem Schriftsteller Thomas Humphrey Ward vermählt. Am Tage vor ihrem Tode war ihr von der Universität Edinburg das Ehrendoktorat verliehen worden.

April 1920:

Der norwegische Schriftsteller Tryggve Andersen ist Anfang April gestorben. Er war eine wenig produktive Natur, doch bieten seine Werke hervorragende Einzelheiten. Sein Hauptwerk war sein Buch „I Cancelliraadens Dage“, das im Jahre 1897 erschien und Schilderungen aus dem Norwegen des vorigen Jahrhunderts enthielt. Daneben hat Andersen einen Roman 1898, eine Gedichtsammlung 1899 und fünf Novellensammlungen veröffentlicht. Sein Stil wird als stark und echt gerühmt.

Viktor Blüthgen ist am 2. April sechsundsiebzigjährig in Berlin gestorben. In dem Landstädtchen Zörbig geboren, hatte er die franckeschen Lehranstalten in Halle besucht, dann Theologie studiert, um sich früh genug der Journalistik zuzuwenden. Er war Redakteur an der „Crefelder Zeitung" gewesen und hatte zeitweise die Leitung der „Gartenlaube" übernommen. Soweit man Viktor Blüthgen für die Literatur in Anspruch nehmen darf, kommen seine Dichtungen für Kinder und daneben seine Lyrik in erster Linie in Frage. Seine größeren Romane, „Ein Friedensstörer", „Der Preuße", „Die Spiritisten", sind nur der Unterhaltungsliteratur beizurechnen, aber unter seinen Novellen finden sich auch künstlerisch anmutende Darbietungen, wie die „Schwarze Kaschka". Als menschliche Persönlichkeit durfte sich Viktor Blüthgen, den einst Ernst Scherenberg in die Literatur eingeführt und Julius Lohmeyer für die Jugendschriftstellerei gewonnen hatte, bester Sympathien erfreuen.

Kasimir v. Chledowski ist nach einer Meldung vom 7. April achtzigjährig in Wien gestorben. Er darf als ein Schüler Taines bezeichnet werden und ist mit seinen Büchern über die Renaissance, das Barock und das italienische Rokoko in weitere Kreise gedrungen.

Hermann Ehrenberg ist nach einer Meldung vom 28. April zweiundsechzigjährig in Münster gestorben. Er war am 7. März 1858 in Halle a. S. geboren, hatte zuerst in preußischen Staatsarchiven und am vatikanischen Archiv in Rom gearbeitet und 1904 das Ordinariat für Kunstgeschichte an der Universität Münster erhalten. Er gab einen beachteten Grundriß der Kunstgeschichte 1909, desgleichen ein Handbuch der Kunstgeschichte 1906 heraus. Sein Hauptverdienst ist in der Wiederentdeckung der westfälischen Architektur der Renaissance- und Barockzeit zu suchen.

Paul Frédéricq ist nach einer Meldung vom 4. April siebzigjährig in Gent plötzlich gestorben. Er erfreute sich als Historiker eines guten Rufes und galt als einer der besten Kenner der flämischen Sprache und Literatur.

Friedrich Imhoof-Blumer ist nach einer Meldung vom 30. April zweiundachtzigjährig in Winterthur (Schweiz) gestorben. Er war am 11. Mai 1838 in Winterthur geboren, hatte sich zunächst dem Kaufmannsberuf zugewandt, war dann aber durch seine große Vorliebe besonders für griechische Münzen zu weitreichender Sammeltätigkeit und zu wissenschaftlicher Betätigung in der Numismatik gelangt. Neben zahlreichen Einzelstudien veröffentlichte er an größeren Werken Bücher über die Porträtköpfe auf römischen Münzen (1879) und über die griechischen Münzen (1883). Kein Geringerer als Mommsen war es, der sich lebhaft für Imhoof-Blumers wissenschaftliche Tätigkeit eingesetzt hat.

Josefine Grau ist am 4. April achtundsechzigjährig im Mutterhaus zu Fulda gestorben. Sie hatte ihr ganzes Leben in der Bischofsstadt zugebracht und der Geschichte Fuldas ein besonderes Interesse gewidmet. Sie war eine rege Mitarbeiterin der „Fuldaer Zeitung", hat zahlreiche Novellen und Romane verfaßt, unter denen das „Lob des Kreuzes", das 1900 erschien, unbedingt die erste Stellung einnimmt.

Fritz Münch ist nach einer Meldung vom 21. April in Jena an den Folgen einer Verwundung, die er im Kriege vor etwa fünf Jahren erhalten hatte, gestorben. Er war Elsässer von Geburt und hatte im Jahre 1911 in Jena den Doktorgrad mit einer Arbeit „Erlebnis und Geltung, eine systematische Untersuchung zur Transzendentalphilosophie", erlangt. Von seiner Doktorarbeit ist von maßgebender Seite gesagt worden, daß sie alle philosophischen Doktorarbeiten der jenaer Fakultät seit der Schopenhauers überragt habe.

Oskar Münsterberg ist nach einer Meldung vom 13. April vierundfünfzigjährig in Berlin gestorben. Ursprünglich Kaufmann, hat er sich später wissenschaftlichen Studien zugewandt, war auch eine Zeitlang als Verlagsdirektor der „Nationalzeitung" (1906—09) tätig. Seine beiden großen Publikationen „Japans Kunst" und die „Chinesische Kunstgeschichte" sind, wenn auch von der Kritik hart angefaßt, bahnbrechende Leistungen gewesen.

Der tschechische Literarhistoriker Jan V. Novák, der sich um das Studium J. A. Comenius' sehr verdient gemacht hat, starb am 30. April in Prag in seinem siebenundsechzigsten Lebensjahre.

Ernst Reimann ist nach einer Meldung vom 15. April in Berlin gestorben. Er hatte vor dem Kriege ein Drama „General Bonaparte" (S. Fischer Verlag) veröffentlicht, das der damalige Referent des „Literarischen Echos" als ganz vortreffliches Theaterstück, aber eben auch nur als solches, gekennzeichnet hatte. Reimann soll sich mit eigenartigen und neuartigen dichterischen Problemen getragen haben, von denen aber bisher so gut wie nichts an die Öffentlichkeit gedrungen ist.

S. Schottländer, der bekannte Verlagsbuchhändler und Leiter der schlesischen Verlagsanstalt von S. Schottländer A.-G., ist am 2. April sechsundsiebzigjährig in Breslau gestorben. Er war am 19. Juni 1844 in Münsterberg in Schlesien geboren und hatte seine buchhändlerische Ausbildung zum Teil in Paris erhalten. Seinerzeit durfte er Anzengruber, Bodenstedt, Dahn, Fontane, Gutzkow, v. Gottschall, Heyse, Wilhelm Jensen, Paul Lindau, Max Nordau, Roquette, Richard Voß, Wilbrandt zu den Autoren seines Verlages rechnen.

Joseph Soetebier ist am 3. April fünfundsechzigjährig in Berlin gestorben. Er erfreute sich als Journalist eines guten Ansehens.

Moritz Trautmann ist nach einer Meldung vom 23. April achtundsiebzigjährig in Frankfurt am Main gestorben. Er war am 24. März 1842 in Klöden geboren und hatte lange Jahre hindurch als Vertreter der englischen Philologie an der bonner Universität gewirkt. Seine Studien bewegten sich zumeist auf grammatikalischem Gebiet, wurden aber auch auf die Fremdwörterfrage ausgedehnt. Trautmann hat das Beowulf-Lied mit beigefügter Übersetzung herausgegeben, desgleichen die altenglischen Rätsel mit Erläuterungen und Wörterbuch. Seine kleine Lautlehre des Deutschen, Französischen und Englischen ist vielfach zu Rate gezogen worden.

Ludwig Wimmer ist am 29. April in Kopenhagen einundachtzigjährig gestorben. Er war am 7. Februar 1839 in Ringkjöbing geboren worden. Er war neben Sophus Bugge der Begründer der Runenforschung und hat nachgewiesen, daß die Runen nicht auf nordgermanischem Boden entstanden, sondern im zweiten oder dritten Jahrhundert n. Chr. aus dem lateinischen Alphabet hervorgegangen sind. Sein Werk „Ursprung und Entwicklung der Runenschrift" sowie seine spätere vierbändige Arbeit „Die dänischen Runendenkmäler" waren ihrerzeit maßgebend und werden ihre Bedeutung wahren. Die leipziger Universität hatte Wimmer 1909 zum Ehrendoktor ernannt.

Mai 1920:

In Bukarest starb fünfundsechzigjährig C. Dobrogeann-Gherea, einer der besten und bekanntesten Literarhistoriker Rumäniens. Sein Hauptwerk auf diesem Gebiete nennt sich „Kritische Studien über die rumänische Literatur". Gherea, der ein wildes, revolutionäres Jugendleben hinter sich hatte, war gleichzeitig der geistige Leiter des Sozialismus in Rumänien. Er hat die Schriften von Marx und Lassalle in seine Muttersprache übersetzt und außerdem in vielen eigenen Werken wie „Die Rechte des Menschen", „Marx und die rumänischen Nationalökonomen", „Sklaverei und Sozialismus" u. a. m. Stellungnahme zu sozialistischen Weltideen gesucht.

August Dorner ist in der zweiten Hälfte des Aprils dreiundsiebzigjährig in Hannover gestorben. Er war am 13. Mai 1846 in Schiltach im Badischen geboren, hatte in Göttingen, Tübingen und Berlin studiert und 1867 als Schüler Trendelenburgs mit einer Arbeit über Baco von Verulam promoviert. Nach einer Vikartätigkeit im Württembergischen und einer seelsorgerischen Tätigkeit an den deutschen Gemeinden zu Lyon und Marseille war er 1874 an das Prediger-Seminar in Wittenberg gekommen, wo er die Lutherhalle geschaffen hat, die eine umfangreiche Sammlung von Urkunden und Erinnerungen aus

der Reformationszeit enthält. 1889 war er Professor für systematische Theologie und Ethik in Königsberg geworden und hatte sein Amt bis 1916 geführt. Dorner, den eine enge Freundschaft mit Pfleiderer und Eduard von Hartmann verband und der unter dem geistigen Einfluß Kants und Schleiermachers stand, zählte zu den hervorragendsten Vertretern der liberalen protestantischen Theologie. Sein „Grundriß der Religionsphilosophie" und seine „Metaphysik des Christentums" sind von seinen zahlreichen Schriften am bekanntesten geworden.

August Fournier ist am 18. Mai in Wien gestorben. Er entstammte einer französischen Emigrantenfamilie, war in Wien geboren, hatte sich dort 1875 habilitiert, war ordentlicher Professor in Prag, 1903 in Wien geworden. Neben den älteren deutschen Geschichtsquellen beschäftigten ihn historisch-methodologische Prinzipienfragen. Seine Hauptarbeit galt der Erforschung der Geschichte Österreichs und Europas in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts und im Napoleonischen Zeitalter. Am bekanntesten ist sein dreibändiges Werk über Napoleon I. geworden. Aber auch seine Studien über Gentz und Cobenzl, über Maria Theresia, Julie von Krüdener, den Tugendbund, das Iluminaten- und Aufklärerwesen dürfen Anspruch auf bleibende Beachtung erheben.

Willi Handl ist am 26. Mai den Folgen einer Grippe erlegen. Er stand in seinem achtundvierzigsten Lebensjahr und hatte soeben einen größeren Roman abgeschlossen. Er schrieb beachtenswerte Theaterkritiken für den „Berliner Lokal-Anzeiger" und übte im besten Sinne eine Vermittlerrolle zwischen Wien, seiner Heimat, und Berlin, seiner Wahlheimat, aus. Mit Julius Bab zusammen hat er ein Buch über deutsche Schauspieler sowie ein weiteres Buch „Wien und Berlin" herausgegeben. Seine eigne Schrift „Österreich und der deutsche Geist" (1915) erweist ihn als klugen Beurteiler und geschmackvollen Stilisten.

Kaspar Hauser ist am 16. Mai aus dem Leben geschieden. Seine Hauptarbeiten galten der schweizerischen

Städtegeschichte. Er war besonders für die Geschichte Winterthurs und seiner Umgebung erfolgreich tätig.

Carl Helling ist nach einer Meldung vom 5. Mai sechsundvierzigjährig in Koblenz gestorben. Er hatte sich zunächst der Architektenlaufbahn gewidmet, sich dann aber sehr bald nach Verlust seines Vermögens journalistisch betätigt. 1909 war er nach Essen an die „Rheinisch-Westfälische Zeitung" gekommen, deren unpolitischen Teil er elf Jahre hindurch geleitet hat.

Eduard von Hoffmeister ist achtundsechzigjährig nach einer Meldung vom 21. Mai gestorben. Er hatte 1870 den Feldzug als Leutnant mitgemacht, war dann zum Generalstab kommandiert worden, hatte sich in der Expedition nach China mehrfach ausgezeichnet und war schließlich als Generalleutnant zur Disposition gestellt worden. Er hat sich als Forschungsreisender und geographischer Schilderer mit seinen Büchern über „Ost und West" (1907), „Kairo—Bagdad—Konstantinopel" (1910), „Durch Armenien" (1911) einem breiteren Publikum empfohlen.

Williams Dean Howells ist dreiundachtzigjährig in Neuyork nach einer Meldung vom 26. Mai gestorben. Er war 1837 geboren worden, hatte zunächst als Setzer in Zeitungsdruckereien gearbeitet und 1861 seine schriftstellerische Tätigkeit mit einem „Leben Lincolns" aufgenommen. Die amerikanische Regierung hatte ihm früh ihre ganz besondere Aufmerksamkeit zugewandt und ihn als Konsul nach Rom, später nach Venedig gesandt. Der Aufenthalt in Italien ist für Howells Entwicklung bedeutsam geworden, er kehrte als überzeugter Vertreter des Realismus in der Literatur in seine Heimat zurück. Unter seinen Werken ragen „Their wedding journey" und „A foregone conclusion" hervor.

Johann Kirste ist nach einer Meldung vom 12. Mai neunundsechzigjährig in Graz gestorben, wo er als Professor der orientalischen Philologie gewirkt hatte.

David Koch, Ehrendoktor der Universität Heidelberg und Herausgeber des Christlichen Kunstblattes, ist ein-

undfünfzigjährig nach einer Meldung vom 19. Mai einem Schlaganfall erlegen.

Daniel Kühn, als pfälzischer Dialektdichter in seiner engeren Heimat geliebt und gefeiert, ist nach einer Meldung vom 14. Mai in Speyer zweiundsechzigjährig einer schweren Operation erlegen. Er war beruflich als Beamter im Rechnungswesen der staatlichen Forstverwaltung tätig und war am 28. März 1859 als Sohn eines Nagelschmieds zu Höringen bei Winnweiler geboren worden. Unter seinen Sammlungen von Mundart-Poesie ragen „Pfälzer Schnitze" (1887), „Aus der Hamet" (1905) und „Hoch die Pfalz" (1908) hervor.

Viktor Lommer ist nach einer Meldung vom 16. Mai einundachtzigjährig in Jena gestorben. Er war Notar und Bürgermeister in Orlamünde gewesen, hatte sich dann aber dem Studium der Heimatsgeschichte zugewandt, einem Gebiet, auf dem er eine äußerst beachtenswerte publizistische Tätigkeit entwickelt hat.

Die älteste tschechische Schriftstellerin Věnceslava Lužická (eig. Anna Srbová) starb in ihrem fünfundachtzigsten Jahre am 4. Mai in Prag. Als Leiterin des Frauenblattes „Lada" und durch ihre zahllosen Romane und Erzählungen genoß sie in der tschechischen Damenwelt eine große Beliebtheit.

Hans Osman, Redakteur der „Deutschen Tageszeitung", ist am 15. Mai in Deutsch-Eylau gestorben.

Siegmund M. Prem ist nach einer Meldung vom 3. Mai siebenundsechzigjährig in Innsbruck gestorben. Er war am 27. Oktober 1853 in Niederau im Unterinntal geboren und hatte sich zunächst der Oberlehrerlaufbahn zugewandt, die ihn nach Klagenfurt und Graz geführt hatte. Prem hat sich durch gründliche Arbeiten auf dem Gebiete der tirolischen Literaturgeschichte, besonders über Adolf Pichler, Martin Greif und Hermann von Gilm hervorgetan, er hat seine Studien dann auch auf Goethe ausgedehnt, über den er nicht nur in bezug auf seine eigene tirolische Heimat, sondern auch in weitergreifender Darstellung geschrieben hat. Ein in mehreren Auflagen erschienenes Werk über Goethe aus dem Jahre 1879

stammt aus seiner Feder. Den Abschluß seines Lebenswerkes „Geschichte der tirolischen Literatur" zu erleben, war ihm nicht mehr vergönnt.

Hans Semper, Professor der Kunstgeschichte an der Universität Innsbruck, ist fünfundsiebzigjährig nach einer Meldung am 30. Mai in Innsbruck gestorben. Er war der Sohn Gottfried Sempers, hatte sich früh dem Studium der italienischen Skulptur zugewandt und sich 1876 in Innsbruck habilitiert. Die große Biographie seines Vaters (1880), Studien über Donatello und dessen Vorläufer, sowie spätere Arbeiten über die Alpenkunst des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, insbesondere über den Holzschnitzer und Maler Michael Pacher, sichern Semper eine gute Stellung in der zeitgenössischen Kunstgeschichtsforschung.

Karl Storck ist siebenundvierzigjährig am 14. Mai auf einer Reise in das Sauerland gestorben. Eine reich begabte und enthusiastische Natur, hat er ein vielseitiges Schaffen entfaltet, war als Redakteur am „Türmer", sowie als Musikreferent an der „Deutschen Zeitung" tätig, hat ein vielbeachtetes Opernbuch, eine deutsche Literaturgeschichte, eine Musikgeschichte, ein Buch über den Tanz, über Musik und Musiker in der Karikatur, eine Mozart-Biographie veröffentlicht und war neben dem allen eifrig um die wirtschaftliche Hebung des Musikerstandes bemüht; wie er denn überhaupt sozialpolitischen Fragen ein besonderes Interesse entgegenbrachte.

Robert Wolf, Redakteur des „Illustrierten Wiener Extrablattes", ist zweiundsiebzigjährig am 16. Mai in Gleichenberg gestorben. Er nahm unter den wiener Journalisten eine sehr geachtete Stellung ein und hat an vielen der Jüngeren erzieherisch gewirkt.

Juni 1920:

Heinrich Bertelmann, der sich in seiner engeren hessischen Heimat durch zahlreiche Romane bekannt ge-

geben hat, ist nach einer Meldung vom 1. Juni in Kassel vierundfünfzigjährig gestorben.

Joseph E. K. Bischoff, der unter dem Pseudonym Konrad von Bolanden eine umfassende schriftstellerische Tätigkeit entfaltet hat, ist nach einer Meldung vom 6. Juni fast zweiundneunzigjährig in Speyer gestorben. Er war 1828 zu Niedergailbach in der Rheinpfalz geboren, hatte sich dem Studium der katholischen Theologie zugewandt und war zunächst Priester geworden. Im Alter von fünfzig Jahren war er aber freiwillig aus dem Priesterstande ausgeschieden, um sich ganz der Schriftstellerei hinzugeben, die ihm schließlich die Würde eines Wirklichen Geheimen Kammerherrn des Papstes Pius IX. eintrug. Seine lange Reihe geschichtlicher und kulturhistorischer Romane und Novellen bedeutet aber in Wirklichkeit nur ebensoviel ungezügelte, temperamentvolle Angriffe auf den Protestantismus. Zu nennen sind „Luthers Brautfahrt", „Gustav Adolf", „Franz von Sickingen" und „Barbarossa".

Paul Hamburger, Generalsekretär des Reichsverbandes der deutschen Presse und Vertreter der „Breslauer Zeitung", ist am 6. Juni einundsechzigjährig einem Herzschlag erlegen. Er war am 18. Oktober 1859 in Breslau geboren, hatte daselbst und in Straßburg studiert und 1889 die Redaktion von „Nord und Süd" übernommen. Er führte später die Leitung des Feuilletons der „Breslauer Zeitung", bis er als deren Vertreter 1896 nach Berlin übersiedelte. In Gemeinschaft mit seinem Freunde Paul Marx hat sich Hamburger nachwirkende Verdienste um die Organisation des deutschen Redakteurberufes erworben.

Friedrich Meißner ist sechsundvierzigjährig am 22. Juni in Rohrbach bei Heidelberg gestorben. Er war als Schriftleiter an der „Elberfelder Zeitung" und am „Berliner Tageblatt" tätig gewesen, war Direktor der Deutschen Verlagsgesellschaft Union geworden und hat zahlreiche Einzelschriften und -studien über das Zeitungswesen, über Bedeutung und Aufgaben der Fachpresse veröffentlicht.

George Erneste Morrison, langjähriger Korrespondent der „Times" in Peking und seit 1912 politischer Berater der chinesischen Regierung, ist nach einer Meldung vom 1. Juni gestorben.

Hans Pabst, der im vorigen Winter mit seinem Drama „Savonarola" einen Erfolg hatte und eben mit einem Libretto für Eugen d'Albert beschäftigt war, ist nach einer Meldung vom 7. Juni einunddreißigjährig einem Hitzschlag erlegen.

Bernhard Reuter ist Ende Juni dreiundsechzigjährig in Köln gestorben, wo er sich als Schriftleiter der „Kölnischen Volkszeitung" seit 1889 betätigt hat.

Henrik Scharling, einer der bekanntesten dänischen Schriftsteller, ist am 7. Juni gestorben. Er war Professor der Theologie an der kopenhagener Universität, hat sich aber auch unter dem Pseudonym Nikolaj als schöngeistiger Schriftsteller hervorgetan. Seine zwei Bücher „Meine Frau und ich" und besonders „Zur Neujahrszeit im Pastorat zu Nöddebo" haben sowohl in Dänemark wie in Deutschland und im weiteren Auslande einen großen Leserkreis gefunden.

Max Weber ist am 15. Juni in München sechsundfünfzigjährig einem Herzschlag erlegen. Er war im Jahre 1864 in Berlin als Sohn des Stadtrats und nationalliberalen Reichstagsabgeordneten Max Weber geboren worden, hatte in Berlin studiert, sich 1892 als Privatdozent für Handelsrecht in Berlin habilitiert, war 1894 ordentlicher Professor in Freiburg, 1897 in Heidelberg geworden und war schließlich einem Ruf an die münchener Universität gefolgt. Seine ersten Arbeiten galten vorwiegend der Rechts- und Wirtschaftsgeschichte und brachten bedeutungsvolle „Untersuchungen zur Geschichte der Handelsgesellschaften im Mittelalter". Später hat sich Max Weber hauptsächlich Untersuchungen zur Methodologie der Volkswirtschaftslehre zugewandt, daneben eigenartige Studien über die Beziehungen der Religionen und Religionsbekenntnisse zum wirtschaftlichen Leben angestellt. Sein 1915 erschienenes Werk „Wirtschaftsethik und Weltreligionen" beweist nicht nur

eine höchst ausgedehnte Kenntnis auf weit entlegenen Gebieten, es gehört auch in Stoffbeherrschung und Darstellung zu den hervorragenden Leistungen deutscher Wissenschaft.

Juli 1920:

Moritz Alsberg ist nach einer Meldung vom 9. Juli achtzigjährig in Kassel gestorben. Von Hause aus Mediziner, war er in jungen Jahren nach der Kap-Kolonie gekommen und hatte dort durch erfolgreiche Operationen und Heilung von Schlangenbiß von sich reden gemacht. Sein Gedichtband „Afrikanische Klänge" stammt aus dieser Zeit. Er ist dann 1877 nach Deutschland zurückgekehrt, hat sich als Mitarbeiter der „Frankfurter Zeitung" hervorgetan und verschiedene Werke zur Urgeschichte der Menschen und zum Rasseproblem veröffentlicht.

Lena Christ hat sich am 1. Juli auf dem münchener Waldfriedhof vergiftet, da eine schwere Anklage wegen wiederholter Bilderfälschungen gegen sie anhängig gemacht worden war. Sie hat das Alter von vierzig Jahren noch nicht erreicht, stammte aus Bayern und hat in ihren Romanen und Erzählungen entschiedenes schriftstellerisches Talent bekundet.

Heinrich Friedjung ist am 14. Juli neunundsechzigjährig in Wien gestorben. Er war am 18. Januar 1851 geboren, hatte sich der politischen Schriftstellerei zugewandt und 1886 die Leitung der „Deutschen Zeitung" in Wien übernommen. In seinen wissenschaftlichen Werken, unter denen „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland", „Der Ausgleich mit Ungarn" und „Das Zeitalter des Imperialismus" besonders hervorragen, hat sich Friedjung als hervorragenden Historiker und weitsichtigen Politiker bekanntgegeben. Die Zuverlässigkeit und scharfe Kritik seiner Quellenforschung erhoben ihn in gleichem Maße wie seine klare Darstellung zum ersten Historiker Österreichs.

Ludwig Ganghofer ist am 24. Juli in Tegernsee einem Herzschlag erlegen. Er hatte die Lateinschule in Neuburg a. d. Donau, das Realgymnasium in Augsburg

und Regensburg besucht und sich sodann dem Studium der Maschinentechnik auf der Technischen Hochschule zu München zugewandt, später naturwissenschaftliche Studien in Würzburg, München und Berlin betrieben. 1879 war er als Dramaturg an das Ringtheater in Wien gegangen, in den Jahren 1886—1892 war er Feuilletonredakteur am „Wiener Tageblatt" gewesen und hatte sich nachher einer freien schriftstellerischen Tätigkeit zugewandt. Mit seinen Dramen „Der Herrgottschnitzer von Ammergau", „Der Prozeßhansl" und „Der Geigenmacher von Mittenwald" hat sich Ganghofer auf der Bühne durchgesetzt und behauptet. Unter seinen Romanen kommt dem „Klosterjäger" und dem „Schweigen im Walde" die verhältnismäßig größte Bedeutung zu. Ganghofer darf nicht nur literarisch bewertet werden, was zu seinen Ungunsten spräche. Er war eine menschlich kraftvolle Persönlichkeit, und sein „Lebenslauf eines Optimisten" wird für seine menschliche Bedeutung zeugen, auch nachdem der Ruhm seiner Schriftstellerei verblichen sein wird. Als Sohn eines höheren Forstbeamten hatte er ein besonderes Verhältnis zur Landschaft, das wiederum seiner Persönlichkeitsentfaltung zugute kam.

Rudolf Grzywacz ist in den ersten Julitagen zweiundsechzigjährig nach langem schweren Leiden im Tropenkrankenhaus in Hamburg gestorben. Er war Schiffahrtskapitän gewesen und war 1888 in die Schriftleitung der „Neuen Hamburgischen Börsenhalle" eingetreten. Er hat sich sehr eifrig für die Interessen des Journalistenstandes eingesetzt.

Franz Hirsch ist am 18. Juli sechsundsiebzigjährig in Berlin gestorben. Er war am 2. Mai 1844 in Thorn geboren worden, hatte sich früh einer publizistischen Tätigkeit zugewandt, 1871 das „Neue Blatt" begründet, später den „Salon" und „Schorers Familienblatt" geleitet. Seine lyrischen Dichtungen, die unter dem Titel „Vagantensang und Schwerterklang" gesammelt erschienen sind, sowie sein „Ännchen von Tharau" haben sein leichtes, aber echtes Talent bekundet. Er hat auch im Jahre 1877 eine illustrierte deutsche Literaturgeschichte herausgegeben.

Viktor Ruß ist am 17. Juli einundachtzigjährig verschieden. Er war langjähriges Mitglied des österreichischen Abgeordneten-, später des Herrenhauses und Präsident des wiener Goethevereins gewesen.

Alexander Supan ist dreiundsiebzigjährig am 6. Juli in Breslau gestorben. Er war 1847 zu Innichen in Tirol geboren, hatte in Graz und in Wien studiert, war in Laibach, später in Czernowitz Gymnasiallehrer gewesen, hatte die Leitung von „Petermanns geographischen Mitteilungen" in Gotha übernommen und war 1909 einem Ruf als ordentlicher Professor für Erdkunde nach Breslau gefolgt. Im April 1919 war er von seinem Lehramt zurückgetreten. Supans geographische Lehrbücher haben eine weite Verbreitung gefunden. In ihm selbst ist ein Gelehrter von europäischem Ruf dahingegangen.

Maria von Wildenbruch ist am 3. Juli in Weimar gestorben. Sie hat ihren Gatten um elf Jahre überlebt und in dieser Zeit Wesentliches für die literarische Verwertung seines Nachlasses und die Herausgabe seiner Werke sowie seiner Biographie geleistet.

Otto Willmann ist nach einer Meldung vom 14. Juli gestorben. Er war 1839 zu Lissa in der Provinz Posen als Sohn eines Kreisgerichtsdirektors geboren worden, hatte in Breslau und Berlin studiert, war lange Zeit über im Schuldienst tätig gewesen und war dann 1872 außerordentlicher, 1877 ordentlicher Professor der Philosophie und Pädagogik an der deutschen Universität Prag geworden, ein Amt, das er bis zum Jahre 1903 bekleidet hat. Er war als Philosoph von Herbart ausgegangen, hatte sich aber dann dem Studium der mittelalterlichen Scholastik zugewandt und in der Lehre des Thomas von Aquino den Höhepunkt aller Philosophie zu erkennen geglaubt. Seine dreibändige „Geschichte des Idealismus" sowie seine „Didaktik als Bildungslehre" wiesen ihm eine erste Stellung unter den katholischen Philosophen und Pädagogen der Gegenwart zu.

* * *

Der Senat der Stadt Hamburg hat in Übereinstimmung mit dem Bürgerausschuß beschlossen, dem plattdeutschen Dramatiker und Balladendichter Hermann Boßdorf in Anerkennung seiner Verdienste um die niederdeutsche Dichtkunst einen Ehrensold von 3000 Mark zu gewähren. Nach Detlev von Liliencron und Gustav Falke ist Hermann Boßdorf der dritte hamburgische Dichter, der durch einen Ehrensold ausgezeichnet wird.

Heinrich Federer ist anläßlich der Gottfried-Keller-Hundertjahrfeier von der Universität Bern zum Dr. phil. honoris causa ernannt worden.

Ludwig Günther, ordentlicher Honorarprofessor a. D. der Universität Gießen, wurde von der philosophischen Fakultät zum Ehrendoktor der Staatswissenschaften ernannt. Günther hat sich durch Forschungen über die deutsche Gaunersprache dauernde Geltung geschaffen. Seine Hauptwerke sind „Das Rotwelsch des deutschen Gauners" (1906) und „Beiträge zur Systematik und Psychologie des Rotwelsch" (1909/10).

Rudolf Hawel, der Verfasser des Volksstückes „Mutter Sorge" (1900), hat von dem Stadtrat der Gemeinde Wien eine jährliche Ehrenpension von 4000 Kronen erhalten.

Dem politischen Schriftleiter der „Chemnitzer Allgemeinen Zeitung", Ernst Heerdegen, ist auf Grund einer mit „sehr gut" zensierten Dissertation „Der Nachrichtendienst der Presse" der Doktorgrad der Philosophie von der Universität Leipzig verliehen worden.

Der fünfundachtzigste Geburtstag des tschechischen Dichters Adolf Heyduk am 7. Juni gestaltete sich zu einer Nationalfeier. Der Präsident der tschechoslowakischen Republik, Th. G. Masaryk, begrüßte mit dem Unterrichtsminister den greisen Jubilar persönlich in seiner Heimstätte in der südböhmischen Stadt Pisek; die tschechische Universität in Prag verlieh Heyduk das philosophische Ehrendoktorat; die Realschule in Pisek, an der Heyduk Jahrzehnte als Professor tätig war, wurde nach dem Jubilar benannt; ein großer Fonds

zur Unterstützung darbender Schriftsteller ist zu seinen Ehren gegründet worden.

Ellen Key hat zu ihrem siebzigsten Geburtstag eine Ehrengabe von 55 000 Kronen erhalten, an der 15 000 Spender in Schweden, Norwegen, Dänemark und Finnland beteiligt waren.

Albert Köster ist aus dem Vorstand der Goethegesellschaft ausgetreten.

Heinrich Lilienfein wurde zum Generalsekretär der Schillerstiftung gewählt.

Oscar Loerke ist zum Vertrauensmann der Kleiststiftung für das Jahr 1920 bestellt worden.

Das Grab von Hermann Löns ist an der Abzweigung der Straße Reims-Laon, die nach Loivre führt, aufgefunden worden. Löns' Gebeine wurden ausgegraben und auf dem Militärfriedhof Luxembourg, fünf Kilometer von Loivre, beigesetzt.

Die philosophische Fakultät der Universität Bonn hat den Dichter Thomas Mann anläßlich ihres hundertjährigen Jubiläums zum Ehrendoktor ernannt.

Fritz Mauthner ist anläßlich seines siebzigsten Geburtstages von seiner neuen Heimat Meersburg am Bodensee zum Ehrenbürger ernannt worden.

Johann Meerfeld, der aus der Arbeiterschaft hervorgegangen ist und seit Jahren Feuilleton-Redakteur der sozialdemokratischen „Rheinischen Zeitung" in Köln ist, wurde von der staatswissenschaftlichen Fakultät der neugegründeten Universität Köln zum Ehrendoktor promoviert.

Friedrich von Oppeln-Bronikowski hat nachträglich für seine Verdienste in der Kriegszeit das Eiserne Kreuz I. Klasse erhalten.

Josef Popper-Lynkeus, rühmlichst bekannt als Dichter und Sozialreformer, ist von dem wiener Stadtrat eine jährliche Ehrenpension von 6000 Kronen auf Lebensdauer ausgesetzt worden.

Zum ersten Vorsitzenden der deutschen Schillerstiftung wurde Exz. Rothe, zu seinem Stellvertreter Prof. Lienhard gewählt.

Conrad Schmidt, dem Theaterberichterstatter des „Vorwärts", der aber von Haus aus Nationalökonom ist und zurzeit im Auftrag der Regierung Vorlesungen über die Theorien des Sozialismus an der Technischen Hochschule in Charlottenburg hält, ist der Titel Professor verliehen worden.

Dem bulgarischen Nationaldichter Jvan Wasoff ist zu seinem siebzigsten Geburtstage vom Staat eine Nationalgabe von 100 000 Leva zuerkannt worden. Er ist gleichzeitig bis zu seinem Lebensende von allen Abgaben befreit worden.

* * *

Der Bauernfeldpreis im Betrage von je 2000 Kronen wurde an Walther Eidlitz, Viktor Fleischer, Leopold Hermann und Ernst Lothar verliehen.

Die Gesellschaft zur Pflege junger Dichtung, „Das junge Deutschland", hat Ehrengaben von zusammen 4000 Mark unter die jungen Dichter Alfred Wolfenstein, Otto Zarek, Friedrich Koffka, Hedwig Hyder und die Witwe Hermann Essigs verteilt.

Eugen Diederichs (Jena) hat für die Universität Jena 50 000 Mark zur Erteilung eines Lehrauftrages für deutsche, besonders thüringische Volkskunde gestiftet.

Der im vorigen Jahre nicht verliehene Fontanepreis wurde von dem diesjährigen Juroren Erik Ernst Schwabach dem Dichter Max Brod für seine bis jetzt vorliegenden prosaischen Gesamtwerke und dem Dichter Hermann Hesse für seinen Roman „Demian, die Geschichte einer Jugend" zuerkannt.

Die Johannes-Fastenrath-Stiftung in Köln hat ihre diesjährigen Preise an Richard Schaukal, Paul Zech, Hermann Horn, Karl Bröger, Maria-Luise Becker-Strube und Maria Janitschek verliehen.

Der diesjährige Kleistpreis, über den Dr. Franz Servaes zu entscheiden hatte, ist dem jungen Dichter Dietzenschmidt, dem Verfasser des Legendenzyklus „König Tod" und der Dramen „Jeruschalajims Königin", „Vertreibung der Hagar", „Christopher" und der „Kleinen

Sklavin" zuerkannt worden. Mit dem Kleistpreis wurde auch der junge Lyriker Kurt Heynicke bedacht. Ehrenvolle Erwähnungen wurden Julius Maria Becker, Oskar Maurus Fontana und Otto Zarek zuerkannt.

Das Nietzsche-Archiv in Weimar hat drei Preise an philosophische Autoren, wie alljährlich so auch diesmal, verteilt. Den ersten Preis erhielt Vaihinger für seine „Philosophie des Als — Ob", den zweiten Spengler für sein Buch „Untergang des Abendlandes", den dritten H. v. Keyserling für sein „Reisetagebuch eines Philosophen".

Der Preis für die von der rostocker Universität gestellte Preisaufgabe „Chaucers literarische Beziehungen zu Boccaccio" ist Fräulein Korten aus Bonn in Höhe von 200 Mark zuerkannt worden.

In den Ausschuß für den Schillerpreis sind vom Minister für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung berufen worden: Arthur Eloesser, Theodor Däubler, Heinrich Lilienfein, Gerhart Hauptmann, Julius Petersen, Hans Pfitzner und Max Reinhardt.

Der vom Tiroler Verlag geschaffene Preis für tiroler Künstler, der abwechselnd für Dichtkunst, bildende Kunst und Musik verliehen werden soll, kam zum erstenmal zur Verteilung und wurde für das Jahr 1919 Franz Kranewitter für seine tiroler Erzählungen und Dramen zuerkannt. Der Preis beträgt 2000 Kronen.

Im großen vaterländischen Preisausschreiben des Edda-Verlages Max Ahnert in Cassel wurden Hauptpreise verteilt an Werner Schulte, Ernst Wachler, Karl Stitzer, F. Schrönghamer-Heimdal, Maria Koch, Frau Voigtel, Marie von Rentzell, Karl Berner, Eduard Wagner, Heinz Raymann. Insgesamt wurden hundertfünfundvierzig Arbeiten mit Preisen ausgezeichnet.

Knut Hamsun ist der diesjährige Nobelpreis für Literatur zuerkannt worden. Sein „Pan" ist anläßlich seines sechzigsten Geburtstages (4. August) im Gyldendalschen Verlag in einer einmaligen Festausgabe von 1000 Exemplaren erschienen.

Der Goncourtpreis für 1919 ist Marcel Proust für sein Werk „A l'Ombre des jeunes filles en fleurs" zuerkannt worden. Das preisgekrönte Buch ist nicht sowohl Roman oder Novelle als vielmehr eine Sammlung autobiographischer Skizzen, die allerdings entschiedenes Talent der Selbstbeobachtung bekunden.

Der Thierspreis wurde von der Académie française zum Teil Frédéric Barbey zuerkannt, dem Autor von „Félix Desportes et l'annexion de Genève à la France".

Die schweizerische Schillerstiftung hat für ihre weihnachtliche Bücherverteilung diesmal Werke von Adolf Frey, Jakob Boßhart, Karl Stamm, Gottfried Keller, Henry Spieß, Virgile Rossel, Francesco Chiesa und Lansel gewählt.

Bei dem Preisausschreiben der Zytglogge-Gesellschaft wurde von Erteilung eines ersten Preises Abstand genommen. Einen zweiten Preis von je 400 Franken erhielten „Murni Fritz", Schauspiel in berner Mundart von Rudolf Trabold, „E Radikalkur", ein Lustspiel in berner Mundart von Fred Stauffer, „Die neji Kuur", Lustspiel in baselstädtischer Mundart von Carl Albrecht Bernoulli, „Nollepeetsch", Volksstück in Haslimundart von H. Bratschi. Je einen dritten Preis von 200 Franken erhielten „Sturmzeit", schweizerisches Schauspiel in Schriftdeutsch von Paul Lang, „Grand Hôtel Suisse", Lustspiel in berner Mundart von Fred Stauffer.

* * *

Die große weimarer Goethe-Ausgabe ist mit dem Erscheinen der letzten drei Registerbände zu Goethes Tagebüchern, die Hans Gerhard Gräf besorgt hat, nunmehr abgeschlossen. Die Ausgabe umfaßt 133 (143) Bände.

Der Leiter des Goethe-Nationalmuseums in Weimar, Hans Wahl, hat zwei wertvolle Bildnisse erworben, die Goethes Großvater, den Wirklichen Geheimrat Johann Wolfgang Textor und seine Gattin Anna Margarete geb. Lindheimer darstellen, sowie ein

Bildnis von Goethes Schwager, dem Bibliothekar Christian August Vulpius.

Der im Jahre 1878 gegründete Wiener Goethe-Verein, der im Jahre 1900 das Denkmal des Dichters an der Ringstraße errichtet hat und seit 1886 eine in ihrer Vollständigkeit dem Bibliophilen fast unerreichbare „Chronik" herausgibt, hat seine Tätigkeit trotz aller Hemmungen auch während der Kriegs- und Nachkriegszeit fortgesetzt. Im Jahre 1915 sprachen Brechler (Campagne in Frankreich), Castle (Gespräche mit Eckermann), Arnold (Faust II. Teil im Bilde), 1916 Witkowski (Goethes vaterländische Gesinnung), 1917 Peyer (der historische Faust im Bilde) und Castle (Pater Brey und Satyros), 1918 Weilen (Liebeslyrik des jungen Goethe), 1919 Arnold (Dem Gedächtnisse Weilens) und Peyer (Marianne von Willemer — Josef von Hammer). Der Ausschuß des Vereins hat seit Kriegsbeginn das Hinscheiden des ehemaligen Ministers Marchet, der Künstler König und Zumbusch, der Gelehrten Schipper, Waniek und Weilen zu beklagen; sein Präsidium besteht derzeit aus den Herren Ruß, Weckbecker und Arnold. 1915 erschien der achtundzwanzigste, 1916 der neunundzwanzigste Band der „Chronik" mit farbigen Faksimile-Wiedergaben bisher unveröffentlichter Bilder von Goethes Eltern (aus der lavaterschen Sammlung in der ehemals kaiserlichen Familien-Fideikommißbibliothek); als dreißigster bis zweiunddreißigster Band hat der Verein das Tafelwerk „Dr. Faust im Bilde" (1919) von Peyer herausgegeben.

Ludwig Tiecks nie vollendetes Shakespeare-Buch ist durch einen Fund auf der berliner Stadtbibliothek nicht unbeträchtlich ergänzt worden. Das 313 Seiten umfassende und von Tiecks eigener Hand geschriebene Manuskript stellt einen nach 1795 entstandenen Kommentar zu einundzwanzig Stücken Shakespeares dar. Tieck geht dabei durchaus von den Forderungen der lebendigen Bühnen aus, vergleicht mit Goethe und Schiller und den Zugstücken des deutschen Theaters und legt das Hauptgewicht auf technische Fragen.

In Berlin ist eine Ortsgruppe der Goethegesellschaft gebildet worden, die sich den Zweck setzt, der Goethegesellschaft zur Seite zu stehen und deren Aufgaben durch geeignete Aufnahmen in örtlichen Fragen zu unterstützen. Der Vorstand besteht aus Marie von Bunsen sowie den Herren von Biedermann, Eugen Zabel, Fritz Engel, Dr. Georg Paetel, Dr. Max Osborn, Professor Ferdinand Gregori und Karl Strecker.

Der im Laufe der letzten Jahre oft angeregte Gedanke, eine Kleistgesellschaft zu gründen, ist nach längeren Vorbereitungen nunmehr zur Tat geworden. Donnerstag, den 4. März, fand im Sitzungssaal der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin die Gründungsversammlung statt, der Vertreter der Wissenschaft und Kunst, der Industrie und des Handels sowie auch Mitglieder der Familie von Kleist beiwohnten.

Georg Minde-Pouet hat in dem literarisch und künstlerisch wertvollen Almanach zum leipziger Pressefest am 25. Februar zwei bisher unbekannte Körner-Funde aus Privatbesitz, einen Geburtstagsbrief an Schwester Emma und ein Gedicht „Weibertreue" veröffentlicht.

Heines Handexemplar der Erstausgabe der Harzreise, mit den sehr beträchtlichen und interessanten handschriftlichen Korrekturen Heines, ist aufgefunden worden. Es gibt wertvolle Aufschlüsse über Heines Arbeitsweise.

Elisabeth Förster-Nietzsche stellt fest, daß der „Hymnus an das Leben" weder nach Text noch nach Komposition von Nietzsche selbst herrührt. Den Text hat Lou Andreas-Salomé verfaßt, die Gesamt-Orchestrierung Peter Gast nach einer Hauptmelodie des von Nietzsche komponierten „Hymnus auf die Freundschaft". Nützlichkeitsrücksichten veranlaßten Nietzsche seinerzeit, seinen Namen für das Werk herzugeben.

Bei dem londoner Verleger Constable ist eine englische Ausgabe der Werke Jakob Böhmes erschienen, die von John Rolleston Earle herausgegeben und übersetzt worden sind. Jakob Böhme hat auf William Blake und einen Teil der englischen Romantik wenigstens indirekt großen Einfluß ausgeübt.



Unter dem Titel „The dramatic Works of Gerhart Hauptmann“ Edited by Ludwig Levisohn, London, Martin Secker, sind der fünfte, sechste und siebente Band der Dramen Gerhart Hauptmanns in englischer Übersetzung veröffentlicht worden.

In Neuyork erscheint seit 1912 im Verlage von B. W. Hübsch eine englische Ausgabe der gesammelten Werke von Gerhart Hauptmann, von der bis 1915 fünf Bände erschienen waren. Kürzlich sind der sechste und siebente Band herausgegeben worden.

Von Hugo von Hofmannsthals gesammelten Gedichten ist eine englische Übertragung erschienen, mit einer Einleitung von C. W. Stork: „The lyrical Poems of Hugo von Hofmannsthal“.

Richard Dehmel genoß in der tschechischen Literatur eine Beliebtheit, mit der sich keiner unter den jüngeren deutschen Lyrikern messen kann. Zahlreiche von seinen lyrischen Gedichten liegen in tschechischen Übersetzungen vor, und Namen wie K. S. Neumann oder Ottokar Fischer zeugen vom Werte dieser Umdichtungen; eine breit angelegte Auswahl seiner Lyrik hat der Dichter Lothar Suchy für den Druck vorbereitet. Ebenso ist seine erzählende Prosa für Kinder ins Tschechische mehrmals übersetzt. Nachhaltig und günstig wirkte der Einfluß seiner Poesie auf tschechische Schriftsteller, dem sich auch so eigenartige Künstler wie Sova oder Toman nicht entziehen konnten; demgemäß zerlegten und erklärten namhafte tschechische Kritiker Dehmels Werk. Erwähnenswert ist auch, daß seine Lieder und Sprüche von einigen tschechischen Musikern vertont wurden.

In einem Landhaus in der Nähe von Shrewsbury in England wurde ein dünnes in Pergament gebundenes Büchlein aufgefunden, das die Urausgabe von Shakespeares „The passionate Pilgrim“ (1599) mit bisher völlig unbekannten Zusätzen, sodann die fünfte Auflage von Shakespeares „Venus and Adonis“, an dritter Stelle Shakespeares „Lucrece“ (1600) und an vierter die Emaricdulfe-Sonette von 1599 enthält.

Hugh Walpole, dem bekannten englischen Romanschriftsteller, ist es gelungen, in einem kleinen Buchladen San Franciscos hundertundfünfzig Seiten Tagebuchaufzeichnungen Walter Scotts sowie zahlreiche Briefe Scotts an seinen Rechtsbeistand John Gibsen aufzufinden, ein Fund, den nicht der Zufall herbeigeführt hat und der für die englische Literaturgeschichte Bedeutung zu gewinnen verspricht.

Zwei wichtige Handschriften des Rolandliedes sind in Apt unweit Avignon von einem Bürgermeistereisekretär, der die Papiere eines in Apt ansässigen Advokaten durchsuchte, durch Zufall entdeckt worden. In einem Jahrbuch aus dem Jahre 1398 fand sich eine 3200 Verszeilen enthaltende prächtige gotische Handschrift, die, an den provenzalischen Forscher Dr. Jaquéme in Marseille gesandt, sich als zwei epische Romanzen in zehnsilbigen Gleichklangversen erwies, von denen die eine Roland in Saragossa, die andere Roland in Roncevaux schildert. Die neue Handschrift stellt ein wichtiges Bindeglied zwischen dem Rolandlied, der „Chanson de Roland" und der Rolandlegende, der „Fille de Roland", dar.

Der genfer Universitätsbibliothek ist es gelungen, aus einer Sammlung acht Briefe Rousseaus an Madame de Warens, zwischen 1737 und 1753 geschrieben, sechs Briefe an verschiedene Personen, einen Brief an Therese Lavasseur und ein wichtiges Fragment aus einer ersten vielfach mit Verbesserungen versehenen Niederschrift der „Nouvelle Heloïse" zum Gesamtpreise von 3250 Franken zu erwerben.

Von Diderot herstammende Handschriften sind aufgefunden worden, und zwar in einem Umfange von acht bis neun Druckbänden zu je sechshundert Seiten. Sie stellen nicht nur das gesamte Archiv der Familie Diderot dar, sondern enthalten auch den vollständigen Schriftwechsel mit Sophie Volland sowie zahlreiche Briefe mit dem weitverbreiteten Freundeskreise. Die Handschriften wurden von dem letzten Erben von Diderots Tochter einem gewissen Gautier übergeben, der 1918 an der

Front gefallen ist. Die Mitteilung über die Handschriften verdankt man dem ehemaligen Rektor des Seminars von Langres, Diderots Geburtsstadt, der eine Studie über den Abbé Diderot, den Bruder des Dichters, veröffentlicht hat.

Hundertundzehn neue Briefe von Stendhal aus den Jahren 1803—1817, die sich in dem Privatbesitz der Familie Lesbros-Bigillion befunden haben, werden demnächst veröffentlicht werden. Henriot, der die Nachricht im „Temps" mitteilt, nennt diese Briefe eine einzige Herzensergießung an die geliebte Schwester.

In Paris sind kürzlich bei einem Antiquitätenhändler Originalmanuskripte mit zahlreichen handschriftlichen Verbesserungen von fünf Märchen Hans Christian Andersens aufgefunden worden, und zwar „Das kleine Meerweibchen", „Des Königs neue Kleider", „Der fliegende Koffer", „Die Störche" und „Der Paradiesgarten".

In der Kirche San Francesco zu Ravenna ist ein Freskofragment entdeckt worden, das sich an einer sonst von Kalkbewurf entblößten Wand des linken Seitenschiffes über einem Türbogen befindet und für ein Bildnis Dantes angesprochen wurde. In der Tat bildet die Tür, über der sich das Bild befindet, den Eingang zum Franziskanerkloster, in dem der Dichter beigesetzt ist. Die Haltung des Bildes soll auffallend der Figur Dantes auf dem Relief am Grabdenkmal der kleinen Kapelle in der Via Dante gleichen, aber weder der Schnitt der Augen, noch die charakteristische Nase finden sich auf dem Fresko wieder, das zweifellos im Stil Giottos gehalten ist.

Im Nachlaß der berühmten Sängerin Frau Viardot-Garcia fand sich das Manuskript eines bisher unveröffentlichten Romans von Turgenjew „Das Leben für die Kunst", der die intimen freundschaftlichen Beziehungen des russischen Dichters zu der französischen Sängerin zum Gegenstand hat. Das Manuskript befindet sich unter Verschluß der Erben der Frau Viardot in ihrer Villa zu Bougival, wo auch Turgenjews Sterbebett gestanden hat.

* * *

Dr. Arthur Luther, Bibliothekar an der Deutschen Bücherei in Leipzig, hat eine interessante Statistik aufgestellt, der zu entnehmen ist, daß noch im letzten Friedensjahre hundertundsieben Bücher neuerer französischer Autoren in deutscher Sprache in Deutschland erschienen sind, 1914: 51, 1915: 10, 1916: 13, 1917: 18, wobei allerdings vlämische Autoren mitgezählt sind. Die Zahl der in deutscher Sprache erschienenen englischen Bücher betrug 1913: 106, 1914: 107, 1915: 20, 1916: 47, 1917: 16.

Der amerikanische Verlagsbuchhandel verzeichnet für das letzte Jahr 7625 Neuerscheinungen und 969 Neuauflagen. Von den 8594 Büchern stammten 7179 von amerikanischen Autoren, es fielen 904 auf Romane und Novellen, 500 auf Dramen und Gedichte, 433 auf Jugendschriften.

Nach einer Meldung des „Athenaeum" ist beschlossen worden, eine anglo-amerikanische Universitätsbibliothek für Zentraleuropa ins Leben zu rufen, die sich zum Zweck setzt, Bücher zu verleihen und Bücher mit zentraleuropäischen Bibliotheken auszutauschen. Die sehr unerfreuliche Tatsache, daß das englische Buch in Deutschland nahezu unerschwinglich geworden ist, hat die anglo-amerikanische Universitätsbibliothek ins Leben gerufen, deren Sekretariat B. M. Headicar übernommen hat.

Der englische Buchhandel, der während des Krieges einen starken Rückgang erfahren hatte, beginnt sich neuerdings wieder zu regen. 1919 sind im ganzen 8622 Werke, darunter 7323 Neuerscheinungen, verlegt worden, von denen 1712 in das Gebiet der schönen Literatur fallen (davon 1171 Neuerscheinungen und 83 Übersetzungen). Auffallend ist der starke Rückgang der historischen Literatur, die 1918 nur 629, 1919 nur noch 422 Veröffentlichungen aufwies. Der Preis des englischen Buches ist ungefähr auf das Doppelte des früheren Durchschnittspreises gestiegen.

Die Verlagsbuchhandlung Taddei in Ferrara hat unter Leitung von drei jungen Gelehrten der Universität in Ferrara ein Unternehmen ins Leben gerufen, das

die Popularisierung deutscher, englischer und französischer Literatur in Italien bezweckt. Leiter der Abteilung für deutsche Literatur ist Professor Luigi Filippi, der zunächst volkstümliche Ausgaben von Mörike, Keller und Kleists „Michael Kohlhaas" in italienischer Übersetzung herausbringen wird.

* * *

Der Deutschbund hat eine Adolf-Bartels-Stiftung zur Unterstützung deutschen Schrifttums ins Werk geleitet.

An der berliner Universität ist ein Seminar für Zeitungskunde und Zeitungspraxis eingerichtet worden.

Dem soeben ausgegebenen sechzigsten Jahresbericht der Deutschen Schillerstiftung ist zu entnehmen, daß die Gesamtsumme, welche an Verwilligungen seitens der Zentralkasse ausgegeben worden ist, 64 285 Mark betrug, davon entfielen auf lebenslängliche Pensionen 3810 Mark, auf vorübergehende Pensionen 33 575 Mark, auf einmalige Verwilligungen 26 900 Mark; hierzu kommen die Leistungen der Zweigstiftungen im Gesamtbetrage von 18 650 Mark und 7620 Kronen österr. Währung. Das Gesamtvermögen der Schillerstiftung betrug Ende 1918 2 534 750 Mark, 326 366 Kronen ö. W., 2000 Franken und Ende 1919 2 562 770 Mark, 282 666 Kronen ö. W., 2000 Franken.

* * *

Der Geschäftsstelle des Deutschen Bühnenvereins ist ein Dramaturgischer Beirat angegliedert worden, dem die Herren Prof. Dr. Alfred Klaar, Julius Bab, Rudolf Leonhard angehören.

Georg Kaisers Drama „Von morgens bis Mitternacht" gelangte am 29. März im londoner Lyric Theatre in einer Matinee zur Aufführung. Publikum wie Kritik verhielten sich ablehnend.

Georg Kaisers Bühnenwerk „Von morgens bis Mitternacht" wurde von der Orpheum-Theater-Company

in Neuyork zur Aufführung in englischer Sprache an den einunddreißig Theatern der Gesellschaft in Amerika erworben.

In Stuttgart ist ein Deutsches Theatermuseum eröffnet worden.

Ernst Tollers Drama „Die Wandlung" wird von Douglas Goldring ins Englische, von Henri Barbusse ins Französische, von Pedro Calderon de la Barca ins Spanische, von Karl David Marcus ins Schwedische übersetzt werden.

In Würzburg sind Vertreter der deutschen Länder, die Theater betreiben, und der deutschen Städte, die Theaterunternehmer sind, zusammengetreten und haben den Verband der deutschen gemeinnützigen Theater gegründet. Der Verband wird seinen Sitz in Mannheim haben. In den Verwaltungsrat wurden als erster Vorsitzender Dr. Kutzer, Mannheim, und als dessen Stellvertreter Ministerialrat Korn, München, gewählt.

Carl Zeiß, bislang Generalintendant der Frankfurter städtischen Bühnen, ist zum Generalintendanten der bayrischen Staatstheater ernannt worden.





Uraufführungen

Am ersten Mai. Eine Tragikomödie der Arbeit aus Friedenstagen. Von Karl **Adolph.** (Uraufführung im Komödienhaus Wien am 21. April 1920.)

Der Unmensch. Lustspiel in drei Aufzügen. Von Hermann **Bahr.** (Uraufführung im Residenztheater München am 4. November 1919.)

Der tote Tag. Drama in fünf Akten. Von Ernst **Barlach.** (Uraufführung im Schauspielhaus Leipzig am 22. November 1919.)

Das letzte Gericht. Eine Passion in vierzehn Stationen. Von Julius Maria **Becker.** (Uraufführung im Hessischen Landestheater Darmstadt am 10. Januar 1920)

Der Renegat. Schauspiel in vier Akten. Von Oskar **Bendiener.** (Uraufführung im Deutschen Volkstheater Wien am 29. Mai 1920.)

Adams Heimkehr. Komödie in fünf Akten. Von Max **Bittrich.** (Uraufführung im Stadttheater Freiburg i. B. am 14. Februar 1920.)

Friedrich der Große. Ein Schauspiel in zwei Teilen. Von Hermann **von Boetticher.** Erster Teil: **Der Kronprinz.** (Uraufführung im Staatstheater Berlin am 29. Januar 1920.)

Hexensabbath. Tragödie in fünf Akten. Von Hermann **von Boetticher.** (Uraufführung am Mannheimer Nationaltheater am 23. Februar 1920.)

Die Liebe Gottes. Ein ernstes Spiel. Von Hermann **von Boetticher.** (Uraufführung im Schauspielhaus Düsseldorf am 21. April 1920)

Kramer Kray. Nedderdütsche Komeedi in fief Akten. Von Hermann **Boßdorf.** (Uraufführung im Thaliatheater Hamburg durch die Niederdeutsche Bühne am 19. Januar 1920.)

Der ewige Mensch. Ein Drama in Christo in fünf Bildern. Von Alfred **Brust.** (Uraufführung im Stadttheater Halberstadt am 12. März 1920.)

Madelaine und ihr Page Hyazint. Ein Traumspiel in fünf Aufzügen und einem Vorspruch. Von Waldfried Burggraf. (Uraufführung im Stadttheater Würzburg am 11 Februar 1920.)

Familie. Groteske in drei Akten von Curt Corrinth. (Uraufführung im Neuen Volkstheater Berlin am 7. August 1920.)

Christofer. Ein groß und schön Legendenspiel. Von Dietzenschmidt. (Uraufführung im Königsberger Neuen Schauspielhaus am 1. Februar 1920.)

Unschuld. Drei Akte. Von Fritz Droop. (Uraufführung im Opern- und Schauspielhaus Hannover am 14. Januar 1920.)

Schellenkönig Kaspar. Drama in fünf Akten. Von Franz Dülberg. (Uraufführung im Alten Theater Leipzig am 28. November 1919.)

Das grüne Haus. Ein Schauspiel in vier Akten. Von Herbert Eulenberg. (Uraufführung im Hof- und Landestheater Meiningen am 14. Februar 1920.)

Gevatter Tod. Von K. von Felner. (Uraufführung im Reußischen Theater Gera am 12. Oktober 1919.)

Rolands Knappen. Märchenlustspiel in einem Vor-, Zwischen- und Nachspiel. Von K. von Felner. (Uraufführung am Reußischen Theater Gera am 13. März 1920.)

Im dritten Jahr. Drei Aufzüge. Von Otto Flake. (Uraufführung im Alten Theater Leipzig am 19. September 1919.)

Die Milchbrüder. Komödie in fünf Akten. Von Oskar Maurus Fontana (Uraufführung im Nationaltheater Mannheim am 13. Oktober 1919)

Godiva. Drama in fünf Akten. Von Hans Franck. (Uraufführung im Schauspielhaus Düsseldorf am 28. Februar 1920.)

Die Gabe Gottes. Tragödie in drei Aufzügen. Von Moritz Goldstein. (Uraufführung im Staatstheater Berlin am 17. Februar 1920.)

Scapa Flow. Dramatische Dichtung in zwei Akten. Von Reinhard Goering. (Uraufführung im Neuen Theater Frankfurt a. M. am 27. Januar 1920.)

Hadassa. Legendenspiel in drei Akten. Von Adolf Goetz. (Uraufführung in den Hamburger Kammerspielen am 10. November 1919.)

Menagerie. Vier Übungen. Von Kurt Goetz. (Uraufführung im Deutschen Künstlertheater Berlin am 26. Februar 1920.)

Hortense Ruland. Tragödie in drei Akten. Von **Max Halbe.** (Uraufführung am Mannheimer Nationaltheater am 28. November 1919.)

Der Retter. Dramatische Dichtung. Von **Walter Hasenclever.** **Die Entscheidung.** Komödie von **Walter Hasenclever.** (Uraufführung in der Tribüne Berlin am 20 September 1919.)

Gaukler, Tod und Juwelier. Spiel in fünf Aufzügen. Von **Carl Hauptmann.** (Uraufführung im Schauspielhaus Düsseldorf am 30. März 1920)

Das Hirtenlied. Ein Fragment. Von **Gerhart Hauptmann.** Einrichtung und Spielleitung von **Ernst Hardt.** (Uraufführung am Deutschen Nationaltheater Weimar am 27. März 1920.)

Der weiße Heiland. Dramatische Phantasie. Von **Gerhart Hauptmann.** (Uraufführung im Großen Schauspielhaus Berlin am 28. März 1920.)

Albine und Aujust oder Freut Euch des Lebens. Komödie in vier Akten. Von **Max Herrmann-Neisse.** (Uraufführung im Kleinen Schauspielhaus Berlin am 14. November 1919.)

Rumpelkamer. Ein Stück niederdeutschen Lebens. Von **Ludwig Hinrichsen.** (Uraufführung durch die Niederdeutsche Bühne in den Hamburger Kammerspielen am 10. März 1920.)

Der König. Drama in zehn Bildern. Von **Hanns Johst.** (Uraufführung im Staatstheater [Schauspielhaus] Dresden am 20. Mai 1920.)

Krach. Komödie in fünf Akten. Von **Harry Kahn.** (Uraufführung im Kleinen Schauspielhaus Berlin am 22. September 1919.)

Hölle, Weg, Erde. Stück in drei Teilen. Von **Georg Kaiser.** (Uraufführung im Frankfurter Neuen Theater am 5. Dezember 1919.)

Der gerettete Alkibiades. Ein Stück in drei Teilen. Von **Georg Kaiser.** (Uraufführung im Residenztheater München am 29 Januar 1920.)

Tanz auf dem Vulkan. Komödie in drei Akten. Von **Waldemar Kanter.** (Uraufführung im Schauspielhaus Leipzig am 29. November 1919.)

Der Unehrliche. Eine Tragödie in fünf Akten aus dem ungeschminkten Mittelalter. Von **Alfred Karrasch.** (Uraufführung im Neuen Schauspielhaus in Königsberg i. P. am 14. Mai 1920.)

Kaiserin Messalina. Drama in drei Akten. Von Hermann Kesser. (Uraufführung im Deutschen Volkstheater Wien am 14. November 1919.)

Der Totengräber. Drama in einem Akt. Von Klabund. (Uraufführung in den Kammerspielen Hamburg am 9. November 1919.)

Nachtwandler. Ein Spiel in fünfzehn Bildern. Von Klabund. (Uraufführung im Opern- und Schauspielhaus Hannover am 7. Mai 1920.)

Herr Oluf. Drama. Von Friedrich Koffka. (Uraufführung im Schauspielhaus Düsseldorf am 11. Mai 1920.)

Dimpfl. Groteske in drei Akten. Von Robert Kopal. (Uraufführung auf der Neuen Wiener Bühne am 5. September 1919.)

Himmel und Hölle. Eine Tragödie in fünf Akten und einem Epilog. Von Paul Kornfeld. (Uraufführung im Deutschen Theater Berlin am 21. April 1920.)

Die Richterin. Ein Drama aus der Zeit. Von Herbert Kranz. (Uraufführung im Schauspielhaus Düsseldorf am 4. November 1919.)

Die versilberte Braut. Ein buntes Spiel von Geld und Liebe in drei Akten. Von Kurt Küchler. (Uraufführung im Altonaer Stadttheater am 25. Dezember 1919.)

Christa die Tante. Ein Drama. Von Rolf Lauckner. (Uraufführung im Lessingtheater Berlin am 26. September 1919.)

Predigt in Litauen. Drama in elf Bildern. Von Rolf Lauckner. (Uraufführung in der Volksbühne Berlin am 8. November 1919.)

Das Gelübde. Schauspiel in vier Akten. Von Heinrich Lautensack. (Uraufführung im Münchener Schauspielhaus am 6. Dezember 1919.)

Die Pfarrhauskomödie. Carmen Sacerdotale. Drei Szenen. Von Heinrich Lautensack. (Uraufführung im Kleinen Theater Berlin am 5. Januar 1920.)

Ja, ja und ja. Eine ernste Komödie in drei Akten. Von Ernst Legal. (Uraufführung im Barmer Stadttheater am 28. Februar 1920.)

Ruth. Ein Hirtenlied in fünf Bildern. Von Karl M. Levetzow. (Uraufführung auf der Neuen Wiener Bühne am 11. Mai 1920.)

Das Gericht der Schatten. Vier Einakter. Von Heinrich Lilienfein. (Uraufführung im Württembergischen Landestheater Stuttgart am 11. Oktober 1919.)

Die Anfechtung. Schauspiel in einem Akt. Von Ernst Lissauer. (Uraufführung im Albert-Theater Dresden am 10. November 1919.)

Das Fenster. Ein Spiel des Lebens in drei Aufzügen. Von Joseph August Lux. (Uraufführung im Altonaer Stadttheater am 10. März 1920.)

Brabach. Drama in drei Akten. Von Heinrich Mann. (Uraufführung im Residenztheater München am 21. November 1919.)

Sterne. Ein Drama in vier Aufzügen. Von Hans Müller. (Uraufführung im Burgtheater Wien am 20. November 1919.)

Alkestis. Tragödie in vier Akten. Von Robert Prechtl. (Uraufführung im Staatstheater Berlin am 22. April 1920.)

Rumpelstilzchen. Lustspiel in drei Akten. Von Rudolf Presber. (Uraufführung am Hof- und Landestheater Meiningen am 5. Oktober 1919.)

Das Paradies. Eine Tragödie in drei Akten. Von Hans J. Rehfisch. (Uraufführung im Stadttheater Halle a. S. am 14 Januar 1920.)

Das Schicksal der Lore Braband. Drama in drei Akten. Von Hermann Reichenbach. (Uraufführung im Intimen Theater Nürnberg am 25. November 1919.)

Die Erbschaft der Lore Braband. Schauspiel in fünf Akten. Von Hermann Reichenbach. (Uraufführung im Thaliatheater Hamburg am 11. Februar 1920.)

Sie. Komödie in fünf Aufzügen. Von Georg Reicke. (Uraufführung im Komödienhaus Berlin am 22. November 1919.)

Leidenschaft. Tragödie in drei Akten. Von Karl Riebesell. (Uraufführung Theater Coburg am 27. Februar 1920.)

Die Kinderbergstadt. Eine wiener Komödie. Von Heinrich Rienößl. (Uraufführung im Deutschen Volkstheater Wien am 10. April 1920.)

Die Tragödie des Eumenes. Komödie in vier Akten. Von Thaddäus Rittner. (Uraufführung im Burgtheater Wien am 3. März 1920.)

Die sechs Schwäne. Märchenschauspiel. Von Karl Röttger. (Uraufführung im Schauspielhaus am 6. Dezember 1919.)

Die Gewaltlosen. Drama in drei Akten. Von Ludwig Rubiner. (Uraufführung im Neuen Volkstheater Berlin am 22. Mai 1920)

Golgatha. Spiel in neun Bildern. Von Arthur Ernst Rutra. (Uraufführung im Bochumer Stadttheater.)

Die Hochzeit in der Pickbalge. Ein heiteres Spiel. Von Wilhelm Scharrelmann. (Uraufführung im Thaliatheater Hamburg am 6. Oktober 1919.)

Parteien. Drama in (ursprünglich zwölf) fünfzehn Bildern. Von Werner Schendell. (Uraufführung am Reußischen Theater Gera am 30. April 1920.)

Der Herr Minister. Komödie in vier Akten. Von Paul Schirmer (Uraufführung im Komödienhaus Berlin am 6 März 1920.)

Der Geschlagene. Schauspiel in drei Akten Von Wilhelm Schmidtbonn. (Uraufführung im Deutschen Schauspielhaus Hamburg am 12. April 1920.)

Die Passion. Das Misterienspiel der Brüder Arnoul und Simon Greban. Aus dem Französischen des Jahres 1452 frei übertragen von Wilhelm Schmidtbonn. (Uraufführung im Künstlertheater München am 2. Juni 1920.)

Exzellenz Komödie in drei Akten. Von Heinrich Schmitt. (Uraufführung im Deutschen Schauspielhaus Hamburg am 30 Januar 1920.)

Die Schwestern oder Casanova in Spa. Ein Lustspiel in Versen. Drei Akte in einem. Von Arthur Schnitzler. (Uraufführung im Burgtheater Wien am 26. März 1920.)

Doppelkopf. Ein Marionettenspiel. Von Wilhelm v. Scholz. (Uraufführung in den Hamburger Kammerspielen am 4. März 1920.)

Kindertragödie. Ein Drama in drei Akten. Von Karl Schönherr. (Uraufführung im Deutschen Volkstheater Wien am 28. November 1919.)

Karfreitag. Ein Akt. Von Friedl Schreyvogl. (Uraufführung im Komödienhaus Wien am 21. April 1920.)

Gold. Ein Alltagsmärchen von Friedrich Sebrecht. (Uraufführung im Hof- und Landestheater Meiningen am 5. Dezember 1919)

Pharisäer. Komödie in drei Akten. Von Karl Sloboda. (Uraufführung auf der Neuen Wiener Bühne am 30. März 1920.)

Er kann nicht befehlen. Lustspiel in drei Akten. Von Wilhelm Speyer. (Uraufführung im Kleinen Schauspielhaus Berlin am 11. Oktober 1919.)

Die Irren. Drei Aufzüge von Ulrich Steindorff. (Uraufführung in der Tribüne Berlin am 11. Dezember 1919.)

Die Marquise von Arcis. Schauspiel in fünf Aufzügen nach Diderot Von Carl Sternheim. (Uraufführung im Frankfurter Schauspielhaus am 5. September 1919.)

Firlefanz der Puppendoktor. Traumphantasie in drei Akten mit Vor- und Nachspiel. Von Egon H. Straßburger und A. Werner. (Uraufführung im Freiburger Stadttheater.)

Der Papierreifen. Vier Grotesken. Von Wilhelm Stücklen. (Uraufführung im Alten Theater Leipzig am 13. März 1920.)

Die Raschhoffs. Drama in fünf Akten. Von Hermann Sudermann. (Uraufführung im Neuen Schauspielhaus Königsberg i. Pr. am 18. Oktober 1919.)

Die Wandlung. Das Ringen eines Menschen. Fünf Stationen. Von Ernst Toller. (Uraufführung in der Tribüne Berlin am 30 September 1919.)

Frau Gittas Sühne. Schauspiel in drei Aufzügen. Von Siegfried Trebitsch. (Uraufführung im Burgtheater Wien am 3. Februar 1920.)

Platz. Spiel in zwei Teilen. Von Fritz v. Unruh. (Uraufführung im Frankfurter Schauspielhaus am 3. Juni 1920.)

Der Kammerdiener. Ein eheliches Lustspiel. Von Robert Walter. (Uraufführung im Altonaer Stadttheater am 12. November 1919.)

Herakles. Dramatisches Gedicht in drei Akten. Von Frank Wedekind. (Uraufführung an den Münchener Festspielen im Prinzregententheater am 1. September 1919.)

Die Mutter. Drama in drei Aufzügen. Von Richard Wenz. (Uraufführung im Coburgischen Landestheater am 16. Januar 1920.)

Die Frau Rat. Komödie in drei Akten. Von Paul Wertheimer. (Uraufführung im Theater an der Wien am 31. März 1920.)

Das bist Du. Ein Spiel in einem Vorspiel und fünf Verwandlungen. Von Friedrich Wolf. (Uraufführung im Sächsischen Landestheater [Schauspielhaus] Dresden am 9. Oktober 1919.)

Wrack. Hamburger Volksstück in vier Akten. Von Wilhelm Friedrich Wroost (Uraufführung durch die Niederdeutsche Bühne im Altonaer Stadttheater am 16. September 1919.)

Johannes A Pro. Ein Schauspiel in drei Akten. Von Ernst Zahn. (Uraufführung im Stadttheater Würzburg am 27. Dezember 1919.)

Lob der Narrheit. Ein Spiel in zwei Teilen. Von Reinhold Zenz. (Uraufführung am Stadttheater Gießen am 16. April 1920.)

Der Leuchtturm. Ballade in einem Akt. Von Heinrich Zerkaulen. (Uraufführung im Essener Stadttheater am 15. Mai 1920.)

Das fofte Rad. Een Stück in dree Optög. Von Paul Zoder. (Uraufführung im Altonaer Stadttheater am 25. September 1919.)

Der Schneesturm. Ein Trauerspiel in fünf Akten. Von Otto Zoff. (Uraufführung im Frankfurter Schauspielhaus am 22. November 1919.)

Die Sendung Semaels. Jüdische Tragödie in fünf Akten. Von Arnold Zweig. (Reichsdeutsche [erste öffentliche] Uraufführung im Frankfurter Schauspielhaus am 29. Oktober 1919.)



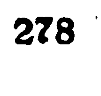


Namen- und Sachregister



Seite







Verzeichnis der Mitarbeiter

Das Register bearbeitete Monica Küttner





Inhalt

